

**GERMANISTISCHE  
STUDIEN**

**BAND X**



EGER, 2016

## Inhalt

Vorwort .....	3
<b>LITERATUR- UND KULTURWISSENSCHAFTEN.....</b>	<b>5</b>
GÁBOR TÜSKÉS: Zur deutschen Übersetzung des <i>Marci Kakuk</i> von J. Jenő Tersánszky .....	5
MARIANNA BAZSÓNÉ SÖRÉS: Typisierung von Frauen in den Werken von Elias und Veza Canetti.....	35
TÜNDE PAKSY: Verkettungen und Verzweigungen. Über das Doppelgän- germotiv in E. T. A. Hoffmanns Roman <i>Die Elixiere des Teufels</i> .....	45
GIZELLA BOSZÁK: Geschichte der Sathmarer Schwaben.....	55
ROZÁLIA BÓDY-MÁRKUS: Die Geschichte der deutschsprachigen Presse in Ungarn: ein Forschungsgebiet im Schnittpunkt mehrerer Disziplinen .....	67
<b>SPRACHWISSENSCHAFT .....</b>	<b>77</b>
JÍŘÍ PILARSKÝ: Dativfunktionen im Deutschen und im Ungarischen mit besonderer Rücksicht auf die „freien“ Dative .....	77
MÁRTA MURÁNYI-ZAGYVAI: Kurz oder lang? Zur Motivation der Kurzwortverwendung.....	89
MIHÁLY HARSÁNYI: Symmetrien und Asymmetrien in der Markierung der durativen Aktionsart in ungarisch-deutscher Relation.....	105
ESZTER KUKORELLI: Nähe oder Distanz? Verwendung der Tempora Präsens vs. analytisches Futur zur Bezeichnung von Zukünftigem im Deutschen und Ungarischen.....	119
RITA BRDAR-SZABÓ: Ereignisbezogene metonymische Eponyme im Sprachvergleich.....	135
ATTILA PÉTERI: <i>Ist das offensichtlich? Offensichtlich nicht.</i> Semantische und diskurslinguistische Aspekte des Satzadverbs <i>offensichtlich</i> .....	151
ROBERTA V. RADA: PolitikerInnen im Diskurs. Eine diskurslinguistische Analyse .....	165
KRISZTINA MUJZER-VARGA: Korpuslinguistische Untersuchung kommunikativer Routineformeln.....	181
ÁGNES HUBER: Konzept und Erforschung von Deutsch-als- Fremdsprache-Lernervarietäten .....	193
ERIKA KEGYES: Geschlecht, Schule und Interaktion .....	205
MÁRTA MÜLLER/ELISABETH KNIPF-KOMLÓSI: Ressourcen und Quellen des Wörterbuchs der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) .....	221
<b>METHODIK/DIDAKTIK.....</b>	<b>243</b>
ANDREA BÁNFFI-BENEDEK: Der Einsatz von Somatismen und Kinegrammen im DaF-Unterricht.Eine interkulturelle Annäherung .....	243
PÉTER LÓKÖS: Der Unterricht der deutschen Lyrik des Mittelalters und des Barocks am Lehrstuhl für Germanistik der Katholischen Péter-Pázmány-Universität .....	255
ERZSÉBET KÉZI: Die Probleme des Fremdsprachenunterrichtes im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland und in Ungarn.....	263
Verfasserinnen und Verfasser.....	271

## VORWORT

Der Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur der Károly-Eszterházy-Hochschule Eger feierte im Jahre 2015 den 25. Jahrestag seiner Gründung. Aus diesem Anlass luden wir Kolleginnen und Kollegen aus dem In- und Ausland, unter ihnen auch unsere ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein, um uns über aktuelle Fragen der Germanistik auszutauschen. Es war uns eine große Freude, dass fast 50 von ihnen die Einladung zur Konferenz annahmen.

Die Jubiläumskonferenz *Tradition und Zukunft germanistischer Forschung und Lehre* fand vom 27. bis zum 28. März 2015 an der Károly-Eszterházy-Hochschule statt. Die thematischen Schwerpunkte der Tagung lagen auf sprach- und literaturwissenschaftlichen Fragen, sowie auf didaktischen und methodischen Konzepten. Als Hauptvortragende konnten Prof. Dr. Gábor Tüskés (Leiter der Abteilung für das 18. Jahrhundert des Instituts für Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und Ordinarius des Instituts für Komparatistik der Károly-Eszterházy-Hochschule) und unser ehemaliger Kollege, Heinrich Heinrichsen, (Fachberater für Deutsch der Zentralstelle für das Auslandsschulwesen) gewonnen werden. Auf die beiden Plenarvorträge folgten insgesamt 34 Sektionsvorträge. Die Konferenz wurde schließlich durch ein abwechslungsreiches Abendprogramm und eine Führung durch die Stadt und das alte Universitätsgebäude abgerundet.

Der vorliegende Band enthält neben dem Plenarvortrag von Herrn Prof. Dr. Tüskés insgesamt 18 Beiträge aus den Sektionen Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Methodik-Didaktik.

Wir bedanken uns herzlich bei allen, die zum Gelingen unserer Jubiläumskonferenz beigetragen haben und wünschen eine anregende Lektüre.

Eger, im März 2016

Der Herausgeber

## ZUR DEUTSCHEN ÜBERSETZUNG DES *MARCI KAKUK* VON J. JENŐ TERSÁNSZKY

Gábor Tüskés\*

Der Kurzromanzzyklus *Marci Kakuk* gehört zu den im Ausland wenig bekannten Klassikern der ungarischen Erzählprosa der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sein Protagonist war zwar bereits zu Lebzeiten des Autors zur literarischen Symbolfigur des sympathischen Landstreichers, Überlebenskünstlers und Schürzenjägers in seinem Heimatland geworden, eine entsprechende Positionierung des Werkes im Kontext der europäischen Literatur steht jedoch noch aus; seine Bekanntheit außerhalb der Landesgrenzen ist nach wie vor stark begrenzt. Dabei konnte der deutsche Leser dem Namen Tersánszky bereits in der zweiten Hälfte der 30er Jahre begegnen, als einige seiner Erzählungen, Romanepisoden, Essays und Feuilletons in der deutschsprachigen Budapester Tageszeitung *Pester Lloyd* erschienen.<sup>1</sup> Die erste deutsche Übersetzung eines – nicht zum Zyklus gehörenden – Kurzromans wurde 1937 in Budapest publiziert<sup>2</sup>, Tersánszkys kleine Ungarn-Geschichte wurde für das Ausland auf Englisch und auf Französisch im

---

\* Der Autor ist wiss. Rat am Institut für Literaturwissenschaft des Geisteswissenschaftlichen Zentrums der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (Budapest) und Univ.-Prof. am Institut für Komparatistik der Károly Eszterházy Universität für angewandte Wissenschaften (Eger).

<sup>1</sup> So z.B.: Der verspätete Gedanke. In: *Pester Lloyd*, 25. Dez. 1936 (Nr. 293.), S. 39–40; Wer ist der Liebling? In: *Pester Lloyd*, 31. Juli 1938 (Nr. 171.), S. 1–2; Die weinenden Puppen. In: *Pester Lloyd*, 6. Nov. 1938 (Nr. 252.), S. 1–3; Der Zigeunerkönig. In: *Pester Lloyd*, 16. Juni 1939 (Nr. 135.), S. 3–4; Die Waagschalen. In: *Pester Lloyd*, 25. Juni 1939 (Nr. 143.), S. 1–2; Wofür keine Belohnung gebührt. In: *Pester Lloyd*, 30. Juli 1939 (Nr. 172.), S. 1–3; Willkommen in unserem Kreis... In: *Pester Lloyd*, 27. Okt. 1939 (Nr. 245.), S. 3–4; Das verpfuschte „Einkindsystem“. In: *Pester Lloyd*, 3. Dez. 1940 (Nr. 277.), S. 4. („Marci“, der Kosenamen für Márton [Martin], wird im Ungarischen als „Marzi“ ausgesprochen.) Zum Roman vgl. Tüskés, Gábor: Zur Metamorphose des Schelms im modernen Roman. Jenő J. Tersánszky: *Marci Kakuk*. Im Auftrag der Grimmelshausen-Gesellschaft Münster hg. von Peter Heßelmann. Münster 2015. – Für die sprachlich-stilistische Überprüfung und Glättung des Beitrags danke ich Klaus Haberkamm (Münster), Marion Kobelt-Groch (Hamburg) und Dieter Breuer (Aachen) herzlich.

<sup>2</sup> Tersánszky, Eugen J.: *Die Hasengulasch-Legende*. Budapest [1937].

nächsten Jahr herausgegeben.<sup>3</sup> Der auf Deutsch bereits publizierte Kurzroman wurde 1940 in französischer Übersetzung zusammen mit einem französischsprachigen Beitrag über den Autor veröffentlicht.<sup>4</sup> In einer deutschsprachigen Anthologie ungarischer Erzähler von 1943 war er ebenfalls dabei.<sup>5</sup>

Die deutsche Adaptation von fünf weiteren Romanen und eines seiner Kinderbücher haben ab 1957 verschiedene DDR-Verlage publiziert.<sup>6</sup> Stark gekürzt und um eine Erzählung<sup>7</sup> willkürlich ergänzte Teilübersetzungen des *Marci Kakuk* erschienen in den 60er und 70er Jahren in deutscher, französischer, tschechischer und bulgarischer Sprache.<sup>8</sup> Diese Teilübersetzungen vermitteln sowohl strukturell als auch sprachlich-stilistisch ein falsches und fragmentarisches Bild vom Original, das eine angemessene Rezeption verhindert.<sup>9</sup> 1965 publizierte der Budapestener Corvina Verlag die englische Übersetzung von zwei weiteren Romanen in einem Band.<sup>10</sup> Die Zahl der Beiträge über Tersánszky in englischer, französi-

<sup>3</sup> Tersánszky, Joseph Eugene: The history of Hungary. With pictures of Stephen Pekáry. Transl. by Paul Tabor. Budapest [1938]; Ders.: L'histoire des hongrois. Ill. de Étienne Pekáry. Budapest [1938].

<sup>4</sup> Tersánszky, Joseph Eugène: La légende du civet de lièvre. In: Nouvelle Revue de Hongrie, 1940, 1, S. 484–498, 1940, 2, S. 44–55, 131–140, 221–232; Jankovich, François: Joseph-Eugène Tersánszky. In: Nouvelle Revue de Hongrie, 1940, 1, S. 475–483.

<sup>5</sup> Würze des Lebens. Romane und [...] Novellen aus dem Ungarischen. [Arbeiten von J. Jenő Tersánszky, Z. Gesztélyi-Nagy u.a.] Zusammengestellt u. hg. von der Ungarischen Paprika-Propagandastelle. Wien, Berlin, Zürich 1943.

<sup>6</sup> Tersánszky, Jenő J.: Die Geschichte eines Bleistifts. Roman. Übers., Nachw. v. Álmos Csongár. Ill. v. Leo Haas. Berlin 1957; Ders.: Nichts als Ärger. Aus d. Ungar. v. Álmos Csongár. Ill. v. Leo Haas. Berlin 1959; Ders.: Mischli mit dem schwarzen Schwanz. Übers. v. Liane Dira, dt. Textbearb. v. Álmos Csongár. Ill. v. Emy Róna. Berlin, Budapest 1961 (2. Aufl. 1962); Ders.: Auf Wiedersehen, Liebste! Roman. Übers., Nachw. v. Álmos Csongár. Berlin 1973 (2. Aufl. 1984); Ders.: Legende vom Hasengulasch. Die Dirne und die Jungfer. Zwei Erzählungen. Übers., Nachw. v. Álmos Csongár. Berlin 1980. – Für die Auskünfte über seine Tersánszky-Übersetzungen und für die Überlassung von eigenen Arbeiten zum Thema danke ich Álmos Csongár (Berlin) herzlich.

<sup>7</sup> Tersánszky, Jenő J.: Marci Kakuk im Glück. Übers. v. Álmos Csongár. Berlin 1968.

<sup>8</sup> Tersánszky, Jenő J.: Martin Kuckuck auf Wahlfang [= Stimmenfang]. Übers. v. Álmos Csongár. Ill. v. Georg Hirsch. Leipzig 1968; Ders.: Marci Kakuk. Ein ungarischer Schelmenroman. Übers., Nachw. v. Álmos Csongár. Berlin, Budapest 1975; Ders.: Martin Coucou. Roman. Trad. par Roger Richard, avant-propos par Aurélien Sauvageot. Budapest 1968; Ders.: Martin Kukačka. Prel. Magda Reinerová, doslov Julius Karel Soucek. Praha 1962; Ders.: Mladosztta na Marcü Kukubücata. Roman. Prev. Katja Kamenova, pred. Georgi Krumov. Sophia 1969.

<sup>9</sup> Zur deutschen Übersetzung des Romans vgl. unten.

<sup>10</sup> Tersánszky, Jenő J.: Good-by, my Dear. The Harlot and the Virgin. Transl. by Barna Balogh. Budapest 1965.

scher und deutscher Sprache ist unbedeutend<sup>11</sup>, die Nachworte der Adaptationen enthalten nur die wichtigsten, manchmal auch irreführenden Angaben zu Autor und Werk. Die fremdsprachigen Zusammenfassungen über die Geschichte der ungarischen Literatur gedenken des Dichters nur kurz oder erwähnen seinen Namen überhaupt nicht.<sup>12</sup>

## Entstehung des Marci Kakuk

Das Hauptwerk entstand zwischen 1920 und 1941 als eine lose Folge von sieben Kurzromanen, die 1942 in der ersten Gesamtausgabe in zwei Bänden – unter Auslassung des zuvor aus Zensurgründen nicht publizierten Kurzromans – mit einem neuen Titel, einem Vorwort und einem „Nachklang“ versehen zu einem einzigen großen Roman zusammengeführt wurden. In der zweibändigen Neuauflage von 1950 wurde die Erzählung *Weihnachten bei Gyuri Ruzska* von 1913, in der die Kunstfigur Marci Kakuk in einer Zwischenrolle zum ersten Mal auftritt, vorangestellt. In der neunten, zweibändigen Ausgabe von 1961 erscheint eine „Orientierung“ des Autors als Vorwort über die Entstehungs- und Publikationsgeschichte des Werkes. In der zehnten, erweiterten, d.h. ersten kompletten Gesamtausgabe letzter Hand in einem Band von 1966 kam der zuvor nicht publizierte Kurzroman hinzu, das Vorwort wurde ebenfalls erweitert. (Abb. 1)

Die Chronologie der Entstehung der einzelnen Kurzromane und der Erzählung ist mit ihrer Reihenfolge in den Gesamtausgaben von 1942 und 1966 identisch, auch die Titel der einzelnen Teile in den Gesamtausgaben stimmen mit den Titeln der Erstausgaben der Romane und der Erzählung überein. Die Chronologie der Entstehung ist aber mit der Chronologie der Erstpublikation in Zeitschriften bzw. mit der der Erstausgaben in Buchform nicht ganz identisch. *Erbschaft aus Amerika* wurde zuerst 1933 in der Zeitschrift *Nyugat* publiziert<sup>13</sup>, erschien aber erst 1941 in Buchform; ein Teilabdruck des *Heldenspielers Marci Kakuk* erschien 1936 in der Zeitschrift *Szép Szó* (Schönes Wort)<sup>14</sup>, der ganze Text wurde aber erst in der Gesamtausgabe 1966 veröffentlicht. Die Erzählung *Weihnachten bei*

<sup>11</sup> Reményi, Joseph: J. Jenő Tersánszky. Writer of Picaresque Stories. In: *The South Atlantic Quarterly* (Durham), 52 (1953), No 3, July, S. 391–398; Tamás Ungvári: Tersánszky und das Erbe der ungarischen Prosa. In: *Budapester Rundschau*, 1968, Nr. 37, S. 7.

<sup>12</sup> Z.B. Reményi, Joseph: *Hungarian Writers and Literature. Modern Novelists, Critics, and Poets.* Ed., intr. by August J. Molnár. New Brunswick 1964; *Geschichte der ungarischen Literatur. Eine historisch-poetologische Darstellung.* Hg. v. Ernő Kulcsár Szabó. Berlin/Boston 2013, S. 355, 694.

<sup>13</sup> *Nyugat* repertórium. Hg. v. Ferenc Galambos. Budapest 1959, S. 74.

<sup>14</sup> Tersánszky, J. Jenő: *Kakuk Marci új kalandja. (Regény-részlet)* [Marci Kakuks neues Abenteuer. Romanepisode] In: *Szép Szó*, 1936, I, 2, S. 166–176. Vgl. Kendéné Palágyi, Erzsébet: *A Szép Szó repertórium* [Das Repertorium der Zeitschrift *Szép Szó*]. Budapest 1974, S. 71. Nr. 604.

*Gyuri Ruzska* erschien zuerst 1913 im *Nyugat*<sup>15</sup>, als Teil des Zyklus wurde sie erst in die erweiterte Gesamtausgabe von 1950 aufgenommen. 1957 erschien eine Auswahlausgabe mit *Weihnachten bei Gyuri Ruzska, Marci Kakuks Jugend und Erbschaft aus Amerika*, die später mehrmals nachgedruckt wurde.

Die Entstehung des Werks in seiner endgültigen Form hat demnach beinahe die ganze Laufbahn Tersánszkys begleitet: Die erste komplette Gesamtausgabe stand erst 1966 zur Verfügung. Zwischen Entstehungs- und Editions-geschichte besteht ein komplexes Verhältnis; die beiden sind in engster Weise miteinander verbunden. Die ungewöhnlich lange Entstehungs- und Editions-geschichte des Romans blieb auch für die deutsche Teiladaptation nicht ohne Folgen.

Tersánszky entwickelt im ersten *Marci-Kakuk*-Kurzroman ein archetypisches Handlungs- und Weltmodell, das er in den darauffolgenden Werken weiter ausbaut und differenziert. Die Figur gebrauchte er auch für weitere Erzählungen<sup>16</sup>, Bühnenbearbeitungen<sup>17</sup> und für einen neuen Kurzroman<sup>18</sup>, in denen Marci die Hauptrolle oder eine wichtige Zwischenrolle spielt. Diese Schriften hat er aber nie mit dem großen Roman verbunden oder vermischt.

<sup>15</sup> *Nyugat* repertórium (wie Anm. 13), S. 92.

<sup>16</sup> Tersánszky, Józsi Jenő: A vásárfia. Kakuk Marci további kalandjai [Das Marktgeschenk. Weitere Abenteuer Marci Kakuks]. In: *Az Est*, 25. Dez. 1923 (Nr. 291.), S. 20; Ders.: A medál. (Kakuk Marci kalandjai) [Die Medaille. (Abenteuer Marci Kakuks)]. In: *Nyugat*, 17 (1924), II, S. 743–769. Dieselbe Erzählung unter einem anderen Titel: Tersánszky, Józsi Jenő: Kakuk Marci szerencsése [Marci Kakuks Glück]. In: Ders.: *Kakuk Marci szerencsése*. Budapest, 1936, S. 5–58. Die deutsche Adaptation dieser Erzählung, das erste Stück der Sammlung mit dem gleichen Titel, wurde an zweiter Stelle in die deutsche Teilausgabe des Romans von 1975 unter dem Titel „Marci Kakuk im Glück“ mit aufgenommen. Tersánszky: *Marci Kakuk* (wie Anm. 8), S. 110–159. Die Neuauflage von drei *Marci-Kakuk*-Erzählungen (*Kakuk Marci rendet csinál* [Marci Kakuk macht Ordnung], *Kakuk Marci új kalandja* [Marci Kakuks neues Abenteuer] und *Kakuk Marci szerencsése* [Marci Kakuks Glück]) In: Tersánszky, Józsi Jenő: *A vén kandúr* [Der alte Kater]. Budapest 1980, S. 309–416. Die 1936 publizierte Romanepisode *Marci Kakuks neues Abenteuer* (vgl. Anm. 14) aus dem Heldenspieler erscheint in diesem Band irrtümlich als selbstständige Erzählung (S. 337–357). Weitere *Marci-Kakuk*-Historien aus den Jahren von 1924 bis 1932: *A/B*; *A rigók* [Die Amseln]; *A beteg* [Der Kranke]; *A bugyigó* [Die Hose]; *A javulás* [Die Verbesserung]; *A tilalom* [Das Verbot]; *Jó kis nyomorúság* [Gutes kleines Elend]. Neuauflage in: Tersánszky, Józsi Jenő: *A tiroli kocsmáros. Elbeszélések 1910–1958* [Der Wirt von Tirol. Erzählungen 1910–1958]. Bd. 1. Hg. v. János Czibor. Budapest 1958, S. 321–351. Vgl. Szalay, Károly: *Tisztességes gaztekergő*. Tersánszky Józsi Jenő novelláiról [Ehrlicher Landstreicher. Über die Erzählungen Tersánszkys]. In: Ders.: *Bálányák a próféta képző főiskolán*. Budapest 1980, S. 32–49, hier: S. 32–33.

<sup>17</sup> Tersánszky, Józsi Jenő: *Kakuk Marci szerencsése. Háromfelvonásos bohóság* [Marci Kakuks Glück. Ein Lustspiel in drei Akten]. In: Ders.: *A kegyelmesasszony portréja*. Budapest 1971, S. 125–181; Tersánszky, Józsi Jenő: *Kakuk Marci kiházását. Zenés, énekes vígjáték hat képből* [Marci Kakuk heiratet aus. Ein Lustspiel mit Musik und Gesang in sechs Bildern]. In: Ders.: *A kegyelmesasszony*, S. 61–123

<sup>18</sup> Tersánszky, Józsi Jenő: *Kakuk Marci rendet csinál* [Marci Kakuk macht Ordnung]. Budapest [1943].

## Sprache, Erzählweise

Die Sprache und die Erzählweise im Roman Tersánszkys stehen in der ungarischen Literatur allein und sichern dem Werk auch im internationalen Vergleich eine Sonderstellung. Die Sprache ist völlig individuell, unkonventionell, in hohem Maße bildhaft, sinnlich, affektiv und lebendig, stellenweise sogar eigenwillig, die Grenzen der Literatursprache sprengend. Sprache und Romanwelt passen vollkommen zusammen.<sup>19</sup> Die auktoriale Sichtweise wird in erster Linie sprachlich inszeniert; es besteht eine enge Verbindung zwischen Sprache, Formgebung und geistiger Veranlagung des Autors.<sup>20</sup> Vor allem die Sprache schafft die Atmosphäre des Werks und erschließt den Charakter der Figuren. Die scheinbar „unmittelbare“, durchstilisierte Vortragsweise, die der gesprochenen Sprache besonders nahe steht, wird mit einem formal perfekten Fabulieren verbunden.<sup>21</sup> Die Nähe zur gesprochenen Sprache durchzieht das ganze Werk.<sup>22</sup> Diese eigenartige Sprache und Erzählweise des Romans taucht spurenweise auch in anderen Werken Tersánszkys auf.<sup>23</sup>

Es ist kein Wunder, dass diese Sprache und Erzählweise bereits von den Zeitgenossen kontrovers beurteilt wurde. „Tersánszkys Sätze sind die am meisten beweglichen, heitersten Sätze der ungarischen Literatur [...]. Tersánszkys Worte sind heitere Worte.“ – schrieb z.B. Zoltán Zelk auf der einen Seite, „Stilromantik“, „gefährliche Maniriertheit“, „Kentaur-Stil. Parfait, übergossen mit Zwiebel-sauce“ – meinten Antal Szerb, László Németh und Emil Kolozsvári Grandpierre auf der anderen Seite.<sup>24</sup> Der Sprachwissenschaftler Lajos Lőrincze hat aber mit Recht betont, dass Tersánszkys Sprache, insbesondere Quellen und Funktionen der verschiedenen Spracheigenheiten so gut wie unbekannt sind.<sup>25</sup>

<sup>19</sup> Schöpflin, Aladár: Tersánszky. In: Nyugat, 28 (1935), S. 179–182.

<sup>20</sup> Szegi, Pál: Tersánszky Józsi Jenő. In: Nyugat 21 (1928), I, S. 873–882.

<sup>21</sup> Kulcsár Szabó, Ernő: A literalizált eszköztelenség. Személyiség és jelhasználat Tersánszky regényírásában [Die literarisierte Mittellosigkeit. Persönlichkeit und Zeichengebrauch in Tersánszkys Romankunst]. In: Hungarológiai Közlemények, 22 (1990), 1–2, S. 17–29, hier: S. 24.

<sup>22</sup> Kéry, László: Tersánszky J. Jenő: Kakuk Marci. In: Vigilia, 8 (1942), S. 396–398.

<sup>23</sup> Herceg, János: Tersánszky nyomában [Auf Tersánszkys Spuren]. In: Híd, 52 (1988), 12, S. 2285–2291, hier: S. 2286.

<sup>24</sup> Zelk, Zoltán: A föltaláló [Der Erfinder]. In: Élet és Irodalom, 14. Sept. 1968. S. 7; Vargha, Kálmán: Tersánszky Józsi Jenő. In: A magyar irodalom története 1905-től 1919-ig [Geschichte der ungarischen Literatur von 1905 bis 1919]. Hg. v. Miklós Béládi. Budapest 1965, S. 389–399, hier: S. 395; Kolozsvári G., Emil: Kakuk Marci vadászkalandja [Jagdabenteuer Marci Kakuks]. In: Erdélyi Helikon, 8 (1935), S. 74–75.

<sup>25</sup> Lőrincze, Lajos: Rejtély [Rätsel]. (1978) In: Virgonc szavak virgonc királya. In memoriam Tersánszky Józsi Jenő. Hg. v. Tamás Tarján. Budapest 1999, S. 276–280.

Zu den sprachlich-stilistischen Besonderheiten im Roman sei bemerkt, dass die kräftige alte ungarische Prosa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch einen allzu gedrängten, matten, farbigen und unpräzisen Romanstil in den Hintergrund gedrängt wurde. Ihm fehlte vor allem eine entsprechende Wiedergabe des Konversationstons und des Dialogs. Tersánszky schuf eine völlig neue, scheinbar tief unter der Literatursprache befindliche, hochliterarisierte Gaunersprache, wobei er nicht einmal vor der Verknüpfung nicht zusammengehöriger Stilelemente wie vor der Häufung kleinerer sprachlich-stilistischer Fehler zurückschreckte und sich die Missachtung mancher Sprachregel erlaubte. Dabei hat er auch die Dialogform erneuert: Die Aussprüche der Gesprächspartner sind miteinander auf enge Weise verbunden, stellen gemeinsame Schöpfungen der Redeteilnehmer dar, rufen einander gegenseitig ins Leben.

Für die Romansprache sind ein bildkräftiger Wortschatz und eine ungewöhnliche Lizenz, eine eigenartige Vielschichtigkeit, Formenvielfalt, Buntheit und Lebensnähe charakteristisch. Hinter der Fassade einer sich unscheinbar gebenden Sprache wird ihr kunstvoller Charakter erst nach eingehender Untersuchung sichtbar. Wesentlich für Tersánszkys Sprachstil ist der Gebrauch der Alltagssprache und des Dialekts von Maramuresch in bewusster Mischung mit der Hochsprache, der Jugend-, Handwerker-, Bauern- und Bergmannsprache sowie des Argots, woraus die für ihn typische Abwechslung von rhetorisch-aphoristischem und volkstümlich-schwankhaftem Ton als Imitation der gemischten wie fragmentarischen Rede der dargestellten Sozialgruppen entsteht.<sup>26</sup> Die Saloppheit des Alltags wird literarisiert. Über den Leser ergießt sich eine überwältigende Flut von Neuschöpfungen, Fremdwörtern, dialektalen Ausdrücken, Redensarten, Sprichwörtern, Interjektionen, Füllwörtern und Wiederholungen. Gewählte Ausdrücke mischen sich mit Wendungen der Alltagssprache, oft werden Wörter mit gegensätzlicher Stimmung miteinander verbunden. Die Syntax und die Betonung der Wörter weichen häufig von der Regel ab.<sup>27</sup> Mit Hilfe des Sprachregisters des Protagonisten führt Tersánszky einen eigenen Sprachstandard ein und schafft eine einheitliche, souveräne Sprache, die sich von den literarischen Konventionen der Zeit grundsätzlich unterscheidet.<sup>28</sup> (Abb. 2)

Schaut man den Wortschatz, also die Grundelemente der Arbeit mit der Sprache, etwas näher an, so fällt zuerst die hohe Zahl der dialektalen Ausdrücke

<sup>26</sup> Vargha: Tersánszky (wie Anm. 24), S. 394–395; Czine, Mihály: „Csak föl a fejfel...” [„Nur Kopf hoch...“]. In: Ders.: *Nép és irodalom*. Bd. 1. Budapest 1981, S. 159–163, hier: S. 162–163.

<sup>27</sup> Szalay: *Tisztességes gaztekergő* (wie Anm. 16), S. 44.

<sup>28</sup> Hervai, Cecília: *Pikareszk hagyomány Tersánszky Kakuk Marci ifjúsága című regényében* [Pikarische Tradition in Tersánszkys Roman Marci Kakuks Jugend]. In: *Doktoranduszok fóruma*. Miskolc, 2009. november 5. Miskolci Egyetem Bölcsészettudományi Kar szekciókiadványa. Hg. v. Kornélia Szőke. Miskolc 2009, S. 22–26, hier: S. 25.

All das ergibt eine merkwürdige Pulsierung und einen unregelmäßigen Rhythmus im Stil. Die Sprache drückt eine Kraftfülle und das unbändige Spielerische aus. Eine weitere Funktion der Sprachartistik liegt darin, die Starrheit der Worte aufzulösen; Tersánszky will auch mit der Sprache ein eigenes Bewusstsein von Freiheit schaffen. Sie ist Ausdruck des Unwillens, sich der bürgerlichen Gesellschaft anzupassen.<sup>31</sup> Die Sprache besitzt bei ihm beinahe eine strukturelle Funktion und eine inhaltliche Perspektive<sup>32</sup>: Sie hält die episodische Handlung zusammen, sichert der Erzählung einen einheitlichen Ton und suggeriert die direkte Wahrnehmung der Wirklichkeit.

Für die Erzählweise ist auf den ersten Blick eine bewusste Einengung der Ausdrucksmittel, eine „literarisierte Mittellosigkeit“<sup>33</sup> charakteristisch, wobei es sich in Wirklichkeit um eine hochkomplexe Einfachheit, um eine „unendlich zusammengesetzte, raffinierte Nachlässigkeit“ handelt.<sup>34</sup> Das Hauptmerkmal des Tersánszkyschen Stils, in dem eine seiner künstlerischen Hauptstärken besteht, ist die „Schelmenhaftigkeit“, eine „burschikose Kraftfülle“<sup>35</sup>, die sich vor allem in der ungewöhnlichen, vagen Verbindung der Wörter und Sätze, in der ausgefallenen Wortwahl, der Wortbildung und der eigenartigen Interpunktion sowie im Humor und in der Ironie manifestiert. Tersánszky ist ein „schlauer Stilist“; die demonstrative „Dekomponiertheit“ des Stils dient bei ihm dazu, die heterogene Lebenswirklichkeit, die „grosse Vermengung der Menschen“ abzubilden. (Abb. 5)

Die narrative Komposition des Textes ist von einer wuchernden Erzählweise, einem geradezu unbändigen Erzählrang und einer Fluktuation der stilistischen Potenzen und der Sprachregister gekennzeichnet. Dialogischer Umgangston, ironisch-drastische Rede, detaillierte Milieuschilderung wechseln einander ab, Märchenerzählung, Merkverse, Lyrik, Didaxe alternieren im dichten Nacheinander. Längere, handlungsstarke Abschnitte und kurze, affektive Reflexionen, lange und kurze Sätze, fiktive und wirklichkeitsnahe Elemente stehen in unmittelbarer Nähe.<sup>36</sup> Tersánszky sieht, beobachtet und beschreibt, konzentriert sich immer auf das Wesentliche, analysiert aber nicht oder nur selten. Der tiefere Sinn dieses

<sup>31</sup> Eine in der Kindheit von ihm geschaffene eigene Kunstsprache erwähnt Tersánszky in seiner Autobiographie als Mittel der Auflehnung gegen die bürgerliche Erziehung. Tersánszky, Józsi Jenő: *Életem regényei* [Romane meines Lebens]. Budapest 1968, S. 127.

<sup>32</sup> Szegi: Tersánszky (wie Anm. 20).

<sup>33</sup> Kulcsár Szabó: *A literarizált* (wie Anm. 21), S. 24.

<sup>34</sup> Kolozsvári G.: *Kakuk Marci* (wie Anm. 24).

<sup>35</sup> Csurka, István: *Ámulás Tersánszky stílusa fölött* [Verwunderung über den Stil Tersánszkys]. In: *Új Írás*, 8 (1968), 9, S. 107–109; Schöpflin, Aladár: *Kísérletek, ifjúság. Tersánszky Józsi Jenő novelláskönyve* [Versuche, Jugend. Die Erzählsammlung Tersánszkys]. In: *Nyugat*, 11 (1918), II, S. 703–704.

<sup>36</sup> Tarján, Tamás: *Az egyes szám első személyű előadásmód Tersánszky Józsi Jenő regényeiben* [Die Ich-Form in den Romanen Tersánszkys]. In: *Valóság és varázslat*. Hg. v. Lóránt Kabdebó. Budapest 1979, S. 205–213, hier: S. 207–209.

merkwürdigen Einfalt-Stils, der Scheinnaivität des vorgeschobenen Ich-Erzählers liegt in der Ironie: Tersánszky sieht die Welt als Satiriker und übt Kritik in einer sprachlich-stilistisch mehrfach verschlüsselten Form.

Die Position der Erzählerfigur bleibt unmarkiert: Man kann nur rätseln, dass der Protagonist vor einer Gesellschaft, die aus mehreren Personen besteht, seine Abenteuer erzählt.<sup>37</sup> Zwischen der gedrängten Ereignisfülle und dem Fehlen einer kohärenten, breit angelegten Geschichte entsteht eine eigentümliche Spannung. Die direkte Erzählung der Geschichte, die Spontaneität der Rede und die affektive Nähe zur dargestellten Welt sind weitere wichtige Merkmale. Tersánszky schafft ein intimes Verhältnis nicht nur zwischen dem Erzähler und der Geschichte, sondern auch zwischen dem Erzähler und dem Leser<sup>38</sup>, als ob er am Ort der Geschichte und im Augenblick der Erzählung einen Dialog mit dem Leser beginnen würde. Das Verhältnis zwischen Erzähler und Leser erinnert bei ihm an die Relation zwischen Sprecher und Zuhörer. Diese stilisierte Oralität, die künstlerisch organisierte Redevielfalt, die herausragende Rolle des Dialogs und ihre kontextuelle Vielfalt kennzeichnen die Erzählweise grundsätzlich. Die Dynamik des Erzählens, die Länge der Absätze im Dialog wird durch den Stakato-Rhythmus der mündlichen Erzählung und durch das affektive Gewicht des Inhalts bestimmt.<sup>39</sup> Die prägnante Dialogstruktur verweist auf die entwickelten dramaturgischen Fähigkeiten Tersánszkys. Strukturierung und Rolle der Dialoge sind mit Form und Funktion der Gesprächsszenen bei Grimmelshausen in mehrerer Hinsicht vergleichbar.<sup>40</sup> (Abb. 6)

Zu den wichtigen Merkmalen des Stils gehören die Situations- und Sprachkomik, der Humor und die Ironie. Das Lachelement als Auffassungs- und Darstellungsmodus schelmisch-simplicianischen Erzählens durchzieht das ganze Werk. Hauptquellen für den Humor sind die verschmitzte Redeweise des Protagonisten, das Denken in Gegensätzen innerhalb einer einzigen Szene, die leidenschaftslose Darstellung von lustigen oder traurigen Ereignissen, die Schwänke und die Vermischung der intendierten Unschuld mit einer naiven Poesie.<sup>41</sup> Satirische Karikierungen, Übertreibungen und ein fröhlicher Pessimismus kommen noch hinzu. Die „naive“ Erzählweise Marcis und die dargestellte soziale Wirklichkeit werden

<sup>37</sup> Dérczi, Péter: Az elbeszélő hagyomány átalakítása. Tersánszky Józsi Jenő regényeinek néhány szerkezeti vonásáról [Die Transformierung der Erzähltradition. Über manche strukturelle Züge der Romane Tersánszkys]. In: *Hungarológiai Közlemények*, 22 (1990), 1–2, S. 1–10, hier: S. 10.

<sup>38</sup> Thomka, Beáta: Történetekből épített világ [Aus Geschichten erbaute Welt]. In: *Híd*, 52 (1988), 12, S. 2292–2297, hier: S. 2293.

<sup>39</sup> Bóka, László: Az amerikai örökség [Erbschaft aus Amerika]. In: *Nyugat*, 34 (1941), S. 500–502.

<sup>40</sup> Deeg, Stefan: und wie du bist / so redestu. Zu Form und Funktion der Gesprächsszenen im *Simplicissimus* Deutsch. In: *Simpliciana*, 17 (1995), S. 9–38.

<sup>41</sup> Rónay, László: Tersánszky Józsi Jenő. Budapest 1983, S. 127–129.

immer wieder ironisch überspielt bzw. entmythisiert. Eine Hauptquelle der Ironie besteht darin, dass der Protagonist, die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs suchend, in Soma auf eine Person trifft, die ihn immer wieder erpresst, von der sein eigenes Wesen sich aber in größerer Entfernung befindet als das Naturell seines Erpressers von den korrupten Vertretern der Gesellschaft. Tersánszky ironisiert nicht nur die Vertreter der vornehmen Welt, die Marci nicht aufnehmen, sondern auch den Protagonisten, der nicht erreichen kann, was er will.<sup>42</sup> (Abb. 7)

Sämtliche Figuren und Örtlichkeiten werden im Roman mit Namen genannt, und die Namen haben, zusammen mit den scheinbar anorganischen Abschweifungen in der Handlung, eine starke atmosphärische Wirkung. Die geographische Lokalisierung des Wanderwegs mit fiktiven Ortsnamen suggeriert den Eindruck dargestellter Wirklichkeit.<sup>43</sup> Die Handlung wird oft durch eine zunehmende Verdichtung der Episoden verzögert. Typische Komponenten des modernen Romans, wie der innere Monolog und die Verschiebung der Zeitperspektive, werden nur selten gebraucht. Die Milieuschilderung ist meistens lediglich skizzenhaft, doch charakteristisch, die Umgebung wird durch die Figuren und durch die Handlung lebendig, vor allem aber durch die Sprache und den Vortragston veranschaulicht. Die sekundären Requisiten zur Schaffung einer Stimmung, wie z.B. Beschreibungen, und die reflexiven Elemente sind auf ein Minimum reduziert.<sup>44</sup> Die erotischen Situationen werden ausführlich und differenziert vorbereitet, es bleibt aber fast immer bei Andeutungen.

## Die deutsche Teilübersetzung

Die deutsche Teilübersetzung des Romans hat ihre eigene Geschichte, die aus mehreren Gesichtspunkten aufschlussreich ist. Der Übersetzer Álmos Csongár ist nicht nur ein besonders eifriger Vermittler der ungarischen Literatur in der DDR, sondern auch „der“ deutsche Übersetzer Tersánszkys: Neben drei Teilen des *Marci Kakuk*<sup>45</sup> hat er eine nicht zum Roman gehörende, aber in seine Übersetzung willkürlich eingefügte Marci-Kakuk-Erzählung<sup>46</sup> und fünf weitere seiner Kurzromane<sup>47</sup> zwischen 1957 und 1980 übertragen. Außerdem bearbeitete er den Text der deutschen Übersetzung eines Tersánszkyschen Kinderbuches.<sup>48</sup>

<sup>42</sup> Vajda, Gábor: Az erotikum életformája. Kakuk Marci-regények [Die Lebensform der Erotik. Marci-Kakuk-Romane]. In: *Híd*, 52 (1988), 12, S. 2306–2323, hier: S. 2315.

<sup>43</sup> Rónay: Tersánszky (wie Anm. 41), S. 130.

<sup>44</sup> Czine: „Csak föl a fejjel...“ (wie Anm 26), S. 162.

<sup>45</sup> Tersánszky: Martin Kuckuck auf Wahlfang (wie Anm. 8); Ders.: Martin Kakuk (wie Anm. 8).

<sup>46</sup> Tersánszky: Marci Kakuk im Glück (wie Anm. 7).

<sup>47</sup> Vgl. Anm. 6.

<sup>48</sup> Tersánszky: Misch (wie Anm. 6).

Darüber hinaus ist er als Essayist und Autor mehrerer populärer Bücher über Nietzsche bekannt<sup>49</sup>; seine romanhafte Autobiographie hat er in zwei verschiedenen Fassungen, 1984 und 2006 herausgegeben.<sup>50</sup> Seine Biographie und seine Arbeit als Autor wie Übersetzer tragen zur Beurteilung des deutschen *Marci Kakuk* wesentlich bei.

Csongárs Autobiographie ist das Bekenntnis eines überzeugten Sozialisten und Marxisten, eines gebürtigen Ungarn, der 1943 nach Deutschland ging und dessen Wahlheimat sieben Jahre später die DDR wurde. Beide Fassungen der Autobiographie, entstanden zum Teil auf der Grundlage eines Tagebuchs, sind mit Fabulierlust und mit Finesse geschriebene kulturgeschichtliche Dokumente, aber auch Mittel der Identitätsstiftung, der Selbststilisierung wie der Legitimation; Ereignisse und Personen werden vorwiegend subjektiv geschildert. Csongár bringt die Chronologie oft durcheinander, Fakten der eigenen Biographie und der Politik werden auf seltsame Weise miteinander verbunden und nachträglich, teilweise schematisch interpretiert; historische Ereignisse sind manchmal tendenziös dargestellt. Ein gewisser missionarischer Eifer durchzieht den ganzen Text, der in der zweiten Fassung mit einem utopischen Credo für ein neues Überdenken des Begriffs der Demokratie und einem Plädoyer für eine „prinzipielle Erneuerung des politischen Systems im Sinne eines solidarischen Miteinanders“ endet. Im neuen Epilog zur zweiten Fassung reflektiert er die Eingriffe der DDR-Zensur in der ersten Version und präsentiert sich als „geläuterter Linker“. Die zweite Fassung wurde stark umgearbeitet, ganze Kapitel und mehrere Episoden wurden stillschweigend gestrichen und einige Kapitel umbenannt. Die für die Übersetzungsarbeit besonders aufschlussreichen Kapitel „Mittler zwischen den Völkern“ und „Mit Wörterbuch und Fingerspitzengefühl“ sind ebenfalls weggefallen. Die zwei Fassungen sind eine eigene Untersuchung wert.

Csongár wurde 1920 in Ungvár/Ushgorod, einer Kleinstadt in Ost-Ungarn/Karpaten-Ukraine geboren, die bis 1920 zu Ungarn, zwischen 1920 und 1938 zur Tschechoslowakei, von 1945 bis 1992 zur Sowjetunion gehörte und regionales Zentrum eines ökonomisch zurückgebliebenen Landstrichs war. Ungvár liegt etwa 140 km nördlich von Tersánszky Geburtsstadt, Autor und Übersetzer stammen also aus zwei Nachbarregionen, die im Hinblick auf Geschichte, geographische Lage, kulturelle Traditionen, Multiethnizität und Mehrsprachigkeit gemeinsame Züge aufweisen. Auch die Verwandtschaft in Csongárs bürgerlicher Familie war multiethnisch gefärbt. Seine Großmutter väterlicherseits war deut-

<sup>49</sup> Csongár, Álmos: Ich liebe dich auf ungarisch. Erzählungen, Feuilletons, Humoresken. Berlin 2008; Ders.: Mein Kater der Philosoph. Berlin – Leipzig 2013; Ders.: Den Gefangenen Nietzsche befreien. Cuxhaven, Dartford 2000; Ders.: Der gute Europäer aus der Sicht von Friedrich Nietzsche. Cuxhaven, Dartford 2003; Nietzsche light. Zwischen Genie und Wahn. Berlin, Leipzig 2010; Ders.: Herdenmoral. Gut deutsch sein heißt sich entdeutschen. Berlin 2012.

<sup>50</sup> Csongár, Álmos: Mit tausend Zungen. Beichte eines wechselvollen Lebens. Berlin 1984; Ders.: Wie die Jungfrau zum Stier wurde. Fluch und Segen eines Jahrhunderts. Berlin 2006.

scher Abstammung. Deutsch lernte er – nach eigener Aussage – in der Familie von einem „deutschen Kindermädchen [...] aus der slowakischen Zips“<sup>51</sup> und im Gymnasium; an der Universität Debrecen studierte er Germanistik und klassische Philologie. Seine Russisch-, Tschechisch- und Französischkenntnisse erwarb er ebenfalls am Gymnasium.

Sein Interesse für Nietzsche und für die russische Literatur datieren aus seiner Studentenzeit, in der er zeitweilig – nach eigener Aussage – Sympathisant der Pfeilkreuzler-Bewegung war.<sup>52</sup> 1940 führte ihn ein Stipendium nach München, wo er ein fanatischer Nietzscheaner wurde. 1943 erwarb er sein Diplom in Debrecen und ging als Humboldt-Stipendiat nach Berlin, um über Nietzsche zu promovieren. Die bei Alfred Bäumler geplante Dissertation blieb jedoch unvollendet. 1944 schlug er eine Ernennung zum Direktor eines Gymnasiums in Südungarn aus, im nächsten Jahr heiratete er Lissy Lang, eine deutsche Frau aus einer Arbeiterfamilie.

Nach 1945 hat er sich dem Sozialismus verschrieben. Er gehörte zu den ersten Dozenten für russische und sowjetische Literatur an der Volkshochschule Berlin-Mitte, leitete einen Russischkurs in der Sprachschule „Olympia“, übersetzte sowjetische Autoren und publizierte Artikel sowie Übersetzungen im *Start* und in der *Jungen Welt*. Die Lektüre der Broschüren Georg Lukács' erleichterte ihm – nach eigener Aussage – „den Zugang zum Marxismus“, wobei er Essays und Artikel von Lukács ins Deutsche übersetzte. Er gründete den „Südost-Pressedienst“, schrieb Artikel über aktuelle Ereignisse in Ungarn, war für eine Zeit Redakteur des „Bulletins der Ungarischen Botschaft in der DDR“ und übersetzte Texte aus dem Tschechischen für Walter Bartel. 1949 trat er in die SED ein, wurde dort Protokollführer, 1951 aber hat man ihn, den „Staatenlosen“, suspendiert. Nach der Gründung der DDR zog er mit seiner Familie in den Ostsektor Berlins. Als politischer Publizist arbeitete er nahezu zwei Jahrzehnte lang für die DDR-Presse und für den Rundfunk. Er beteiligte sich an Literaturdiskussionen und forderte die Durchsetzung der „neuen Thematik“; 1952 wurde er Mitglied des Deutschen Schriftstellerverbandes und schrieb in der Folgezeit Rezensionen zu Büchern von E. Strittmatter, F. Fühmann, Ch. Wolf, P. Hacks, G. Kunert, K. Mundstock und anderen. In den 60er Jahren schloss er Freundschaft mit Karl Grünberg, einer bekannten Persönlichkeit der Arbeiterbewegung und einem Vertreter der Arbeiterliteratur.<sup>53</sup>

Mit der Übersetzung aus dem Ungarischen begann er, nach eigener Aussage, um 1950, als er Ausschnitte aus Károly Paps Roman *Azarel* übertrug und zur Publikation empfahl. Er konnte sich jedoch nicht durchsetzen. Mit Gyula Krúdys Roman *Das Blutgericht von Tiszaeszlár*, in dem die Geschichte eines Ritualmord-

<sup>51</sup> Csongár: Mit tausend Zungen (wie Anm. 50), S. 379.

<sup>52</sup> Ebd., S. 258–259.

<sup>53</sup> Ebd., S. 377–378.

prozesses bearbeitet wird, erging es ihm ähnlich.<sup>54</sup> Seine erste Übersetzung aus dem Ungarischen in Buchform erschien 1951.<sup>55</sup> Bei seinem Besuch in Budapest 1954 regte ihn Péter Veres, Präsident des Ungarischen Schriftstellerverbandes zu weiterer Übersetzungsarbeit an. Csongár lernte Georg Lukács persönlich kennen und auf dessen Empfehlung kam es zur ersten Begegnung mit Tersánszky. Im gleichen Jahr edierte Csongár eine teilweise von ihm übersetzte Anthologie zur zeitgenössischen Literatur in Ungarn<sup>56</sup>, u.a. mit Beiträgen von Autoren, die damals als „Konterrevolutionäre“ galten; nach der Niederschlagung des Aufstandes von 1956 wurde das Buch – nach eigener Aussage – eingestampft. 1959 gab er ein Büchlein über Ungarn in der Reihe „Land und Leute“ beim Berliner Verlag heraus.<sup>57</sup> Anfang der 60er Jahre schrieb er eine „kurze Geschichte der ungarischen Literatur“ für den Leipziger Reclam Verlag, das Manuskript wurde jedoch nicht publiziert.<sup>58</sup> 1965 machte er ein Interview mit Imre Dobozy, dem langjährigen Präsidenten des Ungarischen Schriftstellerverbandes für das *Neue Deutschland*. In den 60er, 70er und 80er Jahren hat er zahlreiche Werke der ungarischen Erzählprosa übersetzt, darüber hinaus aber auch viele Fachbücher, u.a. aus dem Bereich der Kunstgeschichte, der Literaturkritik, der Geschichte und des Films. Im Jahre 2000 wurde er für seine Bemühungen um die ungarische Literatur mit der „Goldmedaille der Republik Ungarn“ ausgezeichnet.

Csongár hat – außer Tersánszky – insgesamt etwa dreißig Prosawerke aus dem Ungarischen ins Deutsche übersetzt, ediert, und/oder mit einem Nachwort versehen sowie zu literarischen Anthologien als Übersetzer beigetragen. Unter den Autoren mit einem eigenen Band oder mehreren Bänden befinden sich Klassiker aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wie Zsigmond Móricz und Pál Szabó, Autoren sozialistischer Ausrichtung, wie z.B. István Asztalos, Imre Keszi, Antal Hidas und Imre Dobozy sowie bedeutende Schriftsteller der Nachkriegszeit unterschiedlicher Prägung, wie z.B. József Lengyel, Ferenc Sánta, Gábor Thurzó, Tibor Cseres, Tamás Bárány, Béla Gábor, István Bart und Árpád Göncz. Die Bücher erschienen zumeist bei bekannten DDR-Verlagen, wie z.B. Aufbau, Volk und Welt, Tribüne, Volk und Wissen, Verlag der Nation, Eulenspiegel, zum Teil als Gemeinschaftsausgabe mit dem Budapester Corvina-Verlag. Kleine ostdeutsche Verlage, wie z.B. die Evangelische Verlags-Anstalt, der Altberliner Verlag Grosze und der kleine ungarische Verlag Scholastica tauchen nur gelegentlich auf. Die Quantität der Übersetzungen ist imposant, die Qualität der Originalwerke und der Übersetzungen sehr unterschiedlich.

<sup>54</sup> Ebd., S. 431.

<sup>55</sup> Asztalos, István: Der Wind weht nicht von ungefähr. Roman. Übers. v. Álmos Csongár. Berlin 1951. (2. Auflage: 1952)

<sup>56</sup> Ungarn erzählt. Ein Einblick in die ungarische Literatur. Ausgew. u. zusammengestellt von Hilde Standfest, Heinz Kühn, unter Mitw. v. Álmos Csongár, Horst Görsch. Berlin 1954.

<sup>57</sup> Csongár, Álmos: Ungarn. Berlin [1959]. (2. Auflage: Leipzig 1964)

<sup>58</sup> Csongár: Mit tausend Zungen (wie Anm. 50), S. 430.

Auf die Probleme der Übersetzung aus dem Ungarischen geht Csongár im Kapitel „Mit Wörterbuch und Fingerspitzengefühl“ der ersten Fassung seiner Autobiographie kurz ein. Hier schildert er auch die Geschichte seiner Beziehung zu Tersánszky, den er seinen „väterlichen Freund“ nennt, und erzählt von seiner ersten Begegnung mit der Erzählung *Marci Kakuk im Glück*. Die speziellen Schwierigkeiten bei der Übertragung der Tersánszkyschen Sprache bleiben jedoch völlig ausgespart. Diese Fragen werden weder im Nachwort zur Teilübersetzung des *Marci Kakuk* noch in den Nachworten zu anderen Romanen Tersánszkys berührt. Der Übersetzer tritt in den Nachworten vor allem als Biograph, als Zeithistoriker und als Interpret der Werke auf und versucht, seine sozialistisch-marxistische Weltansicht in Biographie und Werk zu projizieren.

Die letztere Bestrebung fällt im Nachwort zur Teilübersetzung des *Marci Kakuk* besonders auf, wo z.B. „die kultur- und geistesfeindliche Atmosphäre des Horthy-Regimes“, „die faschistische Justiz“ in Ungarn pauschal erwähnt, das Blühen des sozialistischen Realismus „in der Moskauer Emigration“ und die „ungarische Volksdemokratie“ gelobt werden. Er schreibt über „Lumpenproletarier und Plebejer“, über „plebejischen Geist“ bei Tersánszky, obwohl der Autor diese Worte überhaupt nicht gebraucht hat. Die Interpretation des Werks ist schematisch, nicht frei von Sachirrtümern und Formulierungen aus der Publizistik. Er habe jene „Episoden“ ausgewählt, „die besonders charakteristisch sind für die Entwicklung und das Naturell dieses ungarischen Eulenspiegels, die zugleich aber die zunehmende Vervollkommnung des Autors bei der Verwirklichung seiner künstlerischen Idee augenfällig machen.“<sup>59</sup> Über die Adaptation bemerkt er nur so viel, dass „so manches von diesem eigenartigen Rhythmus“ gewiss verlorengelange, und: „Müssten Marci und seine Kumpane ihr Ungarisch wörtlich wiedergeben, sie gerieten unweigerlich mit der strengen Wortfolge des Deutschen in Konflikt und blieben auf keinen Fall immer salonfähig.“<sup>60</sup> Die Romanfiguren stellt er, auf eine Feststellung der Fachliteratur rekurrierend, neben „Gorkis Barfüßler, von denen sie sich allerdings durch ihre Verschlagenheit und ihre heitere Unbekümmertheit unterscheiden“, und reiht den Protagonisten „in die Galerie der großen Landstreicher und Schalksnarren [...], in die Reihe von Nasreddin, Eulenspiegel, Lazarillo, Gil Blas, Breugnon und Schwejk“ ein.<sup>61</sup> In Allusion an Stefan Zweig, der Romain Rollands *Meister Breugnon* (1914) als das „letzte große

<sup>59</sup> Csongár: Nachwort. In: Tersánszky: *Marci Kakuk* (wie Anm. 8), S. 480. In einem elektronischen Brief vom 1. März 2014 teilte mir Álmos Csongár mit, dass er bei der Auswahl diejenigen Kapitel berücksichtigt habe, „die am stärksten gesellschaftskritisch sind.“ Ein weiterer Gesichtspunkt sei „der große Erfolg des ‚MK im Glück‘“ gewesen. Im elektronischen Brief vom 2. April 2014 meint Csongár, Tersánszky sei mit der Auswahl einverstanden gewesen. „Doch der größte Verlag für ausländische Literatur Volk und Welt – die Ungarin Georgine Baum – lehnte schließlich nach langem Hickhack die Publikation ab.“

<sup>60</sup> Ebd., S. 482–483.

<sup>61</sup> Ebd., S. 481, 483. Vgl. Kerékgyártó, István: Tersánszky Józsi Jenő alkotásai és vallomásai tükrében [J. J. T. im Spiegel seiner Werke und Bekenntnisse]. Budapest 1969, S. 150.

Lachen vor dem Krieg“ bezeichnet habe, nennt er *Marci Kakuk* „das letzte große Lachen vor dem Zweiten Weltkrieg.“ Manche Abschnitte des Nachwortes von 1975 übernahm er in das Kapitel „Mit Wörterbuch und Fingerspitzengefühl“ der Autobiographie von 1984.

Csongár hat 1972 beinahe hundert an ihn gerichtete Originalbriefe Tersánszky's dem Literaturmuseum Petöfi übergeben<sup>62</sup>, wo sie nun zusammen mit Csongár's Originalbriefen an Tersánszky<sup>63</sup> im Nachlass untersucht werden können. Der Briefwechsel umfasst die Zeit von 1955 bis zum Tode des Romanciers. Zwischen 1955 und 1961 war der Briefwechsel intensiv, dann sind die Briefe etwas seltener geworden. Tersánszky schrieb immer mit der Hand, Csongár bis zum 25. August 1956 mit der Hand, dann fast immer mit der Schreibmaschine. Der Briefwechsel ist eine erstrangige Quelle für die Entstehung der Tersánszky-Übersetzungen, insbesondere für die des *Marci Kakuk*. Es werden aber auch Csongár's Bemühungen um eine Veröffentlichung, seine Schwierigkeiten mit den Verlegern und manche Gründe beleuchtet, die zu einer verzögerten Publikation führten. Verstreut findet man Bemerkungen zum auktorialen Selbstverständnis Tersánszky's.<sup>64</sup> Darüber hinaus werfen die Briefe Licht auf die Tätigkeit, die Arbeitsweise und die inneren Angelegenheiten der ostdeutschen und der ungarischen Verlage. Man kann aber auch über die kulturellen Verbindungen zwischen den beiden Ländern sowie über die Lage ihrer Autoren und der Literatur einiges erfahren. Aus den Briefen Tersánszky's geht hervor, dass er nicht gut Deutsch konnte, aber davon überzeugt war, dass Csongár's Übersetzungen in adäquater Weise Sprache und Stil seiner Werke wiedergeben.<sup>65</sup> Er vertraute Csongár ganz in der Frage der Übersetzung und der Verbreitung seiner Werke. Im Folgenden beschränke ich mich auf die Bemerkungen zur Entstehung der Adaptation des Hauptwerks.

Aus Csongár's Brief vom 6. Juni 1957 geht u.a. hervor, dass er es war, der Tersánszky die Aufnahme der Erzählung *Marci Kakuk im Glück* in die deutsche Adaptation des Romans vorschlug. Die Übersetzung dieser Erzählung, die sowohl konzeptionelle als auch qualitative Unterschiede im Vergleich zum Roman aufweist, lag zu dieser Zeit bereits vor. Csongár verhandelte zuerst mit dem Eulenspiegel Verlag. Mit der Übersetzung des *Marci Kakuk's Jugend* begann er am

<sup>62</sup> Literaturmuseum Petöfi, Budapest, Handschriftenabteilung, V. 3544/1/1–99. Eine maschinenschriftliche Teilkopie der Originalbriefe: V.4732/53/1–65. In dieser Serie befinden sich auch einige Kopien, deren Vorlage unter den Originalen fehlt. Nach einer Aussage im elektronischen Brief vom 1. März 2014 besitze Csongár „noch zahlreiche Briefe von Tersánszky.“ Zum gleichen Thema schreibt er im Brief weiter: „Es wäre eigentlich die Aufgabe des Collegium Hungaricum in Berlin und der hiesigen Botschaft, sich um meinen Nachlass zu kümmern. Meine Korrespondenz mit ungarischen Autoren ist nicht gering – aber da besteht hier wohl kein Interesse.“

<sup>63</sup> Literaturmuseum Petöfi, Budapest, Handschriftenabteilung, V. 4330/31/1–93.

<sup>64</sup> Vgl. z.B. den Brief Tersánszky's an Csongár vom Silvesternachmittag 1960. V. 3544/1/83.

<sup>65</sup> Vgl. z.B. den Brief Tersánszky's an Csongár vom 22. Sept. 1961. V. 3544/1/92.

20. Juli 1957, am 3. Oktober desselben Jahres berichtet er über die Streichung der Mordgeschichte „im Hinblick auf den deutschen Leser“. Bereits in den frühen Briefen tauchen Meinungsunterschiede und Missverständnisse sowohl bezüglich der Kürzungen als auch im Hinblick auf die Deutung des Werkes und der Figuren auf.<sup>66</sup> Im Brief vom 26. Juli 1957 insistiert Tersánszky darauf, die originale Reihenfolge der Romanteile in der Übersetzung beizubehalten. Am 14. Oktober 1957 quittiert er den Besuch eines Verlagsmitarbeiters namens Hartmann. Im Brief vom 4. Dezember 1957 betont Csongár, unter Berufung auf Georg Lukács, das „weltliterarische Niveau“ des Romans und behauptet, es sei ein Fehler, ihn „als ein ungarisches Kuriosum zu verzeichnen“.

Im Januar 1958 beschäftigt sich Csongár mit der Übersetzung der *Erbschaft aus Amerika* und bittet Tersánszky um die Erklärung dialektaler Ausdrücke, die er postwendend bekommt. In den Briefen vom 14. und 27. Januar 1957 äußern beide den Wunsch, die Übersetzungsprobleme persönlich zu besprechen; dieser Wunsch wird später beiderseits mehrmals wiederholt. Am 31. Januar 1958 bittet Csongár erneut um die Erklärung eines Spezialausdrucks. In den Briefen vom 27. Januar, 4. Februar und 29. Juni 1958 berichtet Tersánszky über seine früheren Schwierigkeiten mit Übersetzungen, insbesondere französischen. Am 20. März desselben Jahres berichtet Csongár über die „letzte Glättung“ des Teils *Stimmenfang*, am 22. Mai teilt er aber die einseitige Kündigung des Vertrags mit und zitiert aus dem Verlagsbrief die merkwürdige Begründung:

Der Verlag hat begründete Einwände gegen den Inhalt des Buches und muß feststellen, daß Ihr Gutachten, das für den Vertragsabschluß ausschlaggebend war, eine grobe Fehleinschätzung darstellt und somit irreführend war. Diese Entscheidung (die Kündigung des Vertrages) erfolgt wegen schwerer ideologischer [!] und literarischer [!] Einwände gegen den Inhalt des Manuskriptes und weil die Übersetzung nicht den Anforderungen genügt.

Csongár erklärt die Entscheidung im Brief vom 13. Juni mit dem „anderen Geschmack“ des Verlags: die „leichte, billige (sie nennen sie französisch) Geistreichelei ohne jeden nationalen Zug“. Tersánszky tröstet ihn im Brief vom 29. Juni mit der Begründung:

Der verstümmelte Kakuk Hartmanns wäre sowieso nicht Kakuk gewesen. Du mußt einen Verlag suchen, der mit einem Text nicht unverschämt umgeht, den schon Hunderttausende und Hunderttausende als gut angenommen haben und auch in diesem Moment annehmen.

<sup>66</sup> So z.B. Tersánszky an Csongár, 30. März 1956. V. 3544/1/3; Csongár an Tersánszky, 4. Dez. 1957. V. 4330/31/18.

Im Sommer desselben Jahres besuchte Csongár Tersánszky in Budapest. Dem Brief vom 16. September fügt er seinen Artikel mit dem Titel „Onkel Marci“ aus der Berliner Zeitung bei, die falschen Angaben im Text schreibt er der Redaktion zu. Dem Brief vom 15. Juni 1959 legt er den Originalbrief des Eulenspiegel Verlags mit einer ausführlichen Begründung der endgültigen Ablehnung der Erzählung *Marci Kakuk im Glück* [im Originalbrief: „Martin Kuckuck im Glück“] bei.<sup>67</sup> Am 23. Oktober berichtet er über seine Verhandlungen mit den Verlagen Nation, Aufbau sowie Volk und Welt, am 5. Dezember lässt er Tersánszky wissen, dass er die bisher übertragenen Kapitel des Romans während seiner Krankheit „wesentlich durchkorrigierte“; „nun spricht Marci Kakuk nach monatelanger Arbeit ein prächtiges, adäquates Deutsch“ – meint er. Er versichert Tersánszky, er tue alles, um den *Kakuk* auf Deutsch herauszubringen. Das ist ein Motiv, das auch in den weiteren Briefen Csongárs immer wieder betont wird. Er verhandelt u. a. mit dem Aufbau Verlag und dem List Verlag.

Anfang 1961 besucht Csongár Tersánszky zum zweiten Mal. „Nun wird die Übersetzung der weiteren Kapitel leichter gehen, da ich diesmal Deinen ganzen Stil und Dein ganzes Wesen, d. h. den Marci Kakukschen Stil, in mich aufgenommen habe.“ – sinniert Csongár am 2. März 1961 über den Besuch. Am 27. November berichtet er, dass er das ganze Manuskript von ca. 520 Seiten dem Budapester Corvina Verlag zugeschickt habe sowie Einzelkapitel dem Stuttgarter Steingrüben Verlag und dem Hamburger Rohwohlt Verlag. Gleichzeitig macht er vier Publikationsvorschläge: 1. kapitelweise; 2. einen ersten Band mit drei Kapiteln; 3. den ganzen Text; 4. *Marci Kakuk im Glück* mit Illustrationen. Die letztgenannte Erzählung könne man in den ersten Band nach dem Kapitel *Marci Kakuks Jugend* aufnehmen. Am 17. September 1962 berichtet Csongár über ungarische Intrigen bei deutschen Verlagen, mit denen die Publikation des Werkes vereitelt wurde. Im Dezember besucht Csongár Tersánszky kurz, im Oktober 1964 nimmt er an einer internationalen Übersetzertagung in Budapest teil. Am 24. Januar 1966 teilt Tersánszky Csongár mit Freude mit, dass der bis dahin unpublizierte Teil *Heldenspieler* in die Ausgabe von 1966 aufgenommen wird. 1968 beteiligt sich Csongár an einer weiteren Übersetzertagung in Budapest und plädiert in seiner Ansprache für die Veröffentlichung des deutschen *Marci Kakuk*.<sup>68</sup>

Im gleichen Jahr erscheint die Erzählung *Marci Kakuk im Glück* im Eulenspiegel Verlag, den Romanteil *Marci Kakuk auf Stimmenfang* publiziert der Leipziger Reclam Verlag unter dem Titel *Martin Kuckuck auf Wahlfang* mit Illustrationen.

<sup>67</sup> Beilage zum Brief V. 4330/31/40.

<sup>68</sup> Csongár, Álmos: (Hozzászólás) [Diskussionsbeitrag]. In: Nemzetközi műfordítói konferencia. A magyar irodalom külföldi fordítóinak tanácskozása. Budapest, 1968. november 19–21. Magyar Tudományos Akadémia. Hg. v. Tamás Katona. Budapest 1969, S. 153–155. Csongár parallelisiert hier Marci u. a. mit dem Eckensteher Nante Adolf Glaßbrenners, nennt den Protagonisten eine Verkörperung des homo ludens, erzählt seine erste Begegnung mit der Erzählung *Marci Kakuk im Glück*, erwähnt seine eigenen Teilübersetzungen und plädiert für die Übersetzung des kompletten Romans.

tionen. Die Veröffentlichung der kompletten Teilübersetzung mit *Marci Kakuks Jugend*, *Marci Kakuk im Glück*, *Erbschaft aus Amerika* und *Marci Kakuk auf Stimmenfang* erfolgt erst 1975. (Abb. 8) Tersánszky erlebte sie nicht mehr. Von der ersten Konzipierung des Übersetzungsplans bis zum Erscheinen des Werkes sind genau zwanzig Jahre vergangen. Mit Tersánszky und seinem Werk beschäftigte sich Csongár auch nach dem Tode des Autors: 1988 schrieb er einen Artikel für eine ungarische Literaturzeitschrift über die Aufnahme seiner Romane in der DDR<sup>69</sup>, 2004 veröffentlichte er einen Essay in der Zeitschrift *Gegner*, in dem er Marci Kakuk mit Schwejk, Tersánszky mit Hašek parallelisierte.<sup>70</sup>

László Kéry hat bereits 1942 gemahnt, dass „eine eventuelle Übersetzung [das Werk] gerade um die originelle Würze bringen, das Wesentliche von ihm abstreichen, die Luft aus ihm auspumpen würde.“<sup>71</sup> Perfekte literarische Übersetzungen sind im Grunde unmöglich, doch gerade das Unmögliche reizt immer wieder zur Tat, die sich nach einiger Zeit als unbefriedigend erweist. Der Kern jeder Übersetzung ist ihre Sprache; der Übersetzer muss all sein Wissen, sein Können und sein Feingefühl aufbieten, um hier möglichst weitgehende Kongruenz zu schaffen. Wenn man die Feststellung annimmt, wonach eine „schlechte“ Übersetzung jene Übertragung ist, die unter dem Schleier der Adaptierbarkeit die Fremdheit des fremden Werks systematisch bestreitet<sup>72</sup>, kann Csongárs Adaptation keinesfalls eine „schlechte“ Übersetzung genannt werden. Wenn man aber davon ausgeht, dass die „Treue“ der literarischen Übersetzung nicht einfach die Frage einer subtilen Kommunikation ist, sondern das Ergebnis einer künstlerischen Invention und Kreativität darstellt, kann Csongárs Übersetzung keineswegs „originalgetreu“ genannt werden. Die Treue zum Originaltext und die weitestgehende Respektierung der Werkintegrität wie der Ausdrucksweise sind Grundbedingungen jeder literarischen Übersetzung, die hier teilweise unerfüllt geblieben sind.

*Marci Kakuk* bedeutete für Csongár eine besondere Herausforderung. Die Arbeit wurde vor allem durch die ausgefallene Romansprache ungeheuer erschwert. Es gibt bei Tersánszky zahlreiche Wörter, Begriffe und syntaktische Besonderheiten, die fast unüberwindliche Hindernisse für den Übersetzer darstellen. Die Mehrzahl der sprachlich-stilistischen Züge lassen sich nur sehr schwer oder überhaupt nicht in einer Fremdsprache adäquat wiedergeben. Für den Übersetzer liegt eine Hauptschwierigkeit in der stilistischen Eigenart: die semantische Präzision, das heißt, die hohe Anzahl und die Vielfalt der Wörter, Wortfügungen und

<sup>69</sup> Csongár, Álmos: Tersánszky J. Jenő fogadtatása az NDK-ban [Tersánszkys Rezeption in der DDR]. In: *Új Írás*, 28 (1988), 10, S. 57–58.

<sup>70</sup> Csongár, Álmos: Heiterer Abschied von der Vergangenheit. Hašeks Schwejk und Tersánszkys Marci Kakuk. In: *Gegner*, Heft 15 (Juli 2004), S. 48ff.

<sup>71</sup> Kéry: Tersánszky (wie Anm. 22).

<sup>72</sup> Antoine Berman wird zitiert von Pierre Blanchaud: Du problème que pose la révision des traductions littéraires par les éditeurs. In: *L'Atelier du roman*, 1995, no 4, S. 82–91, hier: S. 82.

idiomatischen Ausdrücke, die unersetzbar sind. Die Erklärung von Tersánszkys eigenen Wortbildungen bereitet manchmal selbst erfahrenen Linguisten Schwierigkeiten.<sup>73</sup> Das Ziel des Übersetzers kann in solchen Fällen nicht mehr – aber auch nicht weniger – sein, etwas von den sprachlich-stilistischen, ästhetischen Qualitäten des Werkes zu bewahren. Es wäre bestimmt nicht sinnvoll und wahrscheinlich auch nicht möglich gewesen, Tersánszkys Text unter konsequenter Heranziehung irgendeiner deutschen Mundart zu adaptieren. Aber man könnte vielleicht einmal versuchen, einen Abschnitt mit Hilfe ungarischer und deutscher Spezialisten, nach den Prinzipien der sog. äquivalenten Übersetzung als Beispiel zu übertragen. Bei der funktionalen Wiedergabe von dialektalen Elementen wird von Csongár zumeist nur der allgemeine Sinn der Aussage wiedergegeben, wobei die in der Vorlage verschlüsselte Intention völlig verlorengeht. Eine Kompensationsmöglichkeit für das Verlorene besteht so gut wie gar nicht. Ein weiteres, kaum überbrückbares Problem bedeutet die Wiedergabe der Redeweise, die der gesprochenen Sprache besonders nahesteht. (Abb. 9)

Die Problematik der Übersetzung des Romans ist nicht ganz unähnlich zu der Übertragung des *Simplicissimus Teutsch* in moderne Fremdsprachen. Grimmselshausen durchsetzt, wie bekannt, die im Werden begriffene deutsche Standardsprache mit zahlreichen volkstümlichen Redewendungen, mit derben Ausdrücken der Soldatensprache, mit dialektalen Elementen und Wortspielen, mit Tautologien, etymologischen Wiederholungen, Latinismen und Gallizismen usw. Um die Problematik einer adäquaten Übersetzung mit einem zweiten Vergleich zu veranschaulichen, ist es vielleicht nicht übertrieben, zu behaupten, dass die Übersetzungsschwierigkeiten des *Marci Kakuk* den Adaptationsschwierigkeiten des Joyceschen *Ulysses* nicht allzu fern stehen.

Als Csongár mit der Übertragung begann, standen ihm nur die Ausgabe 1942 bzw. 1950 und die Erzählsammlung *Marci Kakuk im Glück* zur Verfügung. Die komplette Erstausgabe letzter Hand von 1966 gab es damals noch nicht, eine historisch-kritische Ausgabe, die die Arbeit wesentlich erleichtert hätte, liegt bis heute nicht vor. Csongár war auch kein professioneller Übersetzer. Als geborener Ungar war seine Sprachkompetenz im Falle des Deutschen wesentlich geringer als im Ungarischen. Er war wohl kaum fähig, die Systeme und Subsysteme der beiden Sprachen beim Übersetzen automatisch zu analysieren und die notwendigen, nur scheinbar einfachen, in Wirklichkeit aber hochkomplexen sprachlichen Strukturen zu aktualisieren. Seine Kenntnisse der historischen Grammatik und der Sprachgeschichte, der Dialektologie und der Stilistik beider Sprachen waren ungleich; Untersuchungen zu Tersánszkys Sprache und Stil standen ihm nicht zur Verfügung. Eine Beurteilung der übersetzerischen Leistung wird auch durch die Unkenntnis der redaktionellen und verlegerischen Eingriffe in den Text erschwert. (Abb. 10)

<sup>73</sup> Lőrincze: Rejtély (wie Anm. 25).

Eine vergleichende Untersuchung der Übersetzung könnte z.B. zeigen, dass es neben zahlreichen stillschweigenden Kürzungen auch unmarkierte längere Streichungen gibt; man findet zahlreiche Abmilderungen, Umschreibungen und Verallgemeinerungen. Stellenweise wollte er interessanter, lebhafter oder genialer sein als das Original, manchmal geht Inhalt in Stil, manchmal aber Stil in Inhalt über. Missverständnisse, Halbübersetzungen, Ungarismen, verfehlte Idiome und Unschärfen verunstalten häufig den Text. Eine Tendenz zur Verdeutlichung ist ebenfalls zu beobachten. Insgesamt ist für die Übersetzung ein unpassendes Deutsch charakteristisch; das Originalwerk wurde in vielfacher Hinsicht verstümmelt. Festzuhalten bleibt: Der „sozialistisch“ gefärbte deutsche Tersánszky ist nie der wirkliche Tersánszky gewesen.

Es gibt Übersetzungen, die einem Autor mehr Schaden als Nutzen einbringen, und es gibt Prosawerke von Rang in der Weltliteratur, die schier unübersetzbar sind. Eine sorgfältig vorbereitete und durchgeführte neue Übersetzung des *Marci Kakuk* wäre sowohl im Hinblick auf den deutschen Leser als auch auf die Germanistik und auf die Komparatistik sinnvoll und wünschenswert.

<b>Zeitschriften- publikation</b>	<b>Erstausgabe in Buchform</b>	<b>Stelle in der Ausgabe 1966</b>	<b>Titel</b>	<b>Bemerkung</b>
1913	1950	1	<i>Weihnachten bei Gyuri Ruszka</i>	Erzählung
–	1922 [1923]	2	<i>Marci Kakuks Jugend</i>	Steht in der deutschen Übersetzung von 1975 an erster Stelle
1933	1941	3	<i>Erbschaft aus Amerika</i>	Steht in der deutschen Übersetzung von 1975 an dritter Stelle
1934 (Auszug)	[1934]	4	<i>Marci Kakuk unter den Aufführern</i>	
–	1935	5	<i>Marci Kakuks Jagdabenteuer</i>	
1936 (Auszug)	1966	6	<i>Heldenspieler Marci Kakuk</i>	
?	[1937]	7	<i>Marci Kakuk auf Stimmen- fang</i>	Erstausgabe der deutschen Übersetzung: 1968; steht in der deutschen Ausgabe von 1975 an vierter Stelle
–	1941	8	<i>Ännchen</i>	
	1942		<i>Marci Kakuk</i>	1. Gesamtausg. in 2 Bänden
	1950		<i>Marci Kakuk</i>	Erweiterte Ge- samtausg. in 2 Bänden
	1957		<i>Marci Kakuk</i>	Auswahlausg.
	1966		<i>Marci Kakuk</i>	10., erweiterte Ausg. = ers- te komplette Gesamtausg. letzter Hand in einem Band

Abb. 1: Zeittafel

DIALEKTWÖRTER	KLANGWÖRTER
Ástál	Fikkom
Berbence	Gágározott
Bujka	Hebebe-rebebe
Bünkös	Him-hum
Cefre	Hümgetve
Ciholását	Lepukkingatott
Cubukolt	Noszított
Cula	Ráhörhent
Csajbókos	
Csáraferdült	SPEZIELLE FLEXION UND WORTBILDUNG
Csevetel	Bélem
Csojtáros	Elfele
Dugacs	Gyanúskodott
Dücskő	Hancozást
Elkurgat	Kandításnak
Göbözi	Megbúvik
Gubics	Milátni
Gyaszol	Ottfeküvése
Habrigyál	Összerozsdul
Hászja	Sejdit
Hecsepecs	Tálikóban
Hőködöz	Veszködni
Hömbörít	
Kacor	MOMENTANEITÄT, FREQUENTATIVA
Lepetel	Csöpördögél
Makutyi	Leccsapikál
Mámó	Püffint
Ókumál	Sikkangat
Ősszenyaklódva	Tekerint
Patécsos	
Pucik	VOLKSTÜMLICHE AUSSPRACHEVARIANTEN
Ráreccsint	Éppeg
Setepetél	Győjjék
Sikandóztam	Itten
Szeredás	Legföllebb
Tikácsol	Nálok
Tötyög	Ottan
Vacarkodott	Szörnyüködés
Zabrigál	Tanálom

Abb. 2: Sprachliche Besonderheiten I.

FREMDWÖRTER	BEIGEORDNETE WORTZUSAMMENSETZUNGEN
Asszekurálva	Sundám-bundám
Eptihon	Tetes-teteje
Fektírozó	
Früstök	SCHERZHAFTE AUSDRÜCKE
Hajdiávámó /hajdi a vámó	Elefántkebel fogadó
Kaput	Kámpec
Karminativa	Pipet kap
Komplimentezik	Van sütnivalója
Preferánc	
SPRECHENDE ORTSNAMEN	GEWÄHLTE AUSDRÜCKE
Bihalgebbed	Báva
Csorrantós	Botor
Málnás-Újváros	Mindenünnen
Pockosremete	Tova
WORTSPIELE MIT PERSONENNAMEN	SENTENZEN
Csurogi – cseperegi	Nem az a részeg, aki részeg, hanem, aki nem tud már inni.
Hertye – hertyeg	Sokat okul az ember, míg összegyűjti a sírjának, hogy belevigye magával!
SPRICHWÖRTER	
A sült hal is úszni akar.	

Abb. 3: Sprachliche Besonderheiten II.

<i>Kakuk Marci</i> (1966), S. 824–831.	<i>Marci Kakuk</i> (1975), S. 410–416.
<p>[...] Ahán! Ez a habukini pap sváb kocsisa. [...]</p> <p>Ugyan alázatosan, lekapott süveggel komplementezik előttem:</p> <p>– A Katzky tekintetes patikafü-kereskedő úr van szerencsém? Alászolgája! – Én vagyok! Mi tetszik? – Engem küld jöjj ide, egy úr, aki maga barát! – kezdi makogni a sváb. [...]</p> <p>A sváb kocsis pedig rögtön, de súgva magyarrazza nekem:</p> <p>– Soma úr kéret maga azonnal jöjjen ki a falu vége. Ott vár ő a tisztelendő úr jó kocsis. Viszi be maga is a Pockosremete. De nem szabad itt tudni senki, ebben a magyar Kossuth-falu, hogy ketten ismerős, barát, kortes. [...]</p> <p>– Menjen csak vissza Somához, és mondja neki, rögtön ott leszek!</p> <p>– Jó, jó! Kriszti gott! Alászolgája! – indul a sváb. [...]</p> <p>– Mert áldott jó ember a Soma úr!... Csak ne mérgesítse ötet valami... Mint mostan!... Hujjaj! Szakrament nohamol!... De fél én, mi lesz?... Hogy vár-vár-vár híjában az urat! [...]</p> <p>Ott meg Soma azt parancsolja neki, hogy ellenkező irányba hajtsen tovább, mint ahogy jöttünk.</p> <p>A kocsis visszamagok a bakról neki, hogy hát:</p> <p>– Ittend már a város vége, pusztá mező, nagy patak, téglavető cigánytelep. Hová megy, mit keres erre a tekintetes kortes urak? A cigány akar szavazat venni, aki patkány és dög eszik?</p> <p>Soma ráordít: – Ne ugassál! Arra indítod a gebéidet, amerre parancsolom! [...]</p>	<p>[...] Ja freilich, der schwäbische Kutscher des Habukiner Pfarrers! [...]</p> <p>«Haben ich Ehre mit wohlgeborener Herr Apothekengewürzhändler Katzky?» katzbuckelte der Kutscher, die Peltzmütze in der Hand. «Ihr untertänigster Diener!» «Der bin ich. Sie wünschen?» «Mich schicken komm her ein Herr, der ist sich Ihnen Freund!» stammelte der Bursche [...].</p> <p>«Der Herr Soma bittet», legte der Kutscher unverzüglich, aber flüsternd los, «sofort kommen Dorfende hin. Dort er warten im guten Wagen Hochwürden seinen. Nimmt Sie mit zu Pockosremete. Aber hier ungarisches Kossuth-Dorf, niemand darf wissen, daß Sie zwei Freund, bekannt, Kortes!» [...]</p> <p>«Gehen Sie zurück zu Soma und bestellen Sie ihm, daß ich gleich komme.» «Gut, gut! Christi Gott! Ihr untertänigster Diener!» [...]</p> <p>«Denn eine gesegnete gute Mensch ist sich der Herr Soma. Hauptsache, wird er wütend nicht. Wie jetzt. Sakrament! Ich haben Angst, was wird jetzt. Weil Herr Soma warten müssen so lange vergebens auf den Herrn!» [...]</p> <p>[...] herrschte ihn Soma an, sofort vom Hof zu fahren.</p> <p>Der Kutscher meinte bissig vom Bock: «Hier ist Stadt zu Ende. Lauter Wiesen und Felder, ein Bach und ein Ziegelschläger-Zigeunersiedlung. Wo will hin, was suchen wohlgeboren Herrn Kortese? Will kaufen Stimmen von Zigeuner, der frißt Ratten und Aas?» «Bell nicht!» brüllte Soma ihn an. «Du hast deine Mähren dorthin zu lenken, wohin ich es befehle!»</p>

Abb. 4: Sprachliche Besonderheiten III

Stilisierte Oralität: Imitation des gebrochenen Ungarischen eines schwäbischen Fuhrmanns

<i>Kakuk Marci</i> (1966)	<i>Marci Kakuk</i> (1975)
INVERSION MIT WIEDERHOLUNG DES PRÄFIXES	
Megszakadni meg tudtam volna én, mikor az üllöt emeltette velem a kovács. (S. 84.)	Das Kreuz hätte ich mir schon beim Schmied brechen können, als ich den Amboß <u>schleppen</u> mußte. (S. 56.)
SATZBEGINN MIT INTERJEKTION	
Hát ott nálunk a drága dinnye. (S. 103.)	Nun, bei uns <u>im Gebirge</u> sind Melonen teuer. (S. 76.)
Na, de én nem tudom, mi lelte azt a Kukuajt, hogy annyira veszködött az után a kis béka után. S. 87.	Wohlan, ich wußte <u>wirklich</u> nicht, was war in diesen Kukuaj gefahren, daß er sich nach diesem kleinen Frosch so sehr verzehrte. (S. 59.)
Mit! A fenét! – gondoltam magamban. (S. 99.)	Zum Teufel, <u>sagte</u> ich mir [...] (S. 71.)
Hopp! Olyan már nincs. (S. 100.)	Hoppla, <u>Freundchen!</u> Das gibt es nicht! (S. 72.)
Hökk! Tizenöt pénz. (S. 99.)	Donnerwetter! <u>Dachte ich.</u> (S. 71.)
WIEDERHOLUNG	
Mind kérdeztek-kérdeztek engem, de azt nem kérdezték: Marci, nem vagy éhes? (S. 98.)	Man fragte mich zwar in einem fort <u>nach dem grausigen Vorfall</u> , aber keiner fragte: Marci, hast du Hunger? (S. 70.)
Nem nagyon-nagyon szeretem a dolgot. (S. 114.)	Allzusehr paßte mir das alles freilich nicht in den Kram. (S. 89.)
Engem, ha nem is innék, itat-itat Soma. (S. 115.)	Mir war gar nicht nach Trinken zumute, aber Soma trichterte mir <u>einen Schnaps nach dem anderen</u> ein. (S. 89.)
Röhög-röhög egyszer is, és int nekem félre a szemével [...]. (S. 123.)	Und dann lachte sie mir <u>spitzbübisch ins Gesicht</u> und zwinkerte mir mit einem Auge zu [...]. (S. 99.)
Nevet, nevet. Nevetne is, meg el is hinné. (S. 125.)	Er lachte und lachte. <u>Doch er konnte nicht darüber hinwegtäuschen</u> , daß er ihr ebensovorn gern geglaubt hätte. (S. 102.)
EINBEZUG DES LESERS	
Akár hiszik, akár nem, én úgy nem kóstoltam meg azt a dinnyét, mint maguk. (S. 105.)	Ob Sie mir glauben oder nicht, ich habe <u>die Melonen</u> ebensowenig gekostet wie Sie. (S. 79.)

Abb. 5: Stilistische Besonderheiten I.

REDENSARTEN UND IDIOMATISCHE AUSDRÜCKE	
Megrázta őket, mint Krisztus a vargát. (S. 153.)	[...] schüttelte sie durch wie Christus den Schuster (S. 178.)
százszor került már a szemem láttára koppról hoppra (S. 737.)	–
hogy csak a sírásóknak leszel kundsajtja (S. 738.)	sonst wirst du Kunde <u>beim Totengräber</u> (S. 324.)
Ezek bitangban voltak a falujuktól. (S. 172.)	<u>Vielleicht</u> waren ihre Dörfer zu weit entfernt. (S. 199.)
Mégsem tudnak szegeletre jutni (S. 734.)	ohne unter einen Hut zu kommen. (S. 320.)
Azzal vagy ilyen kétemeletes nagyra (S. 734.)	Darum bist du auch so von dir eingenommen. (S. 322.)
VULGÄRE AUSDRUCKSWEISE	
Ennek a cefrének is ki kéne rendeljék a kasszárnyát szeretőnek. (S. 118.)	der würde ganz bestimmt nicht einmal <u>ein ganzes Regiment</u> Liebhaber reichen. (S. 93.)
Ezeknek ugyan mindegy, [...] hol eszi őket a tetű. (S. 170.)	Denen ist es ja gleich, [...] <u>ob</u> die Läuse sie auffressen (S. 196.)
Jó sorban az anyját is kerülni volt ez képes, mint a rühöt (S. 733.)	Wenn es ihm gut ging, brachte er es fertig, selbst um die <u>eigene</u> Mutter einen <u>großen</u> Bogen zu machen, <u>als fürchte er sie</u> wie die Krätze. (S. 319.)
Mindíg a szerencséd markába köpsz, ha odanyújtja neked (S. 738.)	–
Hogy a karó reposszen meg, bűdös dög, gazember! (S. 749.)	Aufspießen sollte man dich, du Stinktief, du! (S. 335.)
PLASTISCHE VERGLEICHE	
Még rajtam is úgy kapargál a rosszóság a bőrömon, mint a patkányok a hídlás alatt. (S. 122.)	Auch mir <u>flog</u> die Schlechtigkeit <u>juckend</u> über die Haut, kribbelte wie Ratten in der Jauchegrube. (S. 98.)
Pista, most már látom, dühös lesz, mint a kutya, úgy rám morog. (S. 167.)	Pista wurde sofort wütend und knurrte wie ein Hund (S. 194.)
Úgy néz rám, mint a Nagytorony a kiskupacra (S. 737.)	Soma schaute mich <u>wieder</u> an wie ein Kirchturm einen Maulwurfshügel (S. 323.)
Télen sokszor úgy megmeredt Jánoska a pusztá hászjadeszkán a fagytól, mint a kőszent. (S. 171.)	Er <u>schief</u> auf den blanken Brettern und war im Winter am Morgen so erstarrt wie ein steinerner Heiliger. (S. 198.)
Akkora bombárdontrombita van a nyakába akasztva, hogy a tölcserébe kiülhetne egy kisgyerek. (S. 733.)	Der hatte ein riesiges Bombardon umgehängt, im Trichter hätte <u>bequem</u> ein Kind Platz gehabt. (S. 320.)

Abb. 6: Stilistische Besonderheiten II.

SITUATIONSKOMIK, HUMOR, IRONIE	
[Marci wird den hohen Herren, die den Stimmenfang dirigieren, vorgestellt:]	
<p>De hát úgy rémlik, urasága túl izé, hogy mondjam, félénk embernek rémlik erre a feladatra! – mutat rám a főigazgató. [...] – Nem hiszem, hogy meg ne féelne, kérlek alássan, méltóságos uram! – hadarja rám mutatva Czenczy [...].</p> <p>De a főigazgató elhárítja a Czenczy szavát, és Somának szól mellettem:</p> <p>– Majd ő!... Urasága véleménye? [...]</p> <p>– Nincs olyan ember, mint ez, a városban, méltóságos úr! [...] Senki úgy nem szédíti meg a falusit, mint ez. [...]</p> <p>– Gondolja? – bökök fejével Somára a méltóságos. – Nem félénk ember másutt is, aki itt az?</p> <p>– Hát az urakat és a méltóságos urat nem kell itten rábeszélje a kormány pártjára!</p> <p>– mondja Soma, ez a vakmerő gazember, úgyhogy az egész asztal, méltóságos urastól, kacagni kezd. [...]</p> <p>– Hát magára vállalná urasága a megbízást? – fordul hozzám a méltóságos, de nagyon fanyarul.</p> <p>– Szívesen, csak tudjam, mit! – habogom erre. [...]</p> <p>– De hát, úgy látom, önt is rosszabb nézetre kényszeríti már, hogy látja, urasága nem nagyon lelkesedik az ügyért. Talán nem bízik bennünk? Fél tőlünk?</p> <p>Na, Soma erre hirtelen hozzám bök a könyökével, és elkezd:</p> <p>– Hát mit reszketsz és mit bámulsz? Nincs szád, hogy én beszéljek helyetted? [...]</p> <p>Mondd meg csak, [...] azt kívánnád te is a méltóságos úrtól, hogy biztosítson egy kis állásról, ahol nyugbère van az embernek öreg napjaira, vagy ha leütik a választáson a derekát az embernek. Nagyon könnyen bizony! Ajjjaj!</p> <p>Hát az úri társaság megint úgy kacagott a Soma szavalatának, hogy a függőlámpa ernyője is rezegett. (S. 739–741.)</p>	<p>«Aber mir scheint, der andere da – er zeigte auf mich –, wird er nicht ängstlich sein für diese Aufgabe?» [...]</p> <p>«Glauben Sie nur das nicht, ich bitte Sie, Euer Hochwohlgeborenen», schwatzte Czenczy [...].</p> <p>Der Oberdirektor winkte ab und wendete sich an Soma. «Er soll sich äußern! Was ist die Meinung dieses Herrn?» [...] «Es gibt keinen zweiten in der Stadt wie den da, Euer Hochwohlgeborenen! [...] Keiner versteht wie er, die Leute vom Dorf mit Redensarten besoffen zu machen. [...]»</p> <p>«Meinen Sie?» fragte der Oberdirektor und wiegte ungläubig den Kopf hin und her. «Wenn er hier so ängstlich tut, tut er dann nicht woanders auch so?»</p> <p>«Die Herren hier und Euer Hochwohlgeborenen braucht er ja schließlich nicht zu überreden, für die Regierung zu stimmen!» schwadronierte Soma frech. Allgemeines Gelächter. [...]</p> <p>«Würde der Herr also den Auftrag übernehmen?» fragte mich schließlich der Oberdirektor mit saurer Miene.</p> <p>«Gern, sozusagen sehr gern, sobald ich weiß, worum es sich überhaupt handelt!» kam stotternd meine Antwort. [...]</p> <p>«Hoffentlich wächst die Begeisterung dieses Herrn für unsere Sache noch. Hat der Herr vielleicht kein Vertrauen zu uns? Hat er gar Angst vor uns?»</p> <p>Da versetzte mir Soma mit dem Ellbogen einen Stoß in die Rippen und legte los: «Was zitterst du denn? Was gaffst du denn? Hast du kein Mundwerk? [...] Sag doch, [...] möchtest auch du von Hochwohlgeborenen die Versicherung haben, daß dir ein bescheidener Posten besorgt wird, damit du auf deine alten Tage dein Auskommen hast – oder auch für den Fall, daß man dir bei der Wahl die Knochen zerschlägt, was sehr leicht passieren kann, und ob!»</p> <p>Die Runde der Herren quitierte Somas Deklaration mit stürmischem Gelächter; selbst der Schirm der Hängelampe begann zu zittern. (S. 325–327.)</p>

Abb. 7: Stilistische Besonderheiten III.

<i>Kakuk Marci</i> (1966)	Seite	<i>Marci Kakuk</i> (1975)	Seite
Előszó	5	–	
Ruszka Gyuriék karácsonya	11	–	
Kakuk Marci ifjúsága	35	Marci Kakuks Jugend	5
–		Marci Kakuk im Glück	110
Az amerikai örökség	133	Erbschaft aus Amerika	160
Kakuk Marci a zendülők közt	283	–	
Kakuk Marci vadászkalandja	433	–	
Kakuk Marci hősszínész	587	–	
Kakuk Marci kortesúton	729	Marci Kakuk auf Wahlfang	316
Annuska	885	–	
Utóhang	1067	–	
		Nachwort	471

*Abb. 8: Inhalt der ersten kompletten Gesamtausgabe letzter Hand und der deutschen Teilübersetzung*

Martin Kuckuck auf Wahlfang (1968)	Marci Kakuk auf Wahlfang (1975)
<p>Ich könnte Ihnen sogar auf einer Fotografie zeigen, wie ich als Requisiteur aussah. Zwei Anzüge zur gleichen Zeit hatte ich, was mir seitdem nie wieder passiert ist. Ich besaß ein halbes Dutzend steifer Kragen, dazu moirierte, schwarze und rote Krawatten. Neben den Schnürschuhen konnte ich mir zusätzlich noch ein Paar Schafstiefel leisten. In meiner Tasche duckten sich – jawohl! – sechs Zehner, die ich mir für alle Fälle zurückgelegt hatte. Ja, so gut ging's mir damals.</p> <p>Nie im Leben hätte ich die Theatergruppe verlassen, wenn sie nur immer hübsch fern von meiner Heimatstadt herumgewandert wäre. In der Umgebung von Csorrantós und Tótváros.</p> <p>Jetzt noch könnte ich mich ärgern, daß ich mich damals so sehr freute, als der Theaterdirektor ausplauderte, wir hätten für die kommende Saison in einem anderen Gebiet Spielerlaubnis bekommen, und dabei Málnásújváros, meine Vaterstadt, erwähnte, in der wir drei Monate, im Oktober, im November und im Dezember, spielen sollten. Na, wie ich mich darauf vorbereitete! In mir frohlockte es. Schließlich war ich ja das Kind anständiger Eltern. Es stimmt zwar, als junges Bürschlein war ich aus der Lehre beim Schmied geflogen, war zum Herumtreiber auf dem Markt geworden und hatte die Baßgeige für eine Zigeunerkapelle geschleppt. Aber niemand kann sagen, ich hätte mich dessen nicht genügend geschämt. Kurz und gut, ich hatte nur noch einen Gedanken: Wirf dich in die Brust, Martin, daheim, adrett, vornehm, mit einem Bündel Programmheften über dem Arm. Ich erwog schon im stillen, welches von den Mädchen ich insgeheim in die Vorstellung hineinlassen würde, und was weiß ich noch. (S. 5–6.)</p>	<p>Ich könnte Ihnen sogar auf <u>einem Foto</u> zeigen, wie ich als Requisiteur aussah, <u>als ich bei den Schauspielern war</u>.</p> <p>Zwei Anzüge zur gleichen Zeit hatte ich, was mir seitdem nie wieder passiert ist. Ich besaß ein halbes Dutzend steifer Kragen, dazu moirierte, schwarze und rote Krawatten. Neben den Schnürschuhen konnte ich mir zusätzlich noch ein Paar Schafstiefel leisten. In meiner Tasche duckten sich – jawohl! – sechs Zehner, die ich mir für alle Fälle zurückgelegt hatte. Ja, so gut ging's mir damals.</p> <p>Nie im Leben hätte ich die Theatergruppe verlassen, wenn sie nur immer hübsch fern von meiner <u>Heimat</u> umhergewandert wäre. In der Umgebung von Csorrantós und Tótváros.</p> <p>Noch heute könnte ich mich <u>ohrfeigen</u>, daß ich mich damals <u>wie ein Schneekönig</u> freute, als der Theaterdirektor ausplauderte, wir hätten für die <u>nächste</u> Saison in einem anderen Gebiet Spielerlaubnis bekommen, und dabei Málnásújváros, meine Vaterstadt, erwähnte, in der wir drei Monate, im Oktober, <u>November und Dezember</u>, spielen sollten. <u>Also</u>, wie ich mich darauf vorbereitete! In mir frohlockte es. Schließlich war ich ja das Kind anständiger Eltern. <u>Gewiß doch</u>, ich war als junges Bürschlein aus der Lehre beim Schmied geflogen, <u>war auf dem Markt groß geworden</u> und hatte <u>für eine Zigeunerkapelle die Baßgeige</u> geschleppt. Aber niemand kann sagen, ich hätte mich dessen nicht genügend geschämt. Kurz und gut, <u>jetzt sollte es in meine Vaterstadt gehen, und mein einziger Gedanke war: Endlich wirst du dich zu Hause fein aufführen können, Marci, vornehm und adrett gekleidet</u>, mit einem Bündel Programmheften über dem Arm... Ich legte mir schon <u>zurecht</u>, welches von den Mädchen ich heimlich in die Vorstellung <u>einlassen</u> würde... Und was <u>sonst noch alles mein Gemüt bewegte</u>. (S. 316.)</p>

Abb. 9: Zwei Fassungen einer Übersetzung

Az amerikai örökség (1966)	Erbschaft aus Amerika (1975)
<p>Elmondhatom maguknak, hogy életemben a legjobb dolgom akkor volt, amikor házitanító voltam.</p> <p>Hiába kacagnak! Az voltam, ha mondom. Házitanító, nevelő, majdnem hogy háziorvos.</p> <p>Halgassanak ide! Meséltem már maguknak Kasosról, arról a tehetős parasztriberről, akinek olajtűje volt a város végén. Ott laktam Sománéval, amíg Soma haza nem jött, és el nem kurgatott onnan.</p> <p>Elég az hozzá, hogy akkor Kasos mindjárt megígérte nekem, hogy beszerez az öccséhez hetesnek vagy kocsisnak, vagy valaminek, falura.</p> <p>Azt mondta nekem:</p> <p>– Marci, látod, már itt nálam, az olajtörőben majdnem kikecmeregtél abból a tekerdő életből, hogy csak a pálinkásbutikokban henteregjél a piacon. Hát próbáld meg, és tartsad valahol a munkát, akármiféle munkát. Mégiscsak inkább lehet így ember belőled, mint úgy, hogy a ruha leszakad rólad, a tetű eszi a nyakadat, és csak a náthás emberek állják ki közelről a szagodat.</p> <p>Hát csakis! – gondoltam. – Kasosnak igaza van. Egy ideje már cipő is van a lábamon. Elszegődöm rendes munkába, hogy legalább emberformám maradjon.</p> <p>Vártam hát, hogy Kasos szóljon az öccsének értem. Mindennap eljártam kérdezni tőle: „Na, mi van?”</p> <p>Mert a Kasos öccse jó messze falun lakott. Három vagy négy faluval beljebb, a hegyek felé. Szekeres volt. Több pár lóval fuvarozott a kincstárnak is, a kohó számára. De csak hetenként kétszer jött be a városba. (S. 135–136.)</p>	<p>Ich kann es Ihnen ja verraten: In meinem <u>ganzen</u> Leben ist es mir am besten ergangen, als ich Hauslehrer war.</p> <p><u>Lachen Sie nicht!</u> Wenn ich es doch sage! Ich war Hauslehrer, Erzieher, ja nachgerade Hausarzt! Hören Sie zu!</p> <p>Von Kasos, dem reichen Bauern, dem am Stadtrand die Öhlmühle gehörte, habe ich Ihnen schon erzählt. <u>Sie wissen auch</u>, daß ich mich dort mit Frau Soma <u>verlustierte</u>, bis ihr Mann zurückkam und mich zum Teufel jagte. Kurz und gut, Kasos versprach mir bei seinem jüngeren Bruder auf dem Lande eine Stelle als Tagelöhner oder Kutscher oder so was.</p> <p>«Siehst du, Marci», <u>redete er mir ins Gewissen</u>, «hier bei mir in der Ölmühle hast du dir das Landstreicherleben, das Herumtreiben in den Schnapsbudiken am Markt, <u>so ziemlich abgewöhnt</u>. Versuch es doch und arbeite weiter, egal wo, egal was. So wirst du viel eher ein richtiger Mann, als wenn dir die Kleider in Fetzen vom Leibe hängen, die Läuse <u>dich auffressen</u> und die Menschen es in deiner Nähe nur aushalten, wenn sie <u>gerade</u> einen Stockschnupfen haben.»</p> <p><u>Der Mann hat recht, sagte ich mir</u>. Seit einiger Zeit <u>laufe</u> ich sogar in <u>ordentlichen</u> Schuhen <u>herum</u>. Ich werde irgendeine anständige Arbeit annehmen, damit ich <u>auch in Zukunft</u> wie ein Mensch aussehe.</p> <p>Also wartete ich <u>geduldig</u>, bis Kasos seinen Bruder <u>endlich benachrichtigt</u> haben würde; Tag für Tag ging ich zu ihm und fragte, wie es stünde.</p> <p>Kasos' Bruder wohnte ziemlich weit entfernt, drei oder vier Dörfer nach den Bergen zu. Er war Fuhrunternehmer und arbeitete mit mehreren Gespannen für das Schatzamt und das Hüttenwerk. In die Stadt kam er nur zweimal in der Woche. (S. 160.)</p>

Abb. 10: Adaptationspraxis von Á. Csongár

## **TYPISIERUNG VON FRAUEN IN DEN WERKEN VON ELIAS UND VEZA CANETTI**

Marianna Bazsóne Sörös

Elias Canettis Autobiographie ist, wie aus den drei Bänden ersichtlich wird, die Geschichte des Lebens, die erzählte Entwicklung eines jungen ehrgeizigen Menschen zum guten Dichter. Mit den Titeln der drei Bände verweist er auf die drei Stadien dieser Entwicklung: die Aneignung der Sprache und des Sprechens („Die gerettete Zunge“), das Schärfen des Zuhörens („Die Fackel im Ohr“) und die Fähigkeit des Sehens, des Beobachtens („Das Augenspiel“). In den drei Bänden der Autobiographie tauchen Gesichter und Gestalten aus Canettis Vergangenheit auf, denen der Autor durch seine Gespräche mit ihnen und die sich daraus ergebenden Spiegelungen in seinem Gedächtnis im Werk eine zweite Existenz ermöglicht. Menschen werden für Canetti in seiner Lebensbeschreibung zu einer Art Speise, die sich ihm in Form unterschiedlicher Erfahrungen darbieten.

Canettis grundsätzliche Einstellung zum autobiographischen Schreiben erlaubt ihm nicht, irgendwelche Intimitäten preiszugeben oder verborgene Geheimnisse aufzudecken. Wolfgang Hädecke nennt ihn sogar „den Verberger Canetti“, der Tagebücher in nur ihm verständlicher Geheimschrift (abgeänderter Kurzschrift) führt und eine „genau gezogene Grenze“ gegenüber dem Leser nie überschreitet<sup>1</sup>. Er verzichtet auf psychologische Selbstanalyse, er bemüht sich, von seiner eigenen Existenz abzusehen und sich den anderen Personen zuzuwenden. Diese Bemühung ist umso auffälliger, als ihn einige Zeitgenossen als einen Mann mit „Eigenliebe, Eitelkeit und das Sichwichtignehmen [...] in ungewöhnlichem Grad“ charakterisiert haben.<sup>2</sup> Die Einheit von Leben und Werk bedeutet für Canetti das „Gefühl der absoluten Verantwortung“ für die Menschheit, wobei der Literatur und dem Literaten eine ungemein große Rolle zukommt. In dieser Einheit betrachtet er andere Dichter, Zeitgenossen vor allem, d.h. die Beurteilung eines Werkes ist bei ihm nicht trennbar von der Lebens- und Arbeitsweise des betreffenden Künstlers/der betreffenden Künstlerin. Seine Verehrung gilt denjenigen, denen die Literatur „heilig“ war und es gab unter ihnen auch Frauen. In meinem Beitrag möchte ich untersuchen, mit welchen Darstellungsmethoden Canetti bei den Frauenporträts arbeitet und in welchem Maße sich diese Metho-

---

<sup>1</sup> Hädecke, Wolfgang 1982: Elias Canetti. Die Fackel im Ohr. In: Literatur und Kritik. S. 102

<sup>2</sup> Reich-Ranicki, Marcel 1999: Mein Leben. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. S. 454

den von denen der Männerporträts unterscheiden. Veza Taubner-Calderon hat Canetti beim ersten Blick fasziniert, trotzdem kann man nicht sagen, dass sie in der Autobiographie einen hervorgehobenen Platz einnimmt. Sie stand immer im Schatten ihres berühmten Ehemannes. Viele Forscher werfen Canetti vor, dass er jahrzehntlang die literarischen Arbeiten seiner Frau ebenso totschwieg wie zum Beispiel seine Eheschließung mit Veza im Jahr 1934. In den Bänden der Autobiographie finden wir kein Wort darüber, dass Veza zu der Zeit literarisch tätig war. „Dreißig neue Erzähler des neuen Deutschland. Junge deutsche Prosa“ – unter diesem Titel erschien 1932 im Berliner Malik Verlag eine Sammlung von Erzählungen, unter anderem die Erzählung „Geduld bringt Rosen“, verfasst von Veza Canetti.

Man könnte Elias Canetti als *Gesichtersammler* bezeichnen, da sich Canettis dreibändige Lebensgeschichte durch eine besonders große Anzahl an Personenporträts auszeichnet. In meinem Beitrag möchte ich drei Frauenfiguren aus dem Leben des „Propheten von Rustschuk“<sup>3</sup> und aus seiner Autobiographie hervorheben, die die einzelnen Entwicklungsstufen von Canetti repräsentieren und in einer besonderen Beziehung der Liebe und Bewunderung in den bestimmten Lebensphasen von Canetti zueinander stehen: seine Mutter, Veza Canetti und Anna Mahler.

## Matilde Canetti

Canettis dreibändige Autobiographie beginnt mit der Kindheit und endet mit dem Tod der Mutter, an dem Punkt, an dem seine persönliche Entwicklung und Sozialisation die ureigenste Prägung bekommen hat.

Das besondere Verhältnis zwischen Mutter und Sohn begann nach dem Tod des Vaters, das Kind wurde der Mutter zum Ersatz für ihren Mann; dem Jungen hingegen wird die Mutter zum Vaterersatz, denn Inbegriff seiner Liebe zum Vater waren in Manchester die gemeinsamen Gespräche über Bücher. „So erlangt der übermächtige väterliche Schatten“ – betont Oliver Sill mit Recht –, „sowohl die Bedeutung eines beziehungsstiftenden als auch beziehungsverhindernden Moments“.<sup>4</sup> Nachdem die Mutter ihren Sohn durch das Erlernen der deutschen Sprache nochmals geboren hatte, rückte er ziemlich übergangslos in die Rolle eines Erwachsenen. Die Tatsache, dass er sich als Jude während der Verfolgungen für die deutsche Sprache entscheidet, bestätigt auch die Wichtigkeit seiner Mutter.

Über die erste Zeit in Wien schreibt Canetti im Band „Die gerettete Zunge“:

<sup>3</sup> Ebd., S. 457

<sup>4</sup> Sill, Oliver 1991: Zerbrochene Spiegel: Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens. Berlin; New York: de Gruyter. S. 214

Denn das unvergleichlich Wichtigste, das Aufregende und Besondere dieser Zeit waren die Leseabende mit der Mutter und die Gespräche, die sich an jede Lektüre knüpften. Ich kann diese Gespräche nicht mehr im Einzelnen wiedergeben, denn ich bestehe zum guten Teil aus ihnen. [...] Ich war vom blinden Vertrauen zur Mutter erfüllt, die Figuren, über die sie mich befragte, über die sie dann zu mir sprach, sind so sehr zu meiner Welt geworden, dass ich sie nicht mehr auseinandernehmen kann.<sup>5</sup> Bildung bestand für sie in den Literaturen aller Sprachen, aber die Sprache unserer Liebe – und was für eine Liebe! – wurde Deutsch.<sup>6</sup>

Die deutsche Sprache wird zum Medium seiner Liebe zur Mutter, wie sie vorher das Medium der Liebe seiner Eltern war. In der deutschen Sprache trat er das Erbe des Vaters an.<sup>7</sup> In dem Roman „Die gerettete Zunge“ beschreibt Canetti den Tod seines Vaters mit „traumatischer Überdeutlichkeit“<sup>8</sup>. Der Vater soll sehr enttäuscht über das Verhalten der Mutter gewesen sein, die unmittelbar vor seinem Tod sechs Wochen zur Kur in Reichenhall gewesen sei. Dort habe sie einen Arzt kennengelernt, der sich in sie verliebt habe.

Er [der Vater] habe seit dem Abend ihrer Ankunft nicht mehr mit ihr gesprochen, als er erfahren hatte, dass die Gespräche mit dem Arzt sich in Deutsch abgespielt hatten – also in der ‚geheimen‘ Liebessprache des Paares.<sup>9</sup>

Unter diesen Umständen kann man nachvollziehen, was für eine Rolle die deutsche Sprache in der Familie Canettis gehabt hat. Das ödipale Glück, die Leidenschaft, die den jungen Canetti „mit beidem verband, mit dieser Sprache und mit der Mutter“<sup>10</sup>, gipfelte in den Leseabenden mit der Mutter, wo sie in gemeinsamer Begeisterung das Repertoire des Burgtheaters mit verteilten Rollen lasen. Wie Canetti schildert, tritt diese Leidenschaft für Literatur an die Stelle der Se-

<sup>5</sup> Canetti, Elias 1992: *Die gerettete Zunge: Geschichte einer Jugend*, 1977. Frankfurt/M.: Fischer. S. 105

<sup>6</sup> Ebd., S. 87

<sup>7</sup> Der Vater bleibt in den Gesprächen zwischen Mutter und Sohn präsent: „Ich fühlte, dass sie zum Vater sprach (...), und vielleicht wurde ich dann selbst, ohne es zu ahnen, zu meinem Vater.“ Ebd., S. 98

<sup>8</sup> Hanuschek, Sven 2005: *Elias Canetti. Biographie*. München, Wien: Carl Hanser Verlag. S. 50

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Canetti: *Die gerettete Zunge*, S. 91

xualität.<sup>11</sup> Der besondere Status, den er im Leben der Mutter einnimmt, zwingt ihn, den Neubeginn des Lebens in einer zweiten Ehe zu verhindern. Diese Eifersucht macht ihm den Herrn Dozenten verhasst, dessen Verkörperung das Kind im wiederkehrenden Bild des Bartes gefunden hat: „dann sah ich seinen Bart, den Gegenstand auf der Welt, den ich am tiefsten hasste [...]“<sup>12</sup>, „ich war es, der den schwarzen Bart auf dem Perron zuerst entdeckte.“<sup>13</sup> Er fühlte sich durch die „andere Lektüre“, die der Herr Dozent ihr schenkte und für die sie sich heimlich begeisterte, betrogen. Mit den Theaterbesuchen verriet sie ihr Intimstes, die gemeinsamen Leseabende, die „das eigentliche, das verborgene Leben“<sup>14</sup> seines Geistes waren. In tiefen Empfindungen beschreibt Canetti die einzelnen Stufen seiner Erleichterung, als sich das Schiff vom Ufer entfernte und der Gegenstand seines Hasses verschwunden war. Die Erleichterung zeigt sich in dem Spiel mit der Proportion Wasser-Bart: „Ich sah nur den Hut, und ich sah den Bart, und mehr und mehr Wasser, das uns davon trennte. Ich starrte noch unbeweglich hin, als der Bart so klein geworden war, dass nur ich ihn erkannt hätte.“<sup>15</sup> Seine Mutter und Veza sind in seinem weiteren Leben von großer Bedeutung, aber eine Verlagerung der Beziehung ist nicht zu übersehen. Mit seiner Mutter verbindet ihn bis zu ihrem Tod eine komplizierte Hassliebe, die in der gegenseitigen Eifersucht gründet.

## Veza Taubner-Calderon

„Sie sah sehr fremd aus, eine Kostbarkeit, ein Wesen, wie man es nie in Wien, wohl aber auf einer persischen Miniatur erwartet hätte.“<sup>16</sup>

Eine Biografie Veza Canettis ist auf Basis der bislang veröffentlichten Schriften und Briefe kaum zu schreiben. Der Weg zu ihrer Person führt über spärliche

<sup>11</sup> Siehe ebd., S. 98: Auch die körperlichen Symptome erotischer Erregung sind unverkennbar in der Beschreibung, die Canetti von seiner Mutter liefert: „Die Nasenflügel an ihren weiten Nüstern gerieten in heftige Bewegung, ihre großen Augen sahen nicht mehr mich ...“

<sup>12</sup> Ebd., S. 145

<sup>13</sup> Voller Ironie berichtet Canetti über die Vorbereitung der Übersiedlung in die Schweiz, bei der der Herr Dozent behilflich war: „Seine akademischen Verbindungen und sein Bart würden ihren Eindruck nicht verfehlen.“ Ebd., S. 148

<sup>14</sup> Ebd., S. 106

<sup>15</sup> Ebd., S. 155

<sup>16</sup> Canetti, Elias 1994: *Die Fackel im Ohr: Lebensgeschichte 1921–1931*. Frankfurt/M.: Fischer. S. 70

Erwähnungen von Zeitgenossen<sup>17</sup> (z.B. Ernst Fischer, der bei ihr Englisch-Stunden nahm) und vor allem über die Stilisierung ihrer Figur in der dreibändigen Autobiografie ihres Mannes Elias Canetti, vor allem im Band „Die Fackel im Ohr“ (1980), der siebzehn Jahre nach ihrem Tod erschien.

Es ist in Canettis Autobiographie nicht zu übersehen, dass er Intimitäten nicht preisgibt. Obwohl er Veza Taubner-Calderon in der 300. Vorlesung von Karl Kraus schon früher kennen gelernt hat und in den nächsten Kapiteln des Bandes „Fackel im Ohr“ mit Worten der Bewunderung über die 7 Jahre ältere Frau geschrieben hat, erwähnt er sie dann in eher belanglosen Szenen, wie eine „Nebenfigur“. Seine Mutter hat Veza schon gekannt, als sie für ihre Tante die Wohnungsmiete von Mathilde Canetti einsammelte. „Ihre Nichte, Veza, übernahm es, sich um die Vermietung der Wohnung und monatlich um die Einziehung der Miete zu kümmern“<sup>18</sup>. Canettis Reaktion auf die Vorwürfe drückt seine Beleidigung aus:

Nach dem Krieg war die ‘Gelbe Straße’ bei vielleicht zwanzig Verlagen. Das Manuskript kam in den meisten Fällen ungelesen zurück. Niemand hatte ein gutes Wort dafür. Bis zum Jahr 1963, als die ‘Blendung’ bei Hanser wieder erschien, war ich im deutschen Sprachbereich unbekannt, so daß meine Empfehlung nichts bedeutete. [...] Es kann mich nicht treffen, was ahnungslose Kritiker mir jetzt zum Vorwurf machen: ich hätte nichts früher für Veza getan.<sup>19</sup>

Wie auch Angelika Schedel feststellt, „bleiben der Ehefrau in seiner Lebensgeschichte nur die Rollen der schwermütigen Rabenfrau, der orientalischen Prinzessin, und schließlich der eifersüchtigen Partnerin, die er in ihr sah – ihre Profession als Autorin bleibt unerwähnt“<sup>20</sup>.

Es war vielleicht die Eifersucht, oder vielmehr eine grundlegende Tendenz des Autobiographen, sich auf das seine Entwicklung Betreffende zu konzentrieren, was Veza als eine literarische, klischeehafte Figur erscheinen lässt.

In diesem Band findet man eine autobiographische Notiz unter dem Pseudonym Veza Magd:

<sup>17</sup> Veza Magd, Veronika Knecht, Martha, Martina, Marina und Martin Murner sind die Pseudonyme, unter denen die bis 1990 im Schatten gebliebene österreichische Schriftstellerin der dreißiger Jahre, nämlich Veza Canetti, ihre literarischen Texte in der Arbeiter-Zeitung veröffentlicht hat. Sie wird 1897 in Wien als Tochter eines jüdischen, aus Ungarn stammenden Kaufmanns und einer spaniolischen Mutter aus Belgrad geboren. Veza ist nur sechs Jahre alt, als der Vater stirbt, und die Mutter mit einem mehr als zwanzig Jahre älteren Mann ihre dritte Ehe eingeht, um ihre Tochter finanziell abzusichern. Schedel, Angelika 2001: Nachwort zu Veza Canettis „Der Fund“. München: Carl Hanser Verlag. S. 311

<sup>18</sup> Canetti, Elias 1994: Die Fackel im Ohr: Lebensgeschichte 1921–1931. Frankfurt/M.: Fischer. S. 96

<sup>19</sup> Schedel, S. 320

<sup>20</sup> Ebd., S. 319

Veza Magd, geboren 1897 in Wien als Tochter eines Kaufmanns. An einem Privatgymnasium fand ich Anstellung als Lehrerin. Immer, wenn ich zu spät kam, zog der Direktor bedeutungsvoll die Uhr, sagte aber nichts. In vier Jahren hatten wir die Schule heruntergewirtschaftet, seitdem Stundengeben und Übersetzungen.<sup>21</sup>

Die Tätigkeit Veza Canettis als Lehrerin wird auch durch die Worte von einem ihrer damaligen Schüler, Ernst Fischer, bestätigt.<sup>22</sup> Dank Ernst Fischers Erinnerungen können wir heute auch eine physische Beschreibung der Autorin vor Augen haben, die anders wirkt als die, die Elias Canetti, ihr späterer Ehemann, im dritten Band seiner Autobiographie „Die Fackel im Ohr“ geliefert hat.

Die Darstellung Ernst Fischers ist, Elias Canetti gegenüber, eine objektive, konkrete und realistische Beschreibung der ungewöhnlichen Schönheit von Veza Canetti als Frau.

Schönes weißes Gesicht; Schnee bedeckt den Vulkan. Schwarzer Handschuh, mag es noch so heiß sein; denn ihr fehlt ein Arm. Anstatt einer Prothese trägt sie einen mit Bauschen ausgestopften Aermel, der schlaff herabhängt. Man fragt nicht danach, man spricht nicht davon, doch dieser Defekt ist ein Bestandteil ihrer Persönlichkeit. Sie hat gelernt, sich so zu bewegen, mit solcher Souveränität, als fehle dieser Arm nicht [...].<sup>23</sup>

Ihr Leben lang kaschiert sie diese Behinderung und auch der Freundeskreis respektiert das Tabu.<sup>24</sup> Dieses Tabu wird von Elias Canetti in seiner Autobiographie auch nicht gebrochen. In anderen Werken, wie in seinem Essayband sieht man eine Neigung zur Objektivierung,

hochgeschwungenen Brauen, langen, schwarzen Wimpern, mit denen sie, auf virtuose Weise, bald rasch, bald langsam spielte [...]. Ich schaute immer auf ihre Wimpern statt in die Augen und wunderte mich über den kleinen Mund<sup>25</sup>,

<sup>21</sup> Göbel, Helmut 1993: Nachwort zu Veza Canettis „Die gelbe Strasse“ Frankfurt am Main: Fischer Verlag. S. 177

<sup>22</sup> Fischer, Ernst 1969: Erinnerungen und Reflexionen. Hamburg: Rowohlt. S. 238

<sup>23</sup> Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.) 2002: Veza Canetti. In: Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur. Bd. 156 München: Richard Boorberg Verlag. S. 9

<sup>24</sup> Herrberg, Heike/Wagner, Heidi 2002: Wiener Melange. Frauen zwischen Salon und Kaffeehaus. Berlin: Edition Ebersbach. S. 146

<sup>25</sup> Canetti: Die Fackel im Ohr, S. 71

aber es passt nicht in die autobiographische Konzeption von Canetti im Zusammenhang mit dem Gegenstand seiner Faszination über Mangelhaftigkeiten zu schreiben.

Dies betont auch Angelika Schedel im Nachwort zu Veza Canettis „Der Fund“:

[...] zumal Elias Canetti in den Bänden seiner Autobiographie mit dem Leben seiner Frau so verfahren ist, wie mit seinem eigenen: Er hat es im Hinblick auf eine schriftstellerische Entwicklung stilisiert [...] Elias Canettis Erinnern ist Literatur, der Blick auf historische Wahrheit wird bewußt verstellt.<sup>26</sup>

Im Gegensatz zu Canetti, ist bei Veza physische Behinderung kein Tabuthema. Obwohl sie gelernt hatte, mit ihrer Behinderung zu leben, findet man in ihren literarischen Texten zahlreiche Gestalten, die mit einer Behinderung leben.<sup>27</sup> Das Schreiben ist für sie eine Waffe, die ihr hilft, die physischen Mängel zu überwinden. Somit steht ihre Arbeits- und Aufarbeitungsmethode Canettis Methode des Verschweigens und des Verstellens grundsätzlich gegenüber.

Zwei Jahre vor seinem Tod rechtfertigt Canetti im Vorwort von Vezas Roman „Die gelbe Straße“ das Andenken von Veza Canetti:

Die Bücher, die ich bis zum Jahre 1980 schrieb, mit einer einzigen Ausnahme, sind Veza gewidmet. Zu ihren Lebzeiten, als es noch wenige waren, hätte sie das nicht geduldet. Sie starb 1963, und ich holte nach, was sie verhindert hätte. Alles Frühere, das wieder erschien, alles Neue, auch Übersetzungen in fremden Sprachen, tragen vorne ihren Namen. Ich wollte damit das überwältigende Maß an Dankbarkeit ausdrücken, das ich ihr schulde.<sup>28</sup>

Veza Canetti verkörpert in der Autobiographie die ideale Frau um die Jahrhundertwende, die in sich das Alte und das Neue verkörpert, indem sie eine emanzipierte Frau ist, die literarisch tätig ist, die Weiblichkeit und ihre sozialen Probleme durch das Schreiben mitteilt. Sie ist aber gleichzeitig auch eine traditionelle Frau, die ihre Zeit und ihre Liebe immer ihrem Mann gewidmet hat, und die das Bild der männlichen Imagination widerspiegelt.

<sup>26</sup> Schedel, S. 319

<sup>27</sup> Z. B. in der Erzählung „Drei Viertel“

<sup>28</sup> Canetti, Elias 1993: Vorwort zu Veza Canettis „Die gelbe Strasse“, Frankfurt am Main: Fischer Verlag. S. 5

## Anna Mahler

Anna Mahler, die Canetti 1933 durch den Dirigenten Hermann Scherchen kennenlernte, nimmt im dritten Band der Lebensgeschichte eine zentrale Rolle ein. Sie verhilft mit ihrem „Augenspiel“ dem dritten Band zu seinem Titel. Anhand ihrer Augen entwickelt Canetti seinen Augenmythos: „Sie bestand aus Augen, was immer sonst man in ihr sah, war Illusion“<sup>29</sup>. Annas Reduzierung auf ihre Augen wird an keiner Stelle als Ausdruck der eigenen Gefühle gesehen, sondern nur als Ausdruck ihrer Natur. Augen werden zu einem Beschreibungsmerkmal, signalisieren demnach Charaktereigenschaften und Grundzüge, sowohl des beobachteten als auch des schauenden Menschen. Mit der Beschreibung des Augenmythos erstellt Canetti Beziehungen zu Ausführungen, die er in „Masse und Macht“ als Elemente des Begriffsfeldes Jäger-Machthaber-Opfer-Beute angeführt hat. Canetti flößt dem Leser offenbar das Gefühl ein, dass all die Personen, deren Augen er als Beschreibungsmerkmal aufweist, in Verbindung mit diesem Themenkomplex stehen. Anna ist allerdings ein Extremfall, denn sie „war ganz in den Augen enthalten und sonst beinahe stumm, ihre Stimme, obwohl sie tief war, hat mir nie etwas bedeutet“<sup>30</sup>. Canetti sieht in ihr „den Augenmenschen, eine Existenzform, die sich bruchlos mit ihrem Beruf als bildende Künstlerin vereinbaren lässt“<sup>31</sup>.

Canetti sieht in ihr einen Menschen, den es nach Handlungen drängt. Die Betonung liegt auf „Hand“ und deshalb formt sie mit ihren Händen Optisches, für die Augen Sichtbares. Für Canetti liegt im Optischen ihre Sprache, akustisch erscheint sie oft als Schweigende, Zuhörende. Die Verbindung Annas zu ihrem von Canetti hochgeschätzten Vater und die Abgrenzung von der von ihm verachteten Mutter sind entscheidend für ihre grundsätzliche Zuordnung. Sie führt die Kreativität des Vaters im eigenen künstlerischen Bereich fort, ist aber zugleich ein Gegenbild ihrer Mutter, die an Macht und Profit orientiert ist.

„Da waren sie beide: auf der einen Seite das stumme Licht, das sich von Meißelhieben und lauter Verherrlichung nährte, auf der anderen Seite die uner sättliche, angeheiterte Alte“<sup>32</sup>.

In einer Szene, in der Canetti Annas Lehrer, den Bildhauer Fritz Wotruba in Annas Atelier kennen lernt, betont Canetti ihre Sprachlosigkeit, ihre Zurückgezogenheit während des Gesprächs, aber auch ihre Unabhängigkeit von der Nahrungsaufnahme:

<sup>29</sup> Ebd., S. 73

<sup>30</sup> Ebd., S. 74

<sup>31</sup> Geibig-Wagner, Gabriele 1990: Literarische Porträts in der Autobiographie von Elias Canetti. Aachen: Shaker Verlag. S. 192

<sup>32</sup> Canetti, Elias 1994: Das Augenspiel: Lebensgeschichte 1931–1937, Frankfurt/M.: Fischer. S. 77

„Sie war nur halb beteiligt, Essen bedeutete ihr nichts, sie konnte tagelang arbeiten, ohne an Essen zu denken.“<sup>33</sup>

Ihr Unbeteiligtsein an der gemeinsamen Mahlzeit von Wotruba und Canetti, ihr Abseitsstehen von deren Gemeinschaft ist darauf gerichtet, dass Anna in ihrem Atelier, aber ferner in ihrer Kunst, ihre Freiheit bewahrt:

Sehr wichtig war ihr Freiheitsgefühl, es war der Hauptgrund für ihre rasche Loslösung aus jeder Beziehung. Es war so stark, dass man hätte meinen können, jede neue Beziehung, die sie anspinne, sei unernst und von Anfang an auf kurze Dauer gedacht.<sup>34</sup>

Die Wichtigkeit des Zuhörens, des passiven Aufnehmens von Worten verstärkt sich noch, als Canetti Dr. Sonne kennen lernt. Diese neue, für Canetti jedoch sehr wichtige Bekanntschaft setzt Anna in engere Beziehung zu Canetti selbst, und stellt Anna in scharfen Gegensatz zu Canettis Frau Veza. Was Anna mitzuerleben in der Lage ist, trennt Veza von den beiden. Sie ist nämlich diejenige, die Dr. Sonne ablehnt, sie sieht in ihm eine Gefahr für Canetti. Die Kluft zwischen Canetti und seiner Frau verbindet Canetti mit Anna: Sie versteht es, Dr. Sonne ähnlicherweise aufzunehmen wie Canetti selbst:

[...] sie nahm ihn als das, was er war, bewunderte ihn – trotz seines asketischen Aussehens –, hörte ihm zu, wie sie mir zuzuhören pflegte, aber mit dem Maß an Feierlichkeit, das ich von ihr erwartete, und bat ihn wiederzukommen.<sup>35</sup>

Veza wird hier durch den indirekten Vergleich mit Anna in eine Position gedrängt, die sie als unverständlich und ungerecht zeigt. Schließlich ist sie es, die Canetti über Annas Augenspiel reden lässt. Die Augensprache Annas bleibt zunächst eng verknüpft mit ihrem ganzen persönlichen Bezug zu Canetti. Nach ihrer Trennung von ihm, die abrupt und brieflich erfolgt, hält die Anziehungskraft ihrer Augen für Canetti weiter an.

Diese Freundschaft öffnet für ihn den Zugang zu Menschen, denen sein Interesse gilt. Er kommt mit Kollegen, mit einflussreichen Persönlichkeiten in Kontakt. Er wurde in einem der schönsten Häuser empfangen, in welchem dem Vernehmen nach „Herder während eines Winters [...] gewohnt [hat]. Er war krank und konnte nicht ausgehen und hier war es, wo Goethe ihn täglich besuchte“<sup>36</sup>. Natürlich kann man nicht verleugnen, dass die Tochter von Gustav Mahler eine

<sup>33</sup> Ebd., S. 104

<sup>34</sup> Ebd., S. 113

<sup>35</sup> Ebd., S. 173

<sup>36</sup> Ebd., S. 59

erhebliche Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hat, jedoch waren die neu gewonnenen Möglichkeiten auch nicht ohne Bedeutung für ihn.

Zum Schluss möchte ich eine weitere Verbindung Annas zu Canettis Mutter erschließen. Anna existierte für ihn immer in ihren Augen, so empfindet er es im letzten Kapitel der Autobiographie. Das Ganze noch vorhandene Lebenspotential zieht sich in ihre Augen zurück.

Alles, was ihr an Leben blieb, war in die Augen gegangen, die schwer waren vom Unrecht, das ich ihr angetan hatte. Sie blickte auf mich, um es zu sagen, ich hielt den Blick fest, ich ertrug ihn, ich wollte ihn ertragen. Es war nicht Zorn in diesem Blick, es war die Qual aller Jahre, in denen ich sie nicht von mir gelassen hatte. Um sich von mir zu lösen, hatte sie sich krank gefühlt, war zu Ärzten gegangen [...] hatte sich um meinetwillen krank geglaubt und war es nach Jahren wirklich geworden. Das hielt sie mir hin und es war ganz in den Augen.<sup>37</sup>

Hier entsteht ein Spiel, das sein Ende im Tod findet und das für den Schmerz eines Menschen dasteht, der seine Mutter eben verloren hat. Dieses Augenspiel ebenso wie Annas Augenmythos gehören zum Grundmuster des dritten Bandes der Autobiographie.

Bei der Untersuchung der drei ausgewählten Frauendarstellungen sehen wir verschiedene Absichten des Autors, ihre Figuren lebendig zu erhalten. Seine Mutter erscheint in den für ihn wichtigsten Lebensabschnitten. Veza steht durch ihre Nähe zu Canetti als tatsächlich erlebbare (und erreichbare) Realität da, deren Reaktionen berechenbar sind. Anna wird durch den um sie gesponnenen Augenmythos zur Figur stilisiert, die immer einen Hauch des Unerreichbaren, des Besonderen hat.

---

<sup>37</sup> Ebd., S. 305

# VERKETTUNGEN UND VERZWEIGUNGEN. ÜBER DAS DOPPELGÄNGERMOTIV IN E. T. A. HOFFMANNS ROMAN *DIE ELIXIERE DES TEUFELS*

Tünde Paksy

Der Doppelgänger ist ein beliebtes Motiv der Romantik, das in E. T. A. Hoffmanns literarischen Texten vielfach und in vielfacher Form wiederkehrt. In den *Elixieren* wird in dem zentralen Doppelgängerpaar, Medardus und Viktorin das Motiv nicht nur in seiner klassischen Form verwendet, sondern durch seine Kombination mit anderen Formen des Motivs weiterpotenziert. Andererseits werden unter den zahlreichen, miteinander vielfach auch genetisch verwandten Figuren durch die Einbindung verschiedener Motive – in erster Linie das des Wahnsinns, Mordes, Inzestes und der Liebe – weitere Doppelgänger-Relationen erstellt, wodurch ein sehr verzweigtes, alle Fiktionsebenen des Textes durchziehendes Motivnetz entsteht. Im Folgenden soll erst kurz auf die Komplexität und Kompliziertheit des Romans verwiesen werden, dann das verzweigte Motivnetz skizziert und anschließend auf eine der bisher weniger untersuchten Doppelgänger-Relationen, nämlich auf die von Medardus und Aurelie näher eingegangen werden. Das Hauptanliegen des Beitrags ist dabei, die Vielschichtigkeit und Komplexität der Motivverwendung aufzuzeigen.

E. T. A. Hoffmanns *Die Elixiere des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Capuziners* ist ein sehr komplexer Roman mit einer komplizierten, auf mehreren Fäden und Fiktionsebenen verlaufenden Handlung. Der Fiktion nach sei es die Autobiographie des aus dem Kloster entsprungenen und später – nach seinen Sünden und Freveltaten in der Welt – reuig zurückkehrenden Kapuziners, Medardus, die aber durch mehrere, der Fiktion nach teils durch Medardus, teils durch den fiktiven Herausgeber eingefügte Retrospektiven unterbrochen wird. Diese Struktur hat zur Folge, dass der implizite Leser zu der prinzipiell monoperspektivischen, subjektiven, linearen Erzählweise, die die autobiographische Form sonst kennzeichnet, eine gewisse Distanz ausbauen kann, indem die erzählte *Geschichte*<sup>1</sup> somit in vielfacher Brechung erscheint.

---

<sup>1</sup> Narratologische Termini auf Genette beruhend, wie sie bei Orosz verwendet. Vgl. Orosz, Magdolna: Identität, Differenz, Ambivalenz. Erzählstrukturen und Erzählstrategien bei E. T. A. Hoffmann. Frankfurt/M. [u.a.]: Peter Lang 2001, S. 55–56.

Über die mögliche Wirkung dieser Struktur hinaus, soll hier noch stichwortartig auf die bewährten Mittel Hoffmannscher Erzählungen hingewiesen werden, insbesondere auf die raffinierte Verwendung von Herausgeberfiktion und Leserlenkung, auf die Konfrontation des innerhalb der Fiktion Phantastischen mit der innerhalb der Fiktion als real gesetzten Welt und zugleich auf die Modalisierung der Ereignisse durch Perspektivenwechsel und die Verwendung konjunktivischer Formen, durch welche die erzählten Geschichten stets ambivalent erscheinen.<sup>2</sup>

Das zentrale Ereignis<sup>3</sup> des Romans besteht in Medardus' Austritt aus dem Kloster in die Welt. Sein Weg bildet den Hauptstrang des Romans, er wird aber zugleich durch zahlreiche andere der weiteren Figuren umlagert. Vorwärtsschreitend im Raum trifft Medardus immer wieder seine eigenen Verwandten, und er wird mehrfach mit dem Schicksal seiner Vorfahren konfrontiert. Beinahe am Ende seines Weges, im Kapuzinerkloster vor Rom lernt er aus den Aufzeichnungen des alten Malers die Geschichte seines Geschlechtes kennen. Sie setzt beim Sündenfall des Stammvaters Francesco ein. Dieser Sündenfall besteht in der Abkehr vom frommen Christentum und in der unehelichen Beziehung mit einem Weibe, das an der Geburt eines Knaben stirbt und sich nach seinem Tode durch seine enorme körperliche Entstellung als Teufelsweib entpuppt. Die Familienchronik führt über drei Generationen zu der von Medardus und seinen Halbgeschwistern, seinem Cousin und seiner Cousine. Ihre Einführung nimmt sogar Einfluss auf mehrere Aspekte der Geschichte. Aus dem Aspekt der Handlung wird dem Hauptstrang ein Nebenstrang beigelegt, als dessen Folge die Geschichte aus zwei verschiedenen Richtungen lesbar wird. Sie erscheint nicht mehr nur als die Geschichte von Medardus' Sündenfall, Frevel, Reue und Buße, sondern auch als die Parallelgeschichte des Stammvaters Francesco, der der Fiktion nach das Leben seiner Nachkommen als „schnöder Revenant“<sup>4</sup> (SW 2/2: 120) verfolgt und begleitet, solange das von ihm gezeugte, sündige Geschlecht fortwuchert.

Eine Besonderheit der Geschichte liegt darin, dass die Glieder der einzelnen Generationen immer wieder ähnliche Schicksale erleiden, immer wieder die gleichen Sünden in kaum abweichenden Variationen begehen. So ist der ganze

<sup>2</sup> Zur umfassenden Darstellung vgl. Kaiser, Gerhard R.: E. T. A. Hoffmann. Stuttgart: Metzler 1988, besonders S. 132–155; Orosz; Magdolna: Identität, Differenz, Ambivalenz, besonders S. 96–146; Kremer, Detlef (Hg.): E. T. A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung. Berlin; New York: Walter de Gruyter 2009, besonders S. 491–493, 516–525, 529–537.

<sup>3</sup> Im Sinne von Lotmanns Ereignisbegriff. Vgl. Lotman, Jurij M.: Die Struktur literarischer Texte. München: Fink 1993, besonders S. 327–333.

<sup>4</sup> Zitiert wird nach der Ausgabe: E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke in sechs Bänden. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1985ff. Zitate werden im laufenden Text in Klammern mit folgenden Siglen angegeben: SW 1: Bd. 1: Frühe Prosa, Briefe, Tagebücher, Libretti, Juristische Schrift, Werke 1794–1813. Hg. von Gerhard Allroggen, Friedhelm Auhuber, Hartmut Mangold, Jörg Petzel und Hartmut Steinecke. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 2003.; SW 2/2: Bd. 2/2: Die Elixiere des Teufels. Werke 1814–1816. Hg. von Hartmut Steinecke unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 2007.

Stamm von Mordsucht und Sexualverbrechen geprägt und die meisten bleiben ein Leben lang in der Sünde gefangen. Dadurch entsteht zugleich eine leitmotivische Wiederholungsstruktur.

Durch die Projizierung des Einzelschicksals in das von mehreren Generationen einerseits, und durch die stete Wanderung von Medardus andererseits, wodurch er immer wieder mit anderen Personen in Kontakt gerät, wird die Anzahl der Figuren vervielfacht. Sieht man von Figuren ab, die nur angedeutet werden und weder durch einzelne Facetten der Grundmotive, noch durch eine spezifische Funktion auf der Ebene der Narration hervorgehoben sind, beläuft sich die Zahl der eingeführten Figuren immer noch auf etwa sechzig. Beinahe die Hälfte davon gehört zu dem von Francesco gegründeten Geschlecht, während die andere Hälfte außenstehende Personen bilden. Die einzelnen Figuren, insbesondere Familienmitglieder, verbinden gleiche oder ähnliche Namensgebung, besonders die Variationen von Francesco, auch als Franz bzw. Franziskus; oftmals auffallende äußere Ähnlichkeit, wie im Falle von Medardus, seinem Vater und seinem Halbbruder Viktorin und ein verzweigtes Netz der Motive Liebe, Sünde – in welcher konkreten Form auch immer –, Buße und Wahnsinn, so wie ihrer zahlreichen Variationen. Dabei können die Elemente zueinander vielfach in Beziehung gesetzt, mehrfach wiederholt, gespiegelt, ineinander geblendet oder einander entgegengestellt und somit unter den jeweiligen Figuren zahlreiche Doppelgänger-Bezüge festgestellt werden.

Hoffmanns Schauerroman ist zw. 1814–1815 entstanden und 1815 und 1816 erschienenen, eine ernstzunehmende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihm setzte jedoch erst ab den 1960er Jahren ein.<sup>5</sup> Die Doppelgänger-Problematik bildete – nebst Fragen der Identität und der Wahnsinnsthematik – von jeher ihren Schwerpunkt, wobei Freuds Aufsatz über das Unheimliche von nachhaltiger Wirkung war. Fokussiert wurde in den Forschungsbeiträgen vor allem das Verhältnis zwischen Medardus und Viktorin, insbesondere die Frage, ob Viktorin ein figuraler Doppelgänger oder das Phantom von Medardus, die Abspaltung seines bösen Ichs sei. Erst ab den 1990er Jahren setzte sich in der Forschung statt der *entweder-oder*-Logik die des *sowohl als auch* durch und wurde im Einklang mit Freud<sup>6</sup> in der Unsicherheit des Medardus darüber, ob er in Viktorin einer wahren

<sup>5</sup> Zur umfassenden Darstellung der Entstehung und Forschungsgeschichte vgl. Kremer, Detlef (Hg.): E. T. A. Hoffmann, S. 144–150 und im Kommentarteil der Ausgabe Sämtlicher Werke Bd. 2/2: Die Elixiere des Teufels. Werke 1814–1816, S. 545–575.

<sup>6</sup> Als allgemeine These wurde zwar das Phänomen bei Jentsch bereits 1906 in seinem Aufsatz *Zur Psychologie des Unheimlichen* behandelt und ihre Entstehung mit der intellektuellen Unsicherheit der Person erklärt, nachhaltige Wirkung auf die Forschung übte die These aber über Freuds Vermittlung aus. Denn teilweise auf den Aufsatz von Jentsch reagierte Sigmund Freud 1919 mit seiner Studie unter dem Titel *Das Unheimliche*. Vgl. Jentsch, Ernst: *Zur Psychologie des Unheimlichen*. Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift. Nr. 22. (1906), S. 195–198. und Nr. 23. (1906), S. 203–205 und Freud, Sigmund: *Das Unheimliche*. In: Ders.: Studienausgabe. Hg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey. Bd. IV. Psychologische Schriften. Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag 1982, S. 241–274.

Person oder einem Phantom seines zerrütteten Geistes gegenüberstehe, die Quelle des Schauerlichen erkannt.<sup>7</sup>

Das Motiv erscheint nämlich in den *Elixieren* zum einen als personal auftretender Doppelgänger in der engeren Bestimmung, wie sie Frenzel beschreibt: als ein „auf der physischen Ähnlichkeit zweier Personen“<sup>8</sup> beruhendes Doppelgängertum, bei der „Existenz zweier gleichzeitig nebeneinander agierender, sich möglicherweise gegenseitig verdrängender Figuren“<sup>9</sup>. Die Beschreibung gilt nicht nur für die bekanntesten Doppelgänger des Romans: Medardus und Viktorin, sondern mit gewissen Beschränkungen auch für deren Cousin Hermogen, deren Vater Franz/Francesco und den Urahn des Geschlechtes Francesco, den alten Maler. Viktorin erscheint aber in den *Elixieren* nicht nur als personaler, sondern auch als sogenannter „Phantom-Doppelgänger“<sup>10</sup>, der in Traum- und Halluzinationsszenen nur für Medardus wahrnehmbar ist. Ebenso tritt der alte Maler Francesco in manchen Szenen des Romans nur für Medardus, in anderen für alle sichtbar in Erscheinung. Über diese zwei Varianten und ihrer Kombination hinaus erscheint auch eine weitere Form des Motivs, die bei Orosz struktureller Doppelgänger heißt. Mit diesem Begriff werden Figuren gemeint, „die einander funktional ersetzen können“<sup>11</sup>, in den *Elixieren* z.B. Äbtissin und Fürstin, indem sie für Medardus an zwei verschiedenen Orten – im Zisterzienser Nonnenkloster, bzw. in der Residenz – die gleiche strenge moralische Instanz und zugleich das Objekt seiner latenten erotischen Wünsche verkörpern. Unter den verschiedenen Doppelgänger-Typen müssen noch die „virtuelle[n]-Doppelgänger oder Doppelgänger-Projektionen“<sup>12</sup> erwähnt werden, die zwischen dem Doppelgängermotiv und solchen „Erscheinungen, wie Automatenmensch, Spiegelbild, Schatten, Porträt und Traumbild“<sup>13</sup> eine enge Beziehung feststellen lassen. In den *Elixieren* wird ein solcher Bezug zum einen unter den weiblichen Figuren zwischen Aurelie, dem Porträt der heiligen Rosalia und dem Teufelsweib und Euphemie etabliert, und zum anderen durch Franceskos Porträt unter den männlichen Figuren. Das verweist zugleich auf drei verschiedene Gestalten: auf den alten Maler – durch den violetten Mantel –, auf Franz/Francesco – durch die Anrede Aurelies Mutter – und auf Medardus – durch seine Abwandlung in Aurelies Traum.

<sup>7</sup> Vgl. Steinecke, Hartmut: Die Kunst der Fantasie. E. T. A. Hoffmanns Leben und Werk. Frankfurt/Main, Leipzig: Insel 2004, S. 282.

<sup>8</sup> Frenzel, Elisabeth: Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längstschnitte. Stuttgart: Kröner 51999, S. 94.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Im Sinne von Frenzel: ebd.

<sup>11</sup> Orosz, Magdolna: Identität, Differenz, Ambivalenz, S. 66.

<sup>12</sup> Ebd., S. 67.

<sup>13</sup> Ebd.

Geht man von einem weiter gefassten Doppelgänger-Begriff aus, in dem nicht die äußere Ähnlichkeit als Hauptkriterium des Doppelgängertums gesetzt wird, sondern wie Orosz formuliert: „im Bezugsnetz der ‚Geschichte‘, miteinander durch symbolhafte Momente verbundene Figuren als (spezifische) Doppelgänger angesehen werden“<sup>14</sup>, wird die doppelgängerische Verbindung von Medardus und Aurelie ersichtlich. Die beiden letzten Glieder des Stammes haben zum einen mit dem gleichen Problem zu kämpfen, und sind zum anderen durch ihre medial vermittelten Doppelgänger in der Form von Porträtgestalten gegenseitig von nachhaltiger Wirkung aufeinander. Aurelie meint an ihrem „Sterbebett“, dass ihre Aufgabe in der richtigen Deutung der Bestimmung ihrer Liebe bestanden hätte:

Ein besonderer Ratschluß des Ewigen hatte uns bestimmt, schwere Verbrechen unseres frevelichen Stammes zu sühnen, und so vereinigte uns das Band der Liebe, die nur über den Sternen thront und die nichts gemein hat, mit irdischer Lust. Aber dem listigen Feinde gelang es, die tiefere Bedeutung unserer Liebe zu verhüllen, ja uns auf entsetzliche Weise zu verlocken, daß wir das himmlische nur deuten konnten auf irdische Weise. (SW 2/2: 343f.)

Also auf das Problem der himmlischen vs. irdischen Liebe bezogen<sup>15</sup> repräsentieren Medardus und Aurelie zwei verschiedene Lösungsversuche.

Medardus' Leben wird am Anfang ins Zeichen des Christlichen gestellt. Er hat zwar die Wahl, wird aber zu seiner Entscheidung, Mönch zu werden durch die Abweisung seiner Liebeswerbung, also durch sein Scheitern im Bereich der irdischen Liebe sowie von seinem gekränkten Stolz bewogen. Die Beichte einer unbekanntenen Frau weckt in ihm die bisher unterdrückte sexuelle Lust, den Wunsch: „sie an mich drücken – vergehen vor Wonne und Qual, eine Minute dieser Seligkeit für die ewigen Marter der Hölle!“ (SW 2/2: 51). Das bewegt ihn das Kloster um jeden Preis, sogar um den seines Seelenheils zu verlassen. Sein Weg führt somit aus dem Bereich des Geistlichen in die weltliche Sphäre, in der er seinen Wünschen und Trieben ausgeliefert herumirrt. Er häuft Frevel auf Frevel, versucht Aurelie einmal als Medardus, dann unter einer gefälschten Identität als Leonard zu erlangen. Schließlich kehrt er nach seiner Versuchung zu einer geistlichen Karriere zurück ins Kloster.

Aurelies Weg scheint in vielen Aspekten das spiegelbildlich Verkehrte dessen von Medardus zu sein. Sie wird in die weltliche Sphäre geboren und durch das Porträt des Franz/Francesco, das wegen der auffallenden äußeren Ähnlichkeit der

---

<sup>14</sup> Ebd., S. 62.

<sup>15</sup> Medardus verfolgt nämlich ein doppeltes Ziel: In der geistlichen Sphäre strebt er von seiner Hybris getrieben eine geistliche Karriere vom einfachen Mönch über den bewunderten Kanzelredner, sowie den Beichtvater des Papstes zum auf Erden wandelnden Heiligen an; in der weltlichen Sphäre ist sein Ziel, Aurelie zu besitzen.

Figuren zugleich Francesco, den alten Maler und Medardus, den Mönch repräsentieren mag, also durch dieses Porträt angeleitet, entbrannte sie in Liebe zum – für sie damals noch unbekanntem – Mönch Medardus. Sie empfindet ihm gegenüber ambivalente Gefühle. Durch seine Erscheinung auf dem Schlosse wird ihre Tugendhaftigkeit auf die Probe gestellt, und sie kann diese nur mit Mühe bewahren. Nachdem Medardus ihre ehebrecherische Stiefmutter und ihren selbstaufopfernden Bruder ermordet hatte und floh, zieht sich Aurelie vorübergehend ins Kloster zurück. Nach ihrer Rückkehr in die weltliche Sphäre der Residenz lässt sie sich durch rationale Argumente davon überzeugen, dass sie im Irrtum liege und der unter dem falschen Namen Leonard eingeführte Medardus, in dem sie den Mörder ihres Bruders zu erkennen glaubte, in Wirklichkeit ein gutmütiger polnischer Edelmann sei. Nachträglich wertet sie – laut Medardus' Bericht zumindest – ihren Wunsch, einen Mönch zu heiraten ebenso als frevelhaft wie Medardus' irdische Liebe zu ihr. Ihr Lebensweg endet durch ihre Einkleidung im geistlichen Bereich. Während also Medardus als dem geistlichen Bereich zugeschriebener von der weltlichen Sphäre versucht wird und nach seinem ‚Rundgang‘ in der Welt ins Kloster zurückkehrt<sup>16</sup>, passiert das in Aurelies Fall beinahe vollends umgekehrt. Sie wird erst der weltlichen Sphäre zugeordnet, in die die Versuchung, im Bilde des imaginären Mönches aus der geistlichen Sphäre, einzudringen sucht. Nach den gescheiterten Versuchen der Vereinigung der beiden tritt sie in die geistliche Sphäre über.

Um die enge Beziehung unter diesen zwei Figuren besser vor Augen führen zu können, sollen zunächst an medial vermittelte Doppelgänger gebundene Parallelen in ihrem Schicksal vorgestellt werden. Der unmittelbare Anlass, der letzte Stoß, der Medardus aus den finsternen Zellen des Klosters in die bunt-bunteste Welt treibt, ist das Liebesbekenntnis einer unbekanntem Frau zu ihm in heiliger Beichte. Aus Medardus' Perspektive sieht die Szene so aus: die verschleierte unbekanntem Frau

[...] kniete nieder, ein tiefer Seufzer entfloß ihrer Brust, ich fühlte ihren glühenden Atem, es war als umstricke mich ein betäubender Zauber, noch ehe sie sprach! [...] Jedes ihrer Worte griff in meine Brust, als sie bekannte, wie sie eine verbotene Liebe hege, die sie schon seit langer Zeit vergebens bekämpfe, und daß diese Liebe um so sündlicher sei, als den Geliebten heilige Bande auf ewig fesselten; [...] »Du selbst – Du selbst, Medardus bist es, den ich so unaussprechlich liebe!« – Wie im tödenden

<sup>16</sup> Diese Darstellung ist natürlich nur um den Preis einer aspektbezogenen Vereinfachung möglich. Hier werden also nur die Aspekte hervorgehoben, die Medardus' und Aurelies Lebensweg aufeinander beziehen lassen. Von anderen Aspekten, wie z.B. Medardus' allmählich eskalierender Wahnsinn und Superbia, die zugleich seine Versuchung in der Welt der Geistlichen durch die höchstmögliche geistliche Karriere begründen – vom begabten Kanzelredner und (zumindest aus Medardus' Sicht) unerkannten auf Erden wandelnden Heiligen, über den Beichtiger des Papstes bis hin zur Vorstellung des eigenen Märtyrertodes der Verkannten Heiligen reichen seine Wunschvorstellungen – wird hier abgesehen.

Kampf zuckten alle meine Nerven, ich war außer mir selbst, ein niegekanntes Gefühl zerriß meine Brust, sie sehen, sie an mich drücken – vergehen vor Wonne und Qual, eine Minute dieser Seligkeit für ewige Marter der Hölle! (SW 2/2: 51)

Er vergleicht sie erst mit dem Altarbild der heiligen Rosalia, wertet sie später als Vision bzw. Traum um und identifiziert sie schließlich mit Aurelie.

Sie war es selbst, sie die ich in jener wundervollen Vision im Beichtstuhl geschaut. [...] Sogar der Azurblaue Schawl, den Aurelie über das dunkelrote Kleid geschlagen war im fantastischen Faltenwurf ganz dem Gewande ähnlich, wie es die Heilige auf jenem Gemälde, und eben die Unbekannte in jener Vision trug. (SW 2/2: 75)

Wie es sich später aus den Pergamentblättern herausstellt, geht es beim Altarbilde um das von dem alten Maler unter dem Einfluss des Teufelselixiers erstellte Porträt der heiligen Rosalie als üppige Venusgestalt. – Die Venuskomponente der Darstellung verkörpert sich im Teufelsweibe, wodurch die Gründung des frevelhaften Geschlechtes ermöglicht wird, dessen männliche Angehörige sexuelle Verbrecher und Mörder werden, während die Frauen in vielen Fällen sexueller Gewalt zum Opfer fallen. – Die Verkettung von Altarbild, seiner Verkörperung in der Geschichte des alten Malers durch das unheilbringende Teufelsweib und der frommen, kindlichen Aurelie ruft wiederum ein komplexes, mehrgliedriges Doppelgänger-Verhältnis ins Leben. Die im Bild verschmolzenen heidnischen und heiligen Elemente werden einerseits zerlegt und in den Figurenpaaren Teufelsweib-Euphemie und Aurelie-heilige Rosalie verkörpert.<sup>17</sup> Andererseits werden diese Komponenten als Extreme von Medardus' Liebeskonzept gezeigt.

Von dieser ersten Identifizierung an wird Aurelie von Medardus mehrfach mit der heiligen Rosalia auf verschiedenen Altarbildern verglichen. Dabei handelt es sich zum einen um eine Kopie des verhängnisvollen Venus-Rosalie Porträts in der Klosterkirche vor Rom, wodurch die enge Verknüpfung der zwei Klöster hervorgehoben und eine übertaktvolle Erklärung für Medardus' Leidenschaft für Aurelie und die heilige Rosalie geboten wird. Mit einem gewagten Kunstgriff wird die Beichtszene auch aus Aurelies Sicht dargestellt. Sie berichtet, dass sie in dem Mönch, dem sie gebeichtet hat, erst Medardus zu erkennen glaubte, der ihr nach getaner Beichte, nicht mehr als Medardus erschien. Auf den ersten Blick scheint dieser Bericht die von Medardus geschilderte Beichtszene als die Gleiche herauszustellen. Bei aufmerksamerer Lektüre muss allerdings festgestellt werden, dass es sich bei Medardus' Bericht um eine Beichte im Kapuzinerkloster zu

<sup>17</sup> Das komplizierte Doppelgänger-Bezugsnetz unter den drei Figuren und dem verfänglichen Altarbilde habe ich in der Studie „Frau Welt“ untersucht. Vgl. Paksy, Tünde: „Frau Welt“ – das Aufleben eines mittelalterlichen Motivs in E. T. A. Hoffmanns „Die Elixiere des Teufels“. *Publicationes Miskolcensis*, XVI/3 (2011), S. 71–81.

B. und bei Aurelies um eine in der Kirche des Kapuzinerklosters in der Residenz handelt. Physisch können sie also nicht an gleicher Stelle anwesend gewesen sein. Sollten sie dennoch an der gleichen Beichte teilgehabt haben, kann das nur über eine besondere psychische oder aber magische Verbindung erfolgt sein, wie sie zwischen Medardus und seinem Doppelgänger Viktorin zu bestehen scheint.

Um die Verwirrung noch weiter zu treiben, oder aber den Leser zu noch aufmerksamerer Lektüre zu bringen, wird auch in der Klosterkirche in der Residenz ein Altar der heiligen Rosalie aufgestellt. Bei der geplanten Trauung von Medardus und Aurelie, trägt sie Kleider wie die Heilige auf diesem Altarblatt:

Als ich zu Aurelien eintrat, kam sie mir, weißgekleidet, und mit duftenden Rosen geschmückt, in holder Engelsschönheit entgegen. Ihr Gewand, so wie ihr Haarschmuck, hatte etwas sonderbar altertümliches, eine dunkle Erinnerung ging in mir auf, aber von tiefen Schauer fühlte ich mich durchbebt, als plötzlich lebhaft das Bild des Altars, an dem wir getraut werden sollten, mir vor Augen stand. Das Bild stellte das Martyrium der heiligen Rosalia vor, und gerade so wie Aurelie, war sie gekleidet. (SW 2/2: 250)

Schließlich ist Aurelie bei ihrer Einkleidung ebenso gekleidet „ich schaute auf, und erblickte Aurelien, vor dem Hochaltar kniend. O Herr des Himmels, in hoher Schönheit und Anmut strahlte sie mehr als je! Sie war bräutlich – ach! eben so wie an jenem verhängnisvollen Tage, da sie mein werden sollte, gekleidet.“ (SW 2/2: 340) Aurelies gegen rot auf weiß getauschte Kleidung mag auf symbolischer Ebene ihre Entfernung vom Irdischen, die Tilgung der Venuskomponente aus ihrem Charakter und somit zugleich eine Art Bereinigung der doppeldeutigen Darstellung der Heiligen markieren. Die Tendenz wird aus Medardus' Perspektive noch weitergeführt, indem Aurelie in seiner Vorstellung erst in seinen Träumen, dann nach Aurelies Tod auch im Wachzustand mit der heiligen Rosalie verschmolzen bzw. in sie verwandelt und ihm so zur Schutzheiligen wird.

Ich habe versucht aufzuzeigen, in welchem hohem Maße in diesem Roman das dem Doppelgängermotiv innewohnende Potential ausgeschöpft wurde. Einerseits durch die Kombination des personalen mit dem Phantom-Doppelgänger, insbesondere in dem Doppelgängerpaar Medardus und Viktorin, andererseits durch die Vervielfachung der verschiedenen Doppelgänger-Bezüge, durch die Einbettung der Geschichte des von Francesco, dem alten Maler gezeugten sündhaften Geschlechtes und der Erstreckung der Wirkung auch auf manche Raum- und Bildelemente, unter welchen ebenfalls doppelgängerhafte Beziehungen etabliert werden. Eine weitere Besonderheit des Doppelgängermotivs in den *Elixieren* besteht darin, dass der Doppelgänger-Bezug unter den einzelnen Figuren mehrfach bzw. mehrschichtig sein kann, wobei Medardus den Knotenpunkt dieser Beziehungen bildet. Das mag einen zugleich an Hoffmanns vielzitierten Tagebucheintrag vom 6. November 1809 erinnern: „Ich denke mir mein Ich durch ein Vervielfältigungsglas – alle Gestalten die sich um mich herum bewegen sind Ichs und ich

ärgere mich über ihr tun und lassen“ (SW 1: 375.). Als ob die zahlreichen Figuren des Geschlechtes eine Figur widerspiegeln würden, die vor einem gebrochenem Spiegel steht, dessen Scherben das ursprüngliche Bild in zahlreichen entstellten Varianten reflektieren, so dass die Konturen des Originals allmählich verlöschen.

## **GESCHICHTE DER SATHMARER SCHWABEN**

Gizella Boszák

Obwohl die deutsche Minderheit auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens auf eine lange Geschichte zurückblickt, wird diese Volksgruppe immer kleiner. Die Zahl der in Rumänien ansässigen Deutschen ist in den letzten hundert Jahren drastisch gesunken. Während im Jahre 1930 die Gesamtzahl der Rumäniendeutschen noch 745.421<sup>1</sup> betrug, leben heute in Rumänien nach den Ergebnissen der letzten offiziellen Volkszählung von 2011 nur noch 36.042 Deutsche<sup>2</sup>. Für diese Reduzierung der deutschen Minderheit in Rumänien sind teilweise politische und geschichtliche Faktoren verantwortlich. Zu den Rumäniendeutschen werden die Sathmarer Schwaben, die Landler, die Banater Schwaben, die Banater Berglanddeutschen, die Siebenbürger Sachsen, die Bukowina-, Dobrudscha-, Bessarabien- und die Regatsdeutschen sowie die Zipser gezählt.

Thema der vorliegenden Arbeit ist ein kurzer geschichtlicher Überblick der im Sathmarland lebenden Schwaben, mit dem Ziel, in einer späteren Arbeit ihren Sprachgebrauch unter kontaktlinguistischem Aspekt zu untersuchen.

Neben den Rumänen, die selbstverständlich die größte Bevölkerungsgruppe Rumäniens repräsentieren (16.792.868)<sup>3</sup>, existieren in Rumänien auch zahlreiche Minderheiten; darunter die Ungarn (1.227.623)<sup>4</sup> und die Rumäniendeutschen (36.042)<sup>5</sup>. Aus diesem Zusammenleben mehrerer Nationen: Rumänen, Ungarn, Deutschen, Ukrainer, Serben, Slowaken, Tschechen, Tataren, Türken, usw. ergibt sich das interessante linguistische Phänomen des Sprachkontaktes. Unter Sprachkontakt versteht Riehl „[...] die wechselseitige Beeinflussung von zwei oder mehreren Sprachen“ (2009: 11). Neben dem Rumänischen als Amtssprache sprechen die Angehörigen der verschiedenen Minderheiten in Rumänien nicht nur diese offizielle Staatssprache, sondern auch ihre Muttersprache, eventuell auch weitere Minderheitensprachen. So treten nicht nur die Sprecher der unterschiedli-

---

<sup>1</sup> [www.z-g-v.de/doku/archiv/rumaenien/kapitel-3-1-2.htm](http://www.z-g-v.de/doku/archiv/rumaenien/kapitel-3-1-2.htm) – Zugriff am 10.02.2015.

<sup>2</sup> <http://www.recensamantromania.ro/rezultate-2/> und Tab7. Populația stabilă pe sexe, după etnie – categorii de localități, macroregiuni, regiuni de dezvoltare și județe – Zugriff am 10.02.2015.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Ebd.

chen Sprachgemeinschaft in Kontakt miteinander, sondern auch die Sprachen. Dadurch ist das Deutsche einem mehrfachen sprachlichen Einfluss ausgesetzt.

Hier werden von den vielen in Rumänien existierenden Sprachen ausschließlich das Rumänische und das Ungarische als Kontaktsprachen des Deutschen berücksichtigt, weil diese zwei Sprachen in Rumänien von den zahlenmäßig am größten Sprachgruppen gesprochen werden. Die Entscheidung für das Rumänische bzw. das Ungarische ist nicht nur zahlenmäßig sondern auch geschichtlich bedingt; die „dreisprachigen“ Siedlungsgebiete (Sathmarland, Banat, Siebenbürgen) waren immer multiethnische Regionen und die Vertreter dieser drei Sprachen (Deutsch, Rumänisch, Ungarisch) haben im Laufe der Zeit immer zusammen- und nebeneinander gelebt.

Um den sprachlichen Einfluss des Rumänischen und des Ungarischen auf das Deutsche untersuchen zu können, muss m.E. also auch die Geschichte der deutschen Minderheit in Rumänien dargestellt werden.

Die Sathmarer Schwaben<sup>6</sup> sind eine deutschsprachige Bevölkerungsgruppe Rumäniens und gehören zusammen mit den Banater Schwaben zu den sogenannten Donauschwaben.<sup>7</sup>

Die Sathmarer Schwaben sind im 18. Jh. in „die ungarischen Komitate Bihar, Szilagy, Sathmar und Marmarosch“ (Oschlies 1980: 31) gezogen und wurden dort angesiedelt; dieses Gebiet gehörte bis 1918 zu Ungarn, danach wurde es rumänisches Staatsgebiet. Heute leben die Sathmarer Schwaben im Nordwesten Rumä-

<sup>6</sup> „[...] sind allerdings richtige Schwaben aus dem Württembergischen“ Barcan /Millitz (1977: 47) und viele von ihnen sprechen die schwäbische Mundart (ebd.) – schreiben die Autoren.

<sup>7</sup> „Aus Angehörigen verschiedener deutscher Stämme, die nach der Verdrängung der Türken im 17. und 18. Jahrhundert als Siedler in das Pannonische Becken kamen, entwickelte sich der jüngste deutsche Neustamm, die Donauschwaben. [...] Unter den Ansiedlern überwogen am Anfang die schwäbischen Zuwanderer, später die Franken und Bayern, zu denen sich noch Elsässer, Pfälzer, Hessen, Böhmerwäldler u.a. gesellten. Die Donauschwaben umfassen alle nach der Vertreibung eingewanderten westeuropäischen Kolonisten, ohne Rücksicht auf ihr Herkunftsland. Zu ihnen gehören auch die in geringer Zahl ins Land gekommenen Franzosen, Italiener und Spanier, sowie durch natürliche Einschmelzung die im donauschwäbischen Bereich vereinzelt lebenden Elemente südosteuropäischer Völker. Wie die Einwanderung selbst, die über ein Jahrhundert andauerte, vollzog sich auch das Zusammenwachsen dieser Menschen zu einem neuen Volksstamm erst in einem längeren Zeitraum“ Senz (1993: 17). Senz unterscheidet die folgenden donauschwäbischen Siedlungsgebiete: das Bergland, die Schwäbische Türkei, Syrmien-Slawonien, das Batscher Land, das Banat bzw. Sathmar und Transtisien (1993: 15). Klein und Göring zählen zu den Donauschwaben „[...] neben den Banater Schwaben, die deutschsprachigen *Bewohner der Batschka*, der *Schwäbischen Türkei* [Baranya], die *Sathmarer Schwaben* des Sathmar-Gebiets (Satu-Mare), der Gegend um Oradea [Großwardein], des Maramureş [Marmarosch] und des Raums um Budapest“ (1995: 42).

niens, im sogenannten Sathmarland.<sup>8</sup> Sie können wirklich als „echte Schwaben“ betrachtet werden, denn nicht nur ihre Herkunft und ihre Abstammung sondern auch ihre Mundart, das Schwäbisch-Alemannische<sup>9</sup>, belegen diese Aussage.

Die Sathmarer Schwaben blicken auf dem Gebiete Rumäniens auf eine lange Geschichte zurück. Schon im Jahre 1230 stellt Andreas II den „deutschen ‚Gästen‘ von Sathmar (dilectis et fidelibus nostri hospitibus Teutonicis de Zathmar Nemethi)“ (Kroner/Stephanie 1979: 321) ein Privilegium aus. Darin heißt es, dass die „deutschen Gäste von Sathmar“ schon zur Zeit der Königin Gisela (Anfang des 11. Jahrhunderts) gerufen worden seien (ebd.). Im Jahre 1215 lässt sich die Anwesenheit der Deutschen auch in Großwardein nachweisen. Weitere deutsche Siedlungen finden wir „den Somesch entlang über Zalău (Zillen, Zillenmarkt) bis Dej (Burglos)“ (ebd.).

Alle diese mittelalterlichen Siedlungen haben im Laufe der Jahrhunderte ihre deutschen Einwohner verloren; sie sind in der anderssprachigen Bevölkerung, mit denen sie zusammengewohnt haben, aufgegangen. Die heutigen Sathmarschwaben sind demnach nicht die Nachkommen dieser mittelalterlichen Kolonisten, sondern erst im 18. Jh. hierher gerufen worden.

– schreiben Kroner und Stephanie (1979: 321).

Madjarische Grundherren, Bischöfe und selbst die Regierung riefen im 18. Jh. Deutsche aus Deutschland nach Ungarn, „um die während der Türkenherrschaft menschenarm gewordenen Gebiete Ungarns zu füllen, die weit und breit brachliegenden Felder zu bestellen“ (Schmied 1952: 5). Im Jahre 1712 richtete auch Graf Alexander Károlyi<sup>10</sup> an die Wiener Hofkanzlei und an den Hofkriegsrat Eingaben, in denen er darum ansuchte, auf den vom Kurutzenkrieg und von anderen Schicksalsschlägen verödeten Gütern katholische Schwaben aus Deutschland<sup>11</sup>

<sup>8</sup> Bottesch betrachtet als Siedlungsgebiet der Sathmarer Schwaben die Verlängerung der ungarischen Tiefebene. „Die wenigen Berge steigen im Osten (Fäget- oder Buchengebirge) nur bis 575 m an und überschreiten im Norden (Oaş-Gebirge) knapp 800 m. Von den Flüssen, die westwärts fließen, um dann auf ungarischem Gebiet in die Teiß zu münden, sind vor allem der Somesch (auch Samosch oder Samisch) und die Krasna zu nennen“ (2008: 331).

<sup>9</sup> „Dazu kommen noch mundartliche Einflüsse von den fränkischen, bayrischen, badensischen, schweizerischen und österreichischen Siedlern und solche aus der ungarischen und rumänischen Sprache.“ Kroner/Stephanie (1979: 322)

<sup>10</sup> Auch weitere Adelsfamilien – „Schönborn, Banffy, Vay, Becsky, Wesselényi, Morvay, Mailath, der Bischof von Großwardein, Graf Nikolaus Csáky u.a.“ (Kroner/Stephanie 1979: 321) – besiedelten mit Schwaben weitere deutsche oder rumänisch-ungarisch-deutsche Dörfer.

<sup>11</sup> Das Auswanderungsgebiet der Sathmarer Schwaben ist Württemberg (das Schwabenland). „Andere Siedler kamen aus Franken, verhältnismäßig wenige aus dem Rheingebiet Baden-Durlach, aus Bayern, Mainz, St. Gallen, Ober- und Niederösterreich, Böhmen, aus der Zips und der Schweiz“ Kroner/Stephanie (1979: 322).

ansiedeln zu dürfen (ebd.). Am 23. Juni 1712 schrieb Graf Alexander Károlyi vom Landtag aus Preßburg seiner Frau nach Karol, dass mehr als 14.000 Auswanderer aus Deutschland nach Ungarn herbeiströmten. Später schrieb er sogar von 80.000 Ansiedlern (ebd.). Seine Freude ließ aber bald nach, denn seine Siedlungsaktion führte zu einer furchtbaren Katastrophe: Die für die aus Deutschland herbeiströmenden Ansiedler bestellten Wagen standen in Ungarn zum Weiterfahren nach Karol nie rechtzeitig zur Verfügung, die Versorgung der Ansiedler war auch nicht gesichert, so dass sehr viele Schwaben während der Reise durch die ungarische Puszta verhungerten und verdursteten. Da die Siedler von der alten bis zur neuen Heimat einen langen und mühsamen Weg im Hochsommer zurücklegen mussten, starben viele von ihnen, bis endlich am 14. die erste, am 25. Juli die dritte Gruppe der Schwaben in Karol eintraf (Schmied 1952: 5f.). Leider erwartete die Schwaben auch in Sathmar keine bessere Situation. In jenem Jahr herrschte in der Gegend eine große Dürre. Not und Armut empfangen die neuen Ansiedler auch hier. Demzufolge starben wieder Hunderte von ihnen. Um dem Tod zu entgehen, sind viele von den enttäuschten Ansiedlern wieder in die alte Heimat zurückgekehrt. Flucht und Tod der Schwaben schließen dieses erste Ansiedlungsunternehmen des Grafen Alexander Károlyi ab (Schmied 1952: 6f.).



*Abb. 1. Graf Alexander Károlyi<sup>12</sup>*

<sup>12</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Sathmarer\\_Schwaben#/media/File:Gr%C3%B3f\\_K%C3%A1rolyi\\_S%C3%A1ndor.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Sathmarer_Schwaben#/media/File:Gr%C3%B3f_K%C3%A1rolyi_S%C3%A1ndor.jpg) – Zugriff am 23.09.2015.

Von den vier geplanten Ortschaften (Schinal, Kaplan, Schamagosch, Karol) hat Graf Alexander Károlyi nur eine besiedeln können. Die im Sathmarland gebliebenen Schwaben sind im Dorf *Schinal* untergebracht worden.

Die Schinaler Bauern bekamen vom Grafen Bauernwirtschaften (Sessionen) mit je 41 Joch (66 Morgen) fruchtbarsten Bodens. Drei Jahre hindurch brauchten sie keinerlei Abgaben und Frondienste zu leisten. Sie konnten bei ihrem Fleiß auf diesem guten Boden rasch vorankommen, wie es in der alten Heimat nie möglich gewesen wäre. Kein Wunder, dass sie sich nach acht Jahren bereit erklärten, dem Grafen im Schwabenland neue Auswanderer zu werben. (Schmied 1952: 8)

Zwei Gruppen von Werbern machten sich auf den Weg nach Deutschland und sie trafen nach einigen Monaten in Karol mit je 20–25 neuen Familien ein. Dabei machte der zweite Werber genaue Aufzeichnungen, in welchen Ortschaften in Oberschwaben<sup>13</sup> er um neue Ansiedler warb. Graf Alexander Károlyi wollte ausdrücklich katholische Schwaben; der Grund dafür war, dass er auf seinen Gütern „ein Gegengewicht gegen die kalvinistischen Ungarn“ (Eberl 1987: 93) schaffen wollte. So hat er die zweite schwäbische Siedlung *Fienen* gründen können. Mit der Zeit wanderten immer wieder neue Familien ins Sathmarland ein. Es entstanden nacheinander die neuen schwäbischen Siedlungen. Im Jahre 1722 entstand *Maitingen*, 1726 die vierte schwäbische Siedlung *Erdeed*. Im Jahre 1730 bat Graf Alexander Károlyi seinen Sohn Franz um fränkische Bauern. So kamen jetzt Familien nicht nur aus Schwaben ins Sathmarland sondern sogar aus Franken. Die Siedlungsaktion hatte kein Ende. Im Jahre 1735–1736 bekamen die zwei schwäbischen Dörfer Kaplan und Erdeed weitere Ankömmlinge; 100 katholische Familien wurden aus dem Schwabenlande angesiedelt. Die drittgrößte Siedlungsaktion fand im Jahre 1737 mit 106 Familien statt. *Petri* schließt die Reihe der schwäbischen Siedlungen ab, die vom Grafen Alexander Károlyi gegründet wurden. Graf

<sup>13</sup> „Er bereiste vom 1. Mai von Ulm aus die Kreise Biberach, Waldsee und Ravensburg. Er nennt die Ortschaften Ringschnait, Ochsenhausen, Ellmannsweiler, Stein, Laupertshausen, Schweinhausen, Waldsee, Weingarten, Ravensburg, Füramoos, Reinstetten, Maselheim, Heggbach, Biberach wiederholt; nun folgen vier unleserliche Ortsnamen, dann Gutenzell und bei der Rückfahrt wieder Ulm.“ (Schmied 1952: 8)

Alexander Károlyi starb im Jahre 1743, aber sein Sohn Graf Franz Károlyi<sup>14</sup> setzte die Pläne seines Vaters fort. Karol erlebte seine Blütezeit. Graf Anton Károlyi rief auch viele schwäbische Ortschaften<sup>15</sup> ins Leben. Nach 1774 kann die Ansiedlung als abgeschlossen betrachtet werden; es kommen keine großen Gruppen mehr aus dem Schwabenlande nach Sathmar. Zwischen 1791 und 1803, in der Zeit des Grafen Josef Károlyi, lassen sich Schwaben auch in Josefhausen (1794), Schamagosch (1795), Nanten (1795), Bescheneed (1800) und Madratz nieder (Schmied 1952: 8ff.). Nach 1810 lässt die Kolonisation nach.



Abb. 2. Sathmarland<sup>16</sup>

Am Anfang war es für die Schwaben sicher nicht einfach:

<sup>14</sup> Unter dem Regime des Grafen Franz Károlyi entstanden die neuen schwäbischen Siedlungen: Darotz (von 1743 an), Turterbesch (von 1745 an), Wahlei (1747), Sagas (1747), Gilwatsch (1751), Kalmándi (1752). In Trestenburg (Taschnad) haben andere Grundherren schwäbische Bauern angesiedelt. (Schmied 1952: 14).

<sup>15</sup> „Schandern (1767), Merk (1772), Terbesch (1772), Sukunden (1779), Scheindorf (1779), Hamrod (1781), Burlest (1784), Stanaslau (1786), Sajten (1790)“ (Schmied 1952: 14).

<sup>16</sup> <http://www.genealogienetz.de/reg/ESE/sathmar.gif> – Zugriff am 21.08.2015.

Eine oder höchstens zwei Kisten nur mit den notwendigsten Sachen konnten sie mitbringen. Sie besaßen weder Bett noch Tisch noch Stühle oder sonstige Möbelstücke. Die Frauen hatten kein Geschirr, keine Haushaltsvorräte, die Männer keine landwirtschaftlichen Geräte, keine Kuh, keine Ochsen. Alles musste nach und nach herbeigeschafft werden. Vor allem drängte der Bau oder die Herrichtung des Hauses. Aber auch die Felder sollten bestellt werden, damit bald die Lebensmittel vorhanden waren. (Schmied 1952: 13)

Die Schwaben waren aber fleißige und wohlhabende Bauern sowie Handwerker und so kamen sie in der neuen Heimat gut voran. Aus den Dörfern, in die die freien Schwaben angesiedelt wurden, waren meistens die früheren Bewohner, die Madjaren, umgesiedelt worden. Wo das nicht passierte, war das Zusammenleben dieser zwei Nationen oft von Unannehmlichkeiten und Ungerechtigkeiten geprägt (Schmied 1952: 8, 11). Trotz all dieser anfänglichen Schwierigkeiten entwickelten sich die schwäbischen Siedlungen rasch. Die Schwaben hatten gleich in den ersten Jahren nach ihrer Ansiedlung eine eigene deutschsprachige Verwaltung, deutschsprachige Schulen und Kirchen mit deutscher Verkündigungssprache. Aber bald (am Anfang des 19. Jh.) setzte die von der katholischen Kirchenleitung unterstützte Madjarisierung ein. Schon im Jahre 1836 wurde die ungarische Sprache in den Schulen vorgeschrieben. Sie wurde teilweise auch in den Kirchen eingeführt (Bottesch 2008: 337). Dadurch, dass die katholische Kirche die Madjarisierungspolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie unterstützte und sich im Jahre 1867 Ungarn mit dem österreichischen Herrscherhaus „versöhnte“, wurde in der Doppelmonarchie die ungarische Sprache überall konsequent eingeführt. Die Sprache des Unterrichts war von da an das Ungarische. Deutsch wurde höchstens als Fach unterrichtet (ebd.). Folge dieser drastischen Maßnahmen war, dass die Schwaben verhältnismäßig rasch im Madjarentum aufgegangen sind.

Nach dem I. Weltkrieg ist Siebenbürgen an Rumänien angegliedert worden. Bereits im Jahre 1920 führte die rumänische Staatsführung die deutsche Sprache wieder als Unterrichtssprache an 15 konfessionellen Schulen in verschiedenen sathmarschwäbischen Ortschaften ein.<sup>17</sup> Am 10. Januar 1926 wurde mit der Unterstützung der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben die *Deutsch-Schwäbische Volksgemeinschaft Sathmar* gegründet, eine Organisation, die sich für die Lösung der Probleme der Sathmarer Schwaben einsetzte und sich der Assimilierung erfolgreich entgegenstellte (ebd.). Dadurch hat sich auch die Situation der Sathmarer Schwaben verbessert.

Im II. Weltkrieg (Wiener Schiedsspruch am 30. August 1940) kam dieses Gebiet erneut unter ungarische Herrschaft, was für die Sathmarer Schwaben eine

<sup>17</sup> <http://www.sathmarer-schwaben.de/Sathmarer%20Schwaben%20WerSind-Dateien/DieSathmarerSchwaben.html>, Zugriff am 27.08.2015.

Wiederaufnahme des Madjarisierungsprozesses bedeutete (ebd.). Schwere Schicksalsschläge charakterisierten auch die weiteren Zeiten der Sathmarer Schwaben<sup>18</sup>:

Im September/Oktober 1944 verließen, teils unter dem Druck des deutschen Militärs, über 3000 Sathmarschwaben, darunter 9/10 der deutschbewussten Intelligenz, im Zuge des Evakuierungsmaßnahmen ihre Heimat und ließen sich hauptsächlich in Süddeutschland, Österreich und den Vereinigten Staaten nieder (ebd.).

Bottesch (2008: 343) schreibt über die Zeiten des II. Weltkrieges und danach folgendermaßen<sup>19</sup>:

Die Gleichschaltung der „Deutschen Volksgruppe in Rumänien“ mit Hitlerdeutschland und die 1943 auf Grund eines deutsch-rumänischen Abkommens erfolgte Einreihung rumäniendeutscher Männer in Einheiten der deutschen Armee<sup>20</sup> sollten sich nach dem 23. August 1944, dem Tag, an dem Rumänien die Waffen wendete und den Krieg auf der Seite der Alliierten weiterführte, als verhängnisvoll erweisen. Die allesamt zu Hitler-Kollaborateuren erklärten Rumäniendeutschen mussten die Enteignung ihres landwirtschaftlichen Besitzes<sup>21</sup> und den Verlust bürgerlicher Rechte für etwa ein Jahrzehnt erdulden. Hinzu kam die Deportation<sup>22</sup> der arbeitsfähigen deutschen Frauen und Männer zur Aufbauarbeit in die Sowjetunion von 1945 bis 1949.

Flucht während des zweiten Weltkrieges, Zwangsevakuierung und danach Verschleppung nach Russland, Verstaatlichung der Landwirtschaft Mitte der 50er Jahre, die Ansiedlung von Nichtdeutschen in schwäbische Ortschaften im Sathmarland führten zur Dezimierung der Sathmarschwaben und zu einer raschen Zerstörung der existierenden Dorfgemeinschaften.<sup>23</sup>

Die Lage der Sathmarer Schwaben verbesserte sich ein wenig nach der Unterrichtsreform des Jahres 1948. Demnach hatten sie das Recht, deutschsprachige Kindergärten und Schulen zu eröffnen. Sathmarschwäbische Lehrer durften ab 1958 in Temeswar und ab 1969 in Hermannstadt studieren. Ab Ende der 50er Jahre unterrichteten Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben in Oberwischau

<sup>18</sup> Vgl. auch Schmied (1952: 67).

<sup>19</sup> Vgl. auch Schmied (1952: 68).

<sup>20</sup> Vgl. König (1995: 265).

<sup>21</sup> Vgl. König (1995: 266).

<sup>22</sup> Vgl. König (1995: 265).

<sup>23</sup> <http://www.sathmarer-schwaben.de/Sathmarer%20Schwaben%20WerSind-Dateien/DieSathmarerSchwaben.html> – Berner, Helmut; Zugriff am 28.08.2015.

und Neustadt. Deutschsprachige Gottesdienste sind aber weiterhin verboten (Szabó 2000: 351).

Ab dem Jahr 1948 verbesserte sich auch die politische, die rechtliche und die wirtschaftliche Lage der deutschen Bevölkerung, auf die aber wieder weitere Schwierigkeiten folgten:

Nach einer Phase der Liberalisierung, die sich ab 1956 anbahnte und dann vor allem in den Jahren von 1965 bis 1971 (bis zur sog. „Kleinen Kulturrevolution“) auswirkte und besonders im kulturellen Bereich zu großen Hoffnungen zu berechtigen schien, gab es eine abrupte Wende in Richtung Druck, Kontrolle und Einengung. Eine Reihe von einschränkenden Gesetzen und Bestimmungen, die seit 1974/1975 erlassen wurden, trafen die Deutschen besonders: z.B. das Verbot des Gebrauchs der deutschen Ortsnamen, das Gesetz zum Schutze des nationalen Kulturerbes, das ein Obereigentum des Staates an allen sachlichen Kulturgütern festlegte – eine De-jure-Enteignung der deutschen Kulturgüter in privatem und kirchlichem Besitz, das Gesetz über das Hauseigentum von Ausländern, das auch Aussiedler betraf, die Bestimmungen über den Zwangsumtausch und den Zwang zur Übernachtung in Hotels für Westbesucher, die Einschränkung von Auslandsreisen rumänischer Staatsbürger in westliche Länder, die Überwachung aller Kontakte mit Ausländern und die Verhinderung des beruflichen Aufstiegs von Bürgern, die verwandte im Westen hatten (was bei fast allen Deutschen der Fall war).

– schreibt König (1995: 268). Die in den 70er Jahren in Kraft getretenen schwerwiegenden Einschränkungen sowie die nationalistisch ausgerichtete Nationalitätenpolitik des Ceaușescu-Regimes bereiteten den Weg zur Assimilierung der deutsch-schwäbischen Minderheit<sup>24</sup>. Existenzangst und Angst um die eigene Identität charakterisieren diese Periode. Im Januar 1978 kam es zwischen dem deutschen Bundeskanzler Schmidt und dem rumänischen Staatspräsidenten Ceaușescu zu einer Absprache über die Familienzusammenführung. Die Aussiedlung der Deutschen begann. Von 1977 bis 1988 verließen 160.542 Personen Rumänien, darunter wanderten vor allem Intellektuelle aus (König 1995: 276). Diese zunehmende Rückwanderung der Sathmarer Schwaben führte wieder zu einer Dezimierung der sathmarschwäbischen Minderheit.

Dann kam im Dezember 1989 die Revolution. Nach einer kurzen Zeit der Euphorie folgte die Ernüchterung, sogar die Enttäuschung, so König (1995: 278). Er unterscheidet drei Gruppen der Rumäniendeutschen:

- Die zur Aussiedlung Entschlossenen: Wer jahrelang auf den Pass gewartet hatte, ließ sich auch in der neuen Situation nicht von der Aussiedlung abhalten.

<sup>24</sup> <http://www.sathmarer-schwaben.de/Sathmarer%20Schwaben%20WerSind-Dateien/DieSathmarerSchwaben.html> – Zugriff am 29.08.2015.

- Diejenigen, die für die Zukunft zu planen begannen, die sich mit großem Engagement in dem „Demokratischen Forum der Deutschen in Rumänien“ zusammenschlossen.
- Dazwischen gab es die Gruppe der (zunächst) Unentschlossenen. (König 1995: 278)

Viele sind gegangen. Diejenigen, die „zu Hause“ geblieben sind, werden leider immer weniger.

Die Sathmarer Schwaben und ihre Interessen werden heute im öffentlichen Leben vom Demokratischen Forum der Sathmarer Schwaben vertreten. Die Landsmannschaft der Sathmarer Schwaben in Deutschland, das Hilfswerk der Sathmarer Schwaben, sowie die Bundesregierung tragen beträchtlich zur Unterstützung der sathmarschwäbischen Bevölkerung im sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Bereich und nicht zuletzt zur Bewahrung ihrer deutschen Identität bei.<sup>25</sup>

## Literatur

Barcan, Monica/Millitz, Adalbert (1977): Die deutsche Nationalität in Rumänien. Bukarest: Kriterion-Verlag.

Bottesch, Johanna (2008): Rumänien. In: Eichinger, L. M./Plewnia, A./Riehl, C. M. (Hg.): Handbuch der deutschen Sprachminderheiten in Mittel- und Osteuropa. Tübingen: Narr, S. 329–392.

Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa. Ausstellungskatalog. Bearbeitet von Immo Eberl et al. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1987.

Klein, Horst G./Göring, Katja (1995): Rumänische Landeskunde. Tübingen: Narr.

Schmied, Stefan (Hg.) (1952): Heimatbuch der Sathmarer Schwaben. Wangen im Allgäu: St. Josephs-Druckerei.

König, Walter (1995): Die Deutschen in Rumänien seit 1918. In: Grimm, G./Zach, K. (Hg.): Die Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa. Geschichte. Wirtschaft. Recht. Sprache. Band 1. München: Südostdeutsches Kulturwerk, S. 251–296.

Kroner, M./Stephanie, Cl. (1979): Andere deutsche Siedlungsgruppen. In: Göllner, C. (Hg.): Geschichte der Deutschen auf dem Gebiete Rumäniens. Erster Band. 12. Jahrhundert bis 1848. Bukarest: Kriterion Verlag, S. 321–328.

Oschlies, Wolf (1980): Die Deutschen in Rumänien. Teil I: Nachbarn seit Jahrhunderten. Köln: Bundesinstitut für Ostwissenschaftliche und Internatio-

<sup>25</sup> <http://www.sathmarer-schwaben.de/Sathmarer%20Schwaben%20WerSind-Dateien/DieSathmarerSchwaben.html> – Zugriff am 29.08.2015.

nale Studien (= Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien 15).

Senz, Josef Volkmar (1993): *Geschichte der Donauschwaben. Von den Anfänge bis zur Gegenwart*. 7., Aufl. Wien/München: Amalthea.

Szabó, Csilla-Anna (2000): Aspekte des heutigen Gebrauchs der deutschen Sprache im Sathmarer Gebiet, Nordwestrumänien. In: Stellmacher, D. (Hg.): *Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der Internationalen Dialektologentagung, Göttingen, 19.–21. Oktober 1998*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag (= ZDL Beihefte 109), S. 347–361.

## **Internetquellen**

[www.z-g-v.de/doku/archiv/rumaenien/kapitel-3-1-2.htm](http://www.z-g-v.de/doku/archiv/rumaenien/kapitel-3-1-2.htm) – Zugriff am 10.02.2015

<http://www.recensamantromania.ro/rezultate-2/>

Tab7. Populațiastabilăpeseșe, dupăetnie – categorii de localități, macroregiuni, regiuni de dezvoltareșijudețe

[https://de.wikipedia.org/wiki/Sathmarer\\_Schwaben#/media/File:Gr%C3%B3f\\_K%C3%A1rolyi\\_S%C3%A1ndor.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Sathmarer_Schwaben#/media/File:Gr%C3%B3f_K%C3%A1rolyi_S%C3%A1ndor.jpg)

<http://www.genealogienetz.de/reg/ESE/sathmar.gif>

<http://www.sathmarer-schwaben.de/Sathmarer%20Schwaben%20WerSind-Dateien/DieSathmarerSchwaben.html>

## **DIE GESCHICHTE DER DEUTSCHSPRACHIGEN PRESSE IN UNGARN: EIN FORSCHUNGSGEBIET IM SCHNITTPUNKT MEHRERER DISZIPLINEN**

Rozália Bódy-Márkus

Die Geschichte der deutschsprachigen Presse in Ungarn ist ein Forschungsgebiet, das die Zusammenarbeit mehrerer Disziplinen erfordert. Als Teil der Pressegeschichte eines multiethnischen politischen Gebildes müssen in ihrer Darstellung pressegeschichtliche, geschichtswissenschaftliche, sowie literatur- und sprachhistorische Ergebnisse germanistischer, hungarologischer und slawistischer Provenienz beachtet werden. Unter den ungarischen Pressehistorikern ist heute allgemein anerkannt, dass auch die Geschichte der ungarischen Presse erst dann neu und vollständiger als bisher geschrieben werden kann, wenn die deutschsprachigen Presseorgane des Landes gründlicher erforscht werden als es bis jetzt der Fall war.

Im Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erschien zwischen 1979 und 1985<sup>1</sup> eine dreibändige Monographie „A magyar sajtó története“ [Geschichte der ungarischen Presse], die ihren Gegenstand von den Anfängen bis 1890 verfolgte, und die Kenntnisse zusammenfasste, die die ungarische pressehistorische Forschung über die ersten circa 150 Jahre der Presseentwicklung des Landes bis dahin zu Tage förderte. Leider konnte diese Forschung spezifisch *pressehistorische* Gesichtspunkte nur sehr wenig geltend machen. Die thematischen Schwerpunkte der Darstellung und die Wertungen, die in sie eingingen, spiegelten die Präferenzen der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung und Geschichtswissenschaft wider. Die deutschsprachige Presse des Landes fand in ihr nur für die ersten Jahrzehnte ihrer Entwicklung genügend Beachtung.

Ich zitiere Éva Lakatos, die unlängst verstorbene verdienstvolle Mitarbeiterin der Széchényi Nationalbibliothek, die 2004 Folgendes über das 1985 abgeschlossene Handbuch feststellte:

---

<sup>1</sup> A magyar sajtó története I. 1705–1848 [Geschichte der ungarischen Presse I. 1705–1848]. Hg. v. György Kókay. Budapest 1979.; A magyar sajtó története II/1. 1848–1867 [Geschichte der ungarischen Presse II. 1848–1867]. Hg. v. Domokos Kosáry und Béla Németh G. Budapest 1985.; A magyar sajtó története II/2. 1867–1892 [Geschichte der ungarischen Presse II. 1867–1892]. Hg. v. Domokos Kosáry und Béla Németh G. Budapest 1985.

„[Das Werk] ... behandelt den ersten [...] Abschnitt in der Geschichte der beiden Gruppen periodischer Schriften [der ungarischsprachigen und der deutschsprachigen Periodika] ausgewogen, sogar einzelne Details ihrer Symbiose werden beleuchtet. Immer näher zu 1848 werden hingegen solche Analysen seltener, und sind für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fast gar nicht mehr zu finden. Die Studien erwähnen zwar stellenweise Parallelen, aber nur flüchtig. Nirgends wird auf die deutschsprachigen Impulse und Initiativen, auf die ‚andere Seite‘ der ungarländischen Journalistik maßgeblich eingegangen. So bleibt eine Halbkugel der gemeinsamen Entwicklung fast ganz unbeleuchtet.“<sup>2</sup>

Zu einer Weiterführung der mit dem Jahre 1890 abgebrochenen Darstellung im Rahmen eines Projektes der Akademie, in der vorliegenden Handbuchform, ist es bislang nicht gekommen, wahrscheinlich wegen der lückenhaften Grundlagenforschung selbst zur ungarischsprachigen Presse. Den Feststellungen von Éva Lakatos muss man hinzufügen, dass sich die Situation seitdem (seit 1985 und seit 2004) nur in wenigen Teilbereichen geändert hat. In den letzten Jahrzehnten kam die bibliographische Erfassung der deutschsprachigen Organe des Landes zwar bedeutend voran<sup>3</sup>, auch zur inhaltlichen Aufarbeitung einzelner Presseprodukte und der Presselandschaft einzelner Regionen sind wichtige Untersuchungen, teils von einzelnen Forschern, teils von Forschergruppen durchgeführt worden, und auch multinationale Projekte wurden verwirklicht, trotzdem gilt bis heute, dass die Geschichte der deutschsprachigen Presse Ungarns unzureichend erforscht ist. Für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und den Beginn des 19. Jahrhunderts kann der Forschungsstand relativ günstig genannt werden, die Aufarbeitung der

<sup>2</sup> „[a mű] a két lapcsoport [a magyar és a német nyelvű sajtó] kezdeti [...] stádiumának történetét arányosan tárgyalja, sőt, a szimbiózis részleteit is megvilágítja. Am 1848 felé haladva az elemzések ritkulnak, a XIX. század második felében pedig már-már eltűnnek. A tanulmányok helyenként szólnak ugyan a párhuzamokról, de csak érintőlegesen, egyetlen esetben sem térve ki érdemben a német kezdeményezésekre, az ország újságírásának ’túloldalára’. Így a közös fejlődés egyik féltekéje szinte teljesen homályban marad.” (Lakatos, Éva: Sikersajtó a századfordulón [Erfolgspresse an der Jahrhundertwende]. Budapest: Balassi Kiadó – OSZK, 2004, 141.

<sup>3</sup> V. Busa, Margit: Magyar sajtóbibliográfia I. 1705–1849 [Ungarische Pressebibliographie I. 1705–1849]. Budapest 1986.; V. Busa, Margit: Magyar sajtóbibliográfia II. 1850–1867 [Ungarische Pressebibliographie II. 1850–1867]. Budapest 1996.; Rózsa, Maria: Deutschsprachige Presse in Ungarn 1850–1920. Bibliographie. 1. Teil: Zeitschriften und Fachblätter. München 2001. (Sonderdruck aus: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. München. Bd. 9/2001/ 7–98.); Rózsa, Maria: Deutschsprachige Presse in Ungarn 1850–1920. Bibliographie. 2. Teil: Zeitungen. München 2003. (Sonderdruck aus: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. München. Bd. 11/2003/ 59–141.); Rózsa, Mária: Deutschsprachige Presse in Ungarn, 1921–2000. Bibliographie. Budapest: Gondolat Kiadó – OSZK, 2006.; Voit, Krisztina: A budapesti sajtó adattára 1873–1950 [Thesaurus der Budapester Presse 1873–1950]. Budapest 2000.; Lakatos, Éva: A magyar sajtótörténet válogatott bibliográfiája, 1705–1944 [Auswahlbibliographie zur ungarischen Pressegeschichte, 1705–1944]. 5 Bde, Budapest: OSZK, 2010–2014.

unübersichtlichen Fülle von Quellen hingegen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und besonders nach dem Ausgleich im Jahre 1867 entstanden sind, ist bis jetzt praktisch kaum in Anschlag genommen worden. Diese Mängel sind zwar allgemein bekannt, und der Standpunkt wird von vielen geteilt, dass ihre Behebung notwendig wäre<sup>4</sup>, aber es gibt nur zerstreute, meistens nur eine kleine Anzahl von Forschern mobilisierende Initiativen. Es gibt bis heute keine Institution in Ungarn, die eine systematische Erforschung der deutschsprachigen Presse des Landes mit den entsprechenden Zuwendungen in Arbeit nehmen könnte.

Die ungarische Fachliteratur, auf die die Forscher teilweise heute noch angewiesen sind, schleppt in vielen Teilbereichen mangels neuerer Forschungsergebnisse immer noch das Erbe einer Epoche mit sich, in der man den nicht-nationalsprachlichen literarischen und Presseprodukten entweder mit Abschätzung oder aber mit weitgehender Ignoranz begegnete. Als in Ungarn in den 1860er und 1870er Jahren eine systematische Pressebibliographie und Pressestatistik begann, wonach bald auch die ersten übergreifenden pressehistorischen Darstellungen verfasst wurden, war die Dominanz der ungarischsprachigen Zeitungen und Zeitschriften noch keineswegs eindeutig. Die deutschsprachigen Organe bedeuteten noch eine starke Konkurrenz. Die ungarischsprachige Presse brauchte noch einige Jahrzehnte, bis um die Jahrhundertwende herum eindeutig wurde, dass sie die deutschsprachige nicht nur eingeholt, sondern auch endgültig überholt hatte, sowohl, was die Vielfalt der Gattungen und der Inhalte, als auch was die Auflagenzahlen betraf. Die Konkurrenzsituation der 1870er und 1880er Jahre erklärt den polemischen Ton, der in den ersten ungarischen pressehistorischen Darstellungen vorherrscht, wenn von den deutschsprachigen Periodika des Landes die Rede ist. Später war die Polemik nicht mehr aktuell, aber die ungarische Forschung ließ die deutschsprachigen Organe des Landes weitgehend außer Acht, denn ihr Interesse galt jenen Organen, die im politischen Geschehen und der nun ungarisch dominierten kulturellen Entwicklung führend waren.

Die germanistische Forschung hat in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts eine bibliographische Erfassung der deutschsprachigen Periodikatitel Ungarns geleistet und auch Studien zur Pressegeschichte einzelner von Deutschen bewohnter Städte und Regionen der Stephanskrone geliefert. Auch ihr fehlte aber größtenteils der Blick auf die gemeinsame ungarisch-deutsche Entwicklung der von mehreren Ethnien bewohnten Gebiete, der Blick auf die gegenseitige Einflussnahme unter den deutsch- und ungarischsprachigen Organen.

---

<sup>4</sup> Neueste Zusammenfassung zum Forschungsstand: Ujvári, Hedvig: Mehr als interdisziplinär? Die Erforschung der deutschsprachigen Presse Ungarns im Überblick. In: Magyar Könyvszemle 131 (2015), H. 1, 15–23.

## Fallbeispiel: Die ungarisch- und deutschsprachigen Volksblätter und Volkszeitungen Ungarns im 19. Jahrhundert

Am Beispiel der Erforschung der ungarisch- und deutschsprachigen Volksblätter und Volkszeitungen Ungarns aus dem 19. Jahrhundert möchte ich im vorliegenden Beitrag illustrieren, dass man die Entwicklung der ungarischsprachigen und der deutschsprachigen Periodika in Ungarn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer ständigen Wechselwirkung zu denken und zu erforschen hat. Das Projekt wurde im Rahmen des Forschungsteams MTA-OSZK Res Libraria Hungariae durchgeführt.

Das Thema könnte man auch mit dem Titel versehen: „Auf den späten Spuren der Volksaufklärung in Ungarn“. Die *populäre Aufklärung* oder *Volksaufklärung* genannte publizistisch-literarische Strömung schuf in Deutschland bereits vor 1800, außer einer Menge von Einzelveröffentlichungen, auch Periodika, die der Verwirklichung und Popularisierung ihres Anliegens dienten. Diese Organe wollten den *gemeinen Mann* ansprechen, um ihm nützliche Kenntnisse und das Gedankengut der Aufklärung zu vermitteln.<sup>5</sup> Von Deutschland ausstrahlend erreichte diese publizistisch-literarische Bewegung gegen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts auch andere Länder der mittel- und ostmitteleuropäischen Region. Auch in Ungarn fanden volksaufklärerische Schriften Leser, Übersetzer, Überarbeiter und Nachahmer.<sup>6</sup> Aber erst nach 1840 kam es in Ungarn zum Erscheinen solcher Periodika, die speziell die unteren Schichten ansprechen wollten. Erst zu dieser Zeit waren nämlich in Ungarn die soziologischen und infrastrukturellen Voraussetzungen einer bedeutenden Erweiterung der Leserschichten und einer Spezialisierung der periodischen Druckerzeugnisse vorhanden.

Parallel mit der Entwicklung der volkstümlichen Richtung in der ungarischen Literatur gab es in Ungarn seit den 1830er Jahren Versuche, periodisch erscheinende Organe (zuerst Kalender, dann auch Zeitungen und Zeitschriften) zu schaffen, die das Landvolk dazu befähigen sollten, am Werk der vom ungarischen Reformadel verkündigten Interessenvereinigung [érdekegyesítés] teilzunehmen. Die Verbreitung zeitgemäßer Kenntnisse war ebenso angestrebt, wie die Verände-

<sup>5</sup> Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850. Hg. v. Holger Böning und Reinhart Siegert Bd. 1: Böning, Holger: Die Genese der Volksaufklärung und ihre Entwicklung bis 1780. Stuttgart – Bad Cannstatt 1990, Bd. 2, Teil 1 und 2: Reinhart Siegert und Holger Böning: Die Volksaufklärung auf ihrem Höhepunkt 1781–1800. Mit Essays zum volksaufklärerischen Schrifttum der Mainzer Republik von Heinrich Scheel und dem der Helvetischen Republik von Holger Böning. Stuttgart – Bad Cannstatt 2001.

<sup>6</sup> Z.B. Rudolf Zacharias Beckers *Noth- und Hilfsbüchlein* (1788, Erfurt), überarbeitet von dem reformierten Geistlichen János Kömlei unter dem Titel *Szükségben segítő könyv*, Pest: Stáhel-Kilian, 1790.; Pest: Eggenberger, 1822 (2. Auflage); Fehér, Katalin: *Népfelvilágosító törekvések Magyarországon, 1777–1849*. [Volksaufklärerische Bestrebungen in Ungarn, 1777–849] Budapest: Mati, 2009.

rung der Einstellungen und Vorstellungen, die das Alltagsleben des sogenannten *gemeinen Volkes* bestimmten. Diese Bestrebungen, die in der ungarischen Fachliteratur vorwiegend im Kontext der ungarischen Reformära beschrieben wurden<sup>7</sup>, können zugleich als Fortführung der Zielsetzungen der im vorigen Jahrhundert entstandenen Strömung volksaufklärerischer Literatur angesehen werden. Auch nach 1848 wurde mit der Herausgabe von solchen Periodika fortgefahren, die sich an das Volk wandten, man könnte sogar sagen, dass sich nach ersten Ansätzen vor und während des ungarischen Freiheitskampfes erst in den 1850er Jahren das Volksblatt als eine eigene Pressegattung in Ungarn ausbildete. In den darauffolgenden Jahrzehnten wuchs die Anzahl der Volksblätter und Volkszeitungen zusehends. Zwischen 1844 und 1900 erschienen in Ungarn circa 160 solcher periodischen Schriften in ungarischer und deutscher Sprache, die sich im Titel oder im Untertitel *Volksblätter* oder *Volkszeitungen* nannten. Etwa 100 davon waren ungarischsprachig, und etwa 60 waren deutschsprachige Blätter. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wurde diese Periodika-Gruppe zahlreicher, abgesehen von einem leichten Einbruch in den 1880er Jahren. Das Steigen ihrer Anzahl ging mit einer Auffächerung ihrer geographischen Verteilung einher, von Pest-Ofen als Zentrum ausgehend.<sup>8</sup> Die Periodika versuchten das Volk unter unterschiedlichen konfessionellen und politischen Vorzeichen anzusprechen, und zum Teil waren sie vorwiegend wirtschaftlich ausgerichtet.

Es gab unter den Volksblättern mehrere, die mit annähernd identischen oder ähnlichen Inhalten sowohl in ungarischer, als auch deutscher Sprache aufgelegt wurden. Es gab darunter solche, wo praktisch von einer deutschen und einer ungarischen Ausgabe des gleichen Blattes gesprochen werden kann. Ein Beispiel dafür ist die *Lajta. Gazdasági néplap/Laytha. Landwirtschaftliche Zeitung*, die von 1882 bis 1885 vom Landwirtschaftlichen Verein des Wieselburger Komitates in Ungarisch-Altenburg herausgegeben wurde. Neben Ähnlichkeiten sind auch bemerkenswerte Unterschiede zwischen solchen ungarisch- und deutschsprachigen Volksblättern festzustellen, die in der Fachliteratur oft als anderssprachige Pendant zueinander erwähnt werden. So z.B. zwischen *Dem katholischen Christen*, der mit dem Untertitel „Ein Volksblatt“, im Mai des Jahres 1848 in Pest ins Leben gerufen wurde und dem ungarischsprachigen *Katholikus Néplap*,

<sup>7</sup> Kovács, István Gábor: Kis magyar kalendáriumtörténet 1880-ig: A magyar kalendáriumok történeti és művelődésszociológiai vizsgálata [Kleine ungarische Kalendergeschichte bis 1880: Historische und bildungssoziologische Untersuchung zum ungarischen Kalenderwesen]. Budapest 1989.

<sup>8</sup> In den 1840er Jahren sind nur in Pest-Ofen, Debreczin und Raab Volksblätter erschienen, in den 1850er Jahren nur in Pest-Ofen und in Klausenburg. In den 1860er Jahren wurden solche Blätter in Debreczin, Pest-Ofen, Szegedin und Kaschau publiziert, außerdem ist auch in Transsylvanien eine größere Regsamkeit auf diesem Gebiet zu verzeichnen, mit den Verlagsorten Hermannstadt, Neumarkt am Mieresch und Schäßburg. In den 1880er und 1890er Jahren meldeten sich schon über zwanzig Ortschaften als Verlagsorte von Volksblättern.

dessen erste Nummer zwei Monate später, im Juli des gleichen Jahres erschien<sup>9</sup>, oder zwischen *Vasárnapi Újság*, dem Erfolgsunternehmen der populären Presse, in den 1850er Jahren von Gustav Heckenast in Pest gegründet, und der *Sonntags-Zeitung* des gleichen Verlegers.<sup>10</sup>

Die Unterschiede von Inhalt und redaktioneller Aufmachung der ungarischsprachigen und der deutschsprachigen Volksblätter sind nicht nur auf die unterschiedlichen Redakteure zurückzuführen, die dort tätig waren, sondern waren auch in den (unterstellten oder tatsächlichen) Lesererwartungen begründet, was letzten Endes in der Sozialgeschichte der deutsch lesenden Bevölkerungsteile in Ungarn wurzelt. Aber nicht nur das, sondern auch divergierende literarische und journalistische Stil- und Gattungstraditionen könnten bei der abweichenden Gestaltung der deutschen und der ungarischen Volksblatt-Inhalte eine Rolle gespielt haben.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass die von der deutschen Literatur der Volksaufklärung ausgehenden Impulse in Ungarn erst im Vormärz periodische Organe schaffen und dadurch eine bestimmte Breitenwirkung erreichen konnten. Diese Feststellung wäre noch mit folgender These zu ergänzen: Die Tradition des volksaufklärerischen Schrifttums (mit ihren spezifischen sprachlichen Mitteln und Textformen, die die Volksaufklärer zum Ansprechen der unteren Schichten ausgearbeitet hatten) fand in Ungarn *vorwiegend in ungarischer Sprache* eine unmittelbare Fortsetzung. An den Volksblättern der 1850er und 1860er Jahre wird sichtbar, dass den Journalisten das sprachliche Reservoir eines volkstümlich orientierten Periodikums in Ungarisch viel geläufiger war, als in Deutsch.

Zugleich waren gerade diese sprachlichen Mittel Gegenstand ständiger Diskussion. Die Zeitgenossen reflektierten darauf, dass die sogenannte *Volkslitera-*

<sup>9</sup> Beide Blätter setzten sich zum Ziel, in den Zeiten politischer Veränderungen die Grundlagen der katholischen Religion und das Ansehen der Kirche zu befestigen. Aber sie hatten nicht die gleichen Redakteure, im ersten Jahrgang auch nicht die gleichen Herausgeber, wurden nicht in der gleichen Druckerei ausgestellt, und fassten auch nicht das gleiche Publikum ins Auge. Das ungarische Blatt wollte vor allem das Landvolk ansprechen und strebte eine landesweite Verbreitung an, während *Der katholische Christ* vor allem die katholischen Bewohner von Pest-Ofen ins Auge fasste. Auch ihr Verhältnis zur Politik unterschied sich im Jahre 1848 gravierend. Erst im Herbst 1849, als nach einer Unterbrechung beide Blätter wieder erscheinen konnten, übernahm der Pester „Verein zur Verbreitung Guter und Wohlfeiler Bücher“ (Jó és Olcsó Könyvkiadó Társulat), Vorgänger von Sankt Stephan Gesellschaft/Szent István Társulat auch das deutschsprachige Blatt.

<sup>10</sup> Rózsa, Mária: A Vasárnapi Újság német nyelvű pendant-ja (?), a Sonntags-Zeitung, 1855–1865 [Sonntags-Zeitung, das deutschsprachige Pendant (?) von Vasárnapi Újság, 1855–1865]. In: Magyar Könyvszemle 127 (2011) H. 3. 392–398.; Bódy-Márkus, Rozália: A Sonntags Zeitung: illusztrált német nyelvű hetilap a Vasárnapi Újság szomszédságában [Die Sonntags Zeitung: illustriertes deutschsprachiges Wochenblatt in der Nachbarschaft von Vasárnapi Újság]. In: „Képes Világ”. Tudományos konferencia a 19. századi magyarországi illusztrált sajtóról [„Bebilderte Welt“. Wissenschaftliche Konferenz über die illustrierte Presse Ungarns im 19. Jahrhundert]. = Tanulmányok Budapest Múltjából [Studien über die Vergangenheit von Budapest] XXXIX. Budapest: Budapesti Történeti Múzeum – OSZK, 2014, 65–80.

tur der 1840er und 1850er Jahre (seien es nun Kalender, Zeitungen, Reihen oder Einzelveröffentlichungen) wenig von ihren Zielsetzungen verwirklichen konnten, weil sie größtenteils ihre Adressaten einfach nicht erreichen konnten. Teils wegen einem zu hohem Preis, teils wegen mangelnder Aufnahmebereitschaft bei den unteren Schichten für derartige didaktische Literatur, teils einfach, weil sie den Ton nicht finden konnten, um die Ungeschulten anzusprechen. Im letzten Drittel des Jahrhunderts unterlagen die Volkskalender einer starken Kommerzialisierung und Trivialisierung, ihre emanzipatorischen Inhalte schwanden.<sup>11</sup> Ähnliches weiß die ungarische Fachliteratur von den Volksblättern der dualistischen Epoche zu berichten.<sup>12</sup> Die Gattung Volksblatt wurde von den politischen Parteien instrumentalisiert. Die Volkstümlichkeit der Sprache erschöpfte sich zunehmend in Äußerlichkeiten, beziehungsweise hat sich jener lügen- und epigonenhaften Pseudo-Volkstümlichkeit angepasst, die das offizielle literarische Leben in Ungarn an Ende des 19. Jahrhundert als Ganzes beherrschte.

Der am zahlreichsten vertretene und in der ungarischen Fachliteratur am meisten behandelte Volksblatt-Typus war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der eben beschriebene ungarisch dominierte Typus, der in der Traditionslinie der Volksaufklärung stand, um die Jahrhundertmitte einige Impulse von der volkstümlichen ungarischen Literatur empfang (das blieb aber eine oberflächliche Berührung), und diese Traditionen zugunsten politischer Beeinflussung abwandelte. Wenn man hingegen die Volksblätter-Landschaft Ungarns genauer untersucht und die deutschsprachigen Vertreter der Gattung mit einbezieht, zeigt sich ein differenzierteres Bild. Denn es gab noch weitere Typen unter den Periodika, die sich Volksblätter oder Volkszeitungen nannten. Pest-Ofen, bzw. Budapest brachten von den 1840er Jahren bis zur Jahrhundertwende rund 80 Volksblätter hervor, mehr als ein Drittel davon hatten deutschsprachige Titel. Unter diesen fand sich eine Reihe deutschsprachiger Blättchen (Tagesblätter für den Preis von 1 oder 2 Kreuzern), die sich in ernstem oder satirischem Ton den kommunalen Angelegenheiten zuwandten, und für die die Wiener liberale Lokalpresse seit den 1850er Jahren die Vorbilder lieferte<sup>13</sup>, sie folgten also einer in der ungarischen Fachliteratur bislang kaum beachteten Gattungstradition.

Die Regionen mit geschlossenem deutschem Siedlungsgebiet brachten Volksblätter hervor, die ihre Vorbilder ebenfalls in Wien und in Deutschland fanden und die in einigen multiethnischen Städten selbst die Muster für ungarischsprachige Periodika lieferten, anstatt sich an den ungarischen Blättern zu orientieren. Der von Deutschen mitbewohnte Süden des Landes (Städte im Banat

---

<sup>11</sup> Kovács István Gábor a.a.O.

<sup>12</sup> A magyar sajtó története ... II/1, 443ff.

<sup>13</sup> Kossdorf, Karl-Heinz: Die Wiener liberale Lokalpresse im 19. Jahrhundert. Von der Gründung des ersten Volksblattes bis zur Aufhebung des Zeitungsstempels (1850–1900) Diss. Univ. Wien 1969.

und in der Bačka) schloss sich in den 1870er und 1880er Jahren der Reihe der Verlagsorte von Volksblättern an.

Erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts meldeten sich die westungarischen Städte, Ödenburg und Pressburg mit Volksblättern, dann aber brachten sie einen regelrechten Boom von Volksblättern hervor.<sup>14</sup> Der erneute Aufschwung, der nach der relativen Ebbe der 1880er Jahre in diesem Sektor der Periodika-Herausgabe erfolgte, ging von der westlichen Grenzregion aus. Als neuer Volksblatt-Typus traten hier in den 1890er Jahren die Organe auf, die die Sache der Katholischen Volksparteien vertraten. Auf die direkte Vorbild-Funktion der Wiener *Reichspost. Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk Österreich-Ungarns*, sowie die vom Volksverein für das katholische Deutschland gegründeten Zeitungen in Berlin und anderen deutschen Städten ist in der ungarischen Fachliteratur bereits hingewiesen worden.<sup>15</sup> Aber die Volksblätter des politischen Katholizismus fanden in Ungarn eine weite Palette von Volksblättern und Volkszeitungen mit diversen Gattungstraditionen vor. Auf die Anziehungskraft des Titels wollte keine der politischen Richtungen verzichten. So kam es dazu, dass in Ödenburg und Pressburg zwischen 1890 und 1900 insgesamt 15 Volksblätter gegründet wurden: Mehrere davon verkündeten den politischen Katholizismus, aber auch die regierende Liberale Partei, die sogenannte Ödenburger Radikale Volkspartei, die Evangelische Kirche und eine marxistisch orientierte Arbeiterbewegung hatten ihre eigenen Volksblätter. Einige dieser Richtungen verfügten parallel über deutsch- und ungarischsprachige Organe für das Volk.

Wie viel die diversen Volksblätter am Ende des Jahrhunderts mit jenen der 1840er, 50er und 60er Jahre gemeinsam haben, muss noch erforscht werden. Denn gleichzeitig mit der Verbreitung der Bezeichnung verlor der Begriff auch an Schärfe. Von den 1880er Jahren an trifft man auf eine Reihe von Zeitungen in größeren Provinzstädten, die keine greifbare Ausrichtung auf die unteren Schichten aufweisen können, und sich trotzdem Volksblätter nennen. Als Beispiele für diesen Typus seien hier das *Südüngarische Volksblatt* und *Magyar Néplap* genannt, die in den 1880er Jahren in Großsanktnikolaus/Nagyszentmiklós im Komitat Torontál herausgegeben wurden. (1880 wurde das deutsche Blatt ins Leben gerufen, und erst 5 Jahre später das ungarische. Herausgeber und Redakteur war bei beiden Blättern der Druckereihinhaber Salomon König.) Die Titelwahl könnte in solchen Fällen durch die Positionierung des betreffenden Periodikums in der lokalen Presselandschaft, vor allem durch ihre Konkurrenz zu bereits etablierten Organen erklärt werden. Bezeichnend ist, dass sich das seit 1894 in Ödenburg erschienene *Westungarische Volksblatt* 1898 wöchentlich einmal mit einer sogenannten „Volksausgabe“ meldete, die die Botschaft der der Katholischen Volks-

<sup>14</sup> Zwischen 1890 und 1900 wurden in Ödenburg 9, in Pressburg 6 Blätter gegründet, die zu dieser Kategorie zu rechnen sind.

<sup>15</sup> Dersi, Tamás: A századvég katolikus sajtója [Katholische Presse an der Jahrhundertwende]. Budapest 1973.

partei nahestehenden Zeitung in populärem Ton zu vermitteln suchte. Das ist ein Indiz dafür, dass die Bezeichnung im Titel: „Volksblatt“ mit wenig mehr als mit volkstümlichem Ton zu tun hatte.

## **Fazit**

Um die Geschichte der Pressegattung „Volksblatt“ in Ungarn schreiben zu können, dürfen ihre deutschsprachigen und ihre weiteren nicht ungarisch-sprachigen Vertreter nicht außer Acht gelassen werden. Auch dieses Fallbeispiel zeigt, dass eine intensivere Rezeption germanistischer Forschungsergebnisse, sowie deutscher und österreichischer pressehistorischer Ergebnisse von Seiten der ungarischen Pressegeschichtsschreibung ihren Forschungsstand wesentlich ergänzen könnte. So könnte durch die Einbeziehung jener Typen und PresseGattungen, die in Ungarn in erster Linie deutschsprachige Vertreter hatten, ein differenzierteres Bild von der ungarländischen Presseentwicklung gezeichnet werden. Denn jene deutschsprachigen Blätter in Ungarn, die sich beispielsweise an Wiener Periodika orientierten, wirkten ihrerseits auf ungarischsprachige Blätter ihrer Stadt oder Region. Sie vermittelten also Einflüsse, die bestimmt auch in indirekter Weise wirkten, aber vielleicht weniger auffallend waren, und deswegen manchmal unbemerkt bleiben. Ein Vergleich der ungarländischen deutschen Blätter mit ihren ausländischen Vorbildern könnte wiederum jene lokalen Eigenheiten besser beleuchten, die auf die gegenseitige Beeinflussung, auf die Wechselwirkung ungarisch- und deutschsprachiger Periodika zurückzuführen sind.

# DATIVFUNKTIONEN IM DEUTSCHEN UND IM UNGARISCHEN MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF DIE „FREIEN“ DATIVE

Jiří Pilarský

## 1. Vorbemerkungen

Trotz des fortschreitenden Kasussynkretismus verfügt das Deutsche im Vergleich mit anderen idg. Sprachen über ein relativ ausgeprägtes und konsolidiertes Kasussystem, in dem der Dativ eine feste Stelle einnimmt. Obwohl der Dativ unter den anderen Kasus der deutschen Sprache die stärkste morphologische Markierung aufweist, lässt er sich formal relativ schwer definieren, weil er überwiegend nur noch durch ein kookkurrentes Element signalisiert wird. Der sukzessive Kasussynkretismus hat aber auch eine wachsende funktionale Differenzierung der Kasus zur Folge. Der deutsche Dativ kann heute nahezu zehn grammatische Funktionen kodieren.

Im ungarischen Kasussystem steht dem deutschen Dativ eine adäquate Kasusstelle gegenüber, die sich jedoch angesichts der einheitlichen Markierung durch das Suffix *-nak* vom deutschen Pendant markant abhebt. In funktionaler Hinsicht kommt der ungarische Dativ allerdings der entsprechenden Kategorie des Deutschen weitgehend gleich. Die Vielfalt seiner Funktionen (vor allem im Hinblick auf den Mangel eines formal kontrastierenden Genitivs) überbietet sogar die des deutschen Dativs. In diesem Beitrag sollen die syntaktischen Funktionen des deutschen und des ungarischen Dativs kontrastiv erfasst werden. Dies stellt angesichts der bekannten genetischen und typologischen Abweichungen zwischen den beiden Sprachen eine besonders anregende Fragestellung dar, zumal jede festgestellte Konvergenz ein ganzes Bündel von weiterführenden Fragen sprachhistorischen und areallinguistischen Charakters impliziert. Theoretisch ist diese Analyse dem Engelsen Modell der Dependenzverbgrammatik (DVG) verpflichtet, das gleichzeitig auch das theoretische Gerüst der Deutsch-ungarischen kontrastiven Grammatik (Pilarský 2013) darstellt.

## 2. Aktueller Stand der Erforschung der Dativfunktionen

Was die grundlegenden Funktionen des Dativs anbelangt, bietet sowohl die germanistische als auch die hungaristische Linguistik zuverlässige Anhaltspunkte für einen kontrastiven Vergleich. Ein Unterschied zwischen beiden einzelsprachlichen Forschungsgebieten besteht hinsichtlich der Erforschtheit der peripheren Funktionen dieses Kasus, einschließlich der „freien“ Dative. Während auf der germanistischen Linie auch dieser Fragenkomplex relativ gründlich erforscht ist (was jedoch keineswegs die Annahme eines allgemeinen Konsenses rechtfertigt), erfährt diese Problematik in der Hungaristik nur wenig systematische Behandlung. Aus diesem Grund musste ich die Beschreibungslücken oft in Eigenregie kompensieren.

## 3. Kontrastive Analyse

Die kontrastive Beschreibung der Dativfunktionen im Deutschen und im Ungarischen erfolgt in zwei Schritten. Zunächst werden die strukturell äquivalenten Funktionen dargestellt (3.1.). Dabei handelt es sich um syntaktische Glieder, die in beiden Sprachen im Dativ auftreten. In Abschnitt 3.2. folgt eine kurze Charakteristik derjenigen syntaktischen Funktionen, die in einer der Sprachen durch eine Dativphrase kodiert sind, während in der jeweils anderen Sprache formal disparate Übersetzungsäquivalente vorkommen. In den weiteren Passagen wird nur auf die Dative ausführlicher eingegangen, die „klassisch“ unter den Begriff *freier Dativ* fallen, wobei die anderen Funktionen nur flüchtig vorgestellt werden.

### 3.1. Strukturell äquivalente Funktionen

In beiden Sprachen kommen 7 strukturell äquivalente Dativfunktionen vor. Es handelt sich teils um Satzglieder (Satelliten des Verbs), teils um Attribute (Satelliten nicht-verbaler Regentien). In beiden Klassen kommen sowohl Ergänzungen als auch Angaben vor.

#### 3.1.1. Dativergänzung ( $E_{\text{dat}}$ )

- |     |  |   |
|-----|--|---|
| (1) | <i>Morgen schreibe ich <b>meinem</b> Freund.</i> | <i>Holnap írok majd <b>a</b> barátomnak.</i>      |
| (2) | <i>Gehorche nicht <b>den</b> Ungläubigen!</i>    | <i>Ne engedelmeskedj <b>a</b> hitetleneknek.</i>  |
| (3) | <i>Längere Gebete gefallen <b>ihm</b> nicht.</i> | <i>A hosszabb imák nem tetszenek <b>nekí.</b></i> |

Als Dativergänzung in der Experiens-Rolle lässt sich m.E. der „Dativ des Zustandsträgers“ (Helbig 1983: 204) interpretieren, der jedoch im Ungarischen kein direktes strukturelles Äquivalent hat:

(4) *Es ist mir heiß.*

*Melegem van.*

### 3.1.2. Dativus commodi (E<sub>date</sub>)

Es gibt in beiden Sprachen zahlreiche Verben mit der Semantik „absichtliche Tätigkeit“, bei denen dem Dativ eine Benefizientenrolle zugewiesen wird. Es handelt sich um dreistellige Verben mit den semantischen Merkmalen [+intent], [+positiv] und [+vol] (Helbig 1983: 201) wie *pflügen/gondoz*, *tragen/elvisz*, *aufschreiben/felír*, *waschen/(meg-/ki-)mos*, *fahren/bevisz* u.a. Der Comodi kommt einer fakultativen Dativergänzung insofern nahe, als er fakultativ ist (so bspw. Engel 1991: 193):

(5) *Peter hat mir die Tür geöffnet.*

*Péter kinyitotta nekem az ajtót.*

(5a) → *Peter hat die Tür geöffnet.*

→ *Péter kinyitotta az ajtót.*

Für den Status einer fakultativen Dativergänzung sprechen folgende operationelle Tests: Der Reduktionstest (5a) ergibt eine negative Entscheidung (der Ausdruck bleibt grammatisch vollständig), der Folgerungstest hingegen verläuft positiv (aus dem reduzierten Ausdruck kann auf einen Ausdruck mit indefiniter Besetzung der fraglichen Aktantenstelle gefolgert werden). Anders verhält es sich bei dem viel diskutierten Verb *kaufen*:

(6) *Ich kaufe meiner Tochter eine Wohnung.*

*Lakást veszek a lányomnak.*

(6a) → *Ich kaufe eine Wohnung. (= Ich kaufe mir eine Wohnung.)*

→ *Lakást veszek. (=Lakást veszek magamnak.)*

Die Fakultativität des dativischen Aktanten ist in diesem Fall in Wirklichkeit nur *scheinbar*, weil der Reduktionstest für solche Sätze eigentlich *positiv* verläuft: Das Resultat der Reduktion gilt zwar als vollständige Proposition, es handelt sich aber um einen *partiell abweichenden Sachverhalt*, der einer verwandten, aber valenziell unterschiedlichen Verbvariante zuzuordnen ist. Während in (6) ein Verb mit dem Satzmuster <sub dat akk> vorliegt, handelt es sich bei (6a) um die Aktantenkombination <sub akk>, was im Endeffekt zur Veränderung einer wesentlichen Propositionskomponente (der Besitzergröße) führt. Die Dativphrase

ist mithin unter Beibehaltung der ursprünglichen Verbvariante nicht weglassbar, ergo sie ist fixiert. Bei dieser Verbvariante liegt also eine obligatorische  $E_{\text{dat}}$  vor.

### 3.1.3. Dativus incommodi ( $E_{\text{dat}}$ )

Es handelt sich um ein in jeder Hinsicht negatives Pendant zum Comodi. Einerseits kodiert hier der Dativ eine negative Benefizientenrolle, d.h. einen Geschädigten bzw. negativ Betroffenen. Andererseits weist das regierende Verb im Vergleich mit dem Comodi gegensätzliche Merkmale [-intent], [-positiv] und [-vol] auf (*kaputtgehen/tönkremegy, erkranken/megbetegszik, fallen/leesik, zerbrechen/eltör* o.ä.). Im Gegensatz zum Comodi handelt es sich allerdings überwiegend um intransitive (zweistellige) Verben, wobei aber mitunter auch transitive (dreistellige) Verben möglich sind. Ein anderer Unterschied zum Comodi zeichnet sich im Hinblick auf das Ungarische ab, wo das Subjekt/die Akkusativergänzung üblicherweise in possessivsuffigierter Form auftritt. Aus diesem Grund ist der Dativus incommodi im Ungarischen vom Dativus possessivus in attributiver Rolle nur schwer abgrenzbar:

- |     |   |  |
|-----|---|--|
| (7) | <i>Die Zahnsperre ist <b>mir</b> runtergefallen.</i>            | <i>Leesett (<b>nekem</b>) a fogszabályzóm.</i>         |
| (8) | <i><b>Dem Nachbarn</b> ist die Antenne im Winter verrostet.</i> | <i>A szomszédnak télen berostásodott az antennája.</i> |
| (9) | <i><b>Meiner Freundin</b> wurde der Hund geklaut.</i>           | <i>A barátónőnek ellopták a kutyáját.</i>              |

Hinter dieser Interferenz steckt offensichtlich der semantische Hintergrund dieser Propositionen, wo mehr oder weniger scharfgeschnitten eine HABERE-Relation vorliegt, weil die Nominativgröße der Dativgröße gleichsam anvertraut ist (vgl. Helbig 1983: 203). Somit rechtfertigt sich die Annahme eines Incomodi für das Ungarische eigentlich nur durch Fälle wie

- |      |   |   |
|------|---|---|
| (10) | <i>Dieser dämlich peinliche Humor hat <b>uns</b> den Abend verdorben.</i> | <i>Ez a bugyuta, kínos humorizálás elrontotta <b>nekünk</b> az estét.</i> |
|------|---|---|

wo die Akkusativergänzung ohne Possessivsuffix steht und der Dativ folglich als unmissverständlich verbabhängig erscheint.

Mit der Fakultativität des Incomodi verhält es sich ähnlich wie im Falle des Comodi. Eine Reduktion der Ausgangsphrase um den Dativaktanten ergibt eine vollständige Proposition mit indefiniter Besetzung der Dativstelle:

- (10a) → *Dieser dämlich peinliche Humor hat (jemandem) den Abend verdorben.* → *Ez a bugyuta, kínos humorizálás elrontotta (valakinek) az estét.*

### 3.1.4. Dativus ethicus (A<sub>eth</sub>)

Der Ethicus hebt sich vom Gros der anderen Dativfunktionen insofern ab, als er keinen Einfluss auf die propositionelle Komponente der Äußerung ausübt und als „geltungsneutrale Diktumserweiterung“ (so Zifonun et al. 1997: 1345) lediglich den modalen Status der Aussage modifiziert. Sein nicht-propositionsbezogener Charakter hat einige Linguisten dazu veranlasst, dem Ethicus einen Satzgliedstatus abzustreiten und ihm einen Stellenwert jenseits der herkömmlichen Kategorisierungen als Ergänzungen und Angaben zuzuordnen (vgl. Pittner 2007: 59). Engel (1991: 227) zählt den Ethicus aus funktionellen Gründen zu den existimatorischen Angaben.<sup>1</sup> Dieser Auffassung folgt auch die Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik (Pilarský 2013). Zwar ist diese Zuordnung bei weitem nicht optimal, allerdings bietet das dependenzielle Modell keine gangbare Alternative.

Obwohl diese Dativfunktion in den ungarischen Grammatiken entweder mit Stillschweigen übergangen oder nur angedeutet bzw. in irreführender Weise („Betonung bzw. Hervorhebung gewisser Satzinhalte“ – Tompa 1970 II: 249, s. 2.2.) charakterisiert wird, steht ganz außer Zweifel, dass sie auch dem Ungarischen eigen ist (einen reichhaltigen Beispielkatalog bietet Rákosi 2008<sup>2</sup>).

Im Gegensatz zu den meisten Dativfunktionen unterliegt der Ethicus zahlreichen formalen und syntaktischen Einschränkungen. Er kommt nur in pronominaler Form (als Sprecher-/Hörerdeixis) vor, und das standardsprachlich nur im Singular (vgl. Zifonun 1997: 1345). Er ist nicht negierbar, nicht betonbar und nicht erfragbar (im Deutschen auch nicht erststellenfähig). Außerdem ist er mit gewissen Satzmodi (z.B. Interrogativsatz) inkompatibel und kommt meistens bei gewissen Sprechakten wie Aufforderung, Vorwurf, Warnung u. dgl. vor:

- (11) *Mach dich mir nicht wichtig!*                      *Nekem itt ne ugrálj!*  
 (12) *Dass du mir ja nicht zu lange auf-*              *Nekem aztán ne maradj fenn túl sokáig!*  
       *bleibst!*

<sup>1</sup> Obwohl Engel (2009) neuerdings versucht, den Ethicus als eine Abart der Dativergänzung zu präsentieren, ist diese Zuordnung höchst zweifelhaft. Gegen seinen Ergänzungsstatus spricht u.a. die Anwendung des Folgerungstests (Zifonun et al. 1997: 1048).

<sup>2</sup> Diese Studie bestätigt außerdem, dass die syntaktischen Eigenschaften des ungarischen Ethicus mit der gleichen Kategorie in anderen Sprachen weitgehend übereinstimmen.

Inwiefern der Ethicus auch als Hörerdeixis (in 2. Person) möglich ist (vgl. Beispiele dafür in Engel 1991: 239 bzw. Zifonun 1997: 1345), sei hier dahingestellt. Die meisten Belege dieser Art lassen sich nämlich ebenso gut als Dativus incommodi interpretieren:

- (13) *Sei vorsichtig, sie macht **dir** womöglich noch einen Skandal!* *Légy óvatos, ez a nő a végén még botrányt csinál **neked**!*

### 3.1.5. Apposition (NomA<sub>app</sub>)

- (14) *ein Gespräch mit Peter Neumann, dem Direktor des Internationalen Zentrums zum Studium der Radikalisierung* *Nyílt levél Kunos Péternek, a **Mazsihisz** ügyvezető igazgatójának*

### 3.1.6. Dativergänzung zum Adjektiv (AdjE<sub>dat</sub>)

- (15) *Ich bin dem Kollegen dankbar für diesen Einwurf.* Hálás vagyok a kollégámnak ezért az ellenvetésért.
- (16) *Viele Mitglieder der Polizei und der Armee sind dem Volk treu geblieben.* *A hadsereg és a rendőrség sok tagja hűséges maradt a néphez. (AdjE<sub>ptp</sub>)*
- (17) *Klara war ihrem Bruder noch lange böse.* *Klára még hosszú ideig dühös volt a bátyjára. (AdjE<sub>ptp</sub>)*

### 3.1.7. Dativus iudicantis (PrtE<sub>iud</sub>)

Der Iudicantis steht dem Ethicus insofern nahe, als er nicht einen Ereignisbeteiligten oder irgendeine andere Komponente der Proposition vermittelt, sondern modale Bezüge stiftet. Im Gegensatz zum Ethicus modifiziert er den Geltungsanspruch einer Propositionskomponente, und zwar einer subjektiv angesetzten Norm, die erreicht, überschritten bzw. unterschritten wird. Der Iudicantis nennt immer eine Person/Personengruppe, deren subjektive Einschätzung diese Norm konstituiert. Ein anderer Unterschied zum Ethicus besteht darin, dass der Iudicantis immer von einer Normergänzung zum Adjektiv/Adverb (AdjE<sub>norm</sub>) abhängt

und infolgedessen als Attribut zu einer Partikel gilt.<sup>3</sup> Angesichts der Tatsache, dass er die Gradpartikeln subklassifiziert, kommt ihm darüber hinaus der Status einer Ergänzung zu. Adjektivalphrasen mit Dativus iudicantis kommen in beiden Sprachen vor:

- |      |  |  |
|------|--|--|
| (18) | <i>Das war eine <b>dem Durchschnitts-</b>leser zu schwere Aufgabe.</i> | <i>Egy átlagos olvasónak ez túlságosan nehéz feladat volt.</i> |
| (19) | <i>Die Situation ist <b>mir</b> ungenügend transparent.</i>            | <i>A helyzet nem elég átlátszó <b>nekem</b>.</i>               |
| (20) | <i>Sie kommt <b>uns</b> oft genug.</i>                                 | <i><b>Nekünk</b> elég gyakran jön.</i>                         |

Ebenfalls in beiden Sprachen ist der Iudicantis ersetzbar, im Deutschen durch eine *für*-Phrase, im Ungarischen durch eine Postpositional-/Pronominalphrase:

- |       |  |   |
|-------|--|---|
| (18a) | <i>Das war eine <b>für den Durchschnitts-</b>leser zu schwere Aufgabe.</i> | <i>Egy átlagos olvasó számára ez túlságosan nehéz feladat volt.</i> |
| (19a) | <i>Die Situation ist <b>für mich</b> ungenügend transparent.</i>           | <i>A helyzet nem elég átlátszó <b>számomra</b>.</i>                 |

### 3.2. Strukturell nicht-äquivalente Funktionen

Es kommen auch Dativfunktionen zum Vorschein, die kontrastiv asymmetrisch, d.h. nur in einer der beiden Sprachen auftreten. Im Deutschen sind es (je nach der Interpretation) 1–2 attributive Funktionen, während das Ungarische über 6 Dativfunktionen von diesem Typ verfügt, die teils als Satzglieder, teils als Attribute fungieren.

#### 3.2.1. Deutsch

##### 3.2.1.1. Pertinenzdativ ( $NomE_{pert}$ )

Unter Pertinenzdativ ( $NomE_{pert}$ ) ist eine deutsche Dativphrase zu verstehen, die als Attribut zu einem Nomen/Pronomen fungiert und einen Besitzer oder Oberbegriff zu der durch das Kernnomen bezeichneten Größe nennt. Im Ungari-

<sup>3</sup> Belege für einen nicht von der  $AdjE_{nrm}$  abhängigen Dativus iudicantis, wie sie von Helbig (1981: 205) zitiert werden, lassen sich m.E. anders interpretieren, und zwar als Dativergänzungen zum Verb/Adjektiv. Die dort vorgeschlagenen Kriterien zur Unterscheidung zwischen Dativus iudicantis und Dativus respectivus finde ich nicht plausibel, zumal zugegebenermaßen „die meisten Sätze [...] die gezeigte doppelte Interpretation zulassen.“ (ebd., S. 206).

schen kann von keinem Pertinenzdativ die Rede sein, weil hier die Dativphrase nicht ein alternatives Realisierungsmittel, sondern eine Standardkodierung für possessive Relationen darstellt (s. 3.2.2.5.). Aus der Sicht der DVG gilt dieser Dativ als Attribut, weil er ausschließlich an eine Subklasse der Nomina tritt: Das regierende Nomen referiert auf etwas, was sehr eng an seinen Besitzer gebunden ist (wie Körperteile, Kleidungsstücke, Schmuck oder andere am Körper getragene Gegenstände).<sup>4</sup> Im Gegensatz zum aspezifischen Genitivus possessivus handelt es sich also um eine Nomenergänzung. Die Tatsache, dass der Pertinenzdativ nur an Nomina in gewissen Aktantenfunktionen treten kann, hat einige Linguisten dazu veranlasst, eine direkte Dependenzbeziehung zum Verb zu postulieren. Diese Interpretation erweist sich jedoch als problematisch, und das vor allem deswegen, weil sie auf keine Weise erklärt, wieso dieses vermeintliche Objekt (d.h. Satzglied) das Nomen subklassifiziert. In dieser Hinsicht teile ich den Standpunkt Engels, dass doppelte Abhängigkeit zwar dem Geist der DVG widerspricht (vgl. Engel 1991: 630), doch die kompromissbereite Annahme, dass die Valenz des Verbs mit der Distribution des Pertinenzdativs nur insofern zusammenhängt, als sie eine Vorentscheidung dazu trifft, erweist sich als gangbar. Die letzte Entscheidung ergibt sich erst aus der Semantik des nominalen Kopfes (so Engel 2009: 304).

Als Übersetzungsäquivalent des deutschen Pertinenzdativs tritt im Ungarischen ein Dativattribut in dativischer (21) oder nominativischer (22) Form (Standard-Ausdrucksform der Possessivität in der ungarischen Nominalphrase) oder ein Possessivsuffix (23) auf. Bei allgemeinem Subjekt in 3. Person kann ein adäquates Mittel auch fehlen (24):

(21) Die Mutter hat **dem Sohn** die blutende Nase] desinfiziert.

(22) Frank sah **dem Mädchen** vielsahgend in **die Augen**].

(23) Er hat **mir** die Krawatte] zurechtgezogen.

(24) **Die Hände** sollte man **sich** regelmäßig waschen.

Az anyja fertőtlenítette **a fiának** a vérző orrát].

Feri sokatmondóan belenézett **a lány szemébe**].

Megigazította **a nyakkendőmet**].

Rendszeresen **kezet** kell mosni.

<sup>4</sup> Eine Differenzierung zwischen Dativus possessivus und Trägerdativ, wie sie Helbig (1981) vorschlägt, manifestiert sich ausschließlich auf der semantischen Ebene und ist für eine syntaktische Beschreibung m.E. eher irrelevant.

### 3.2.1.2. Dativergänzung zum Nomen ( $NomE_{dat}$ )

Die Konstruktionen von diesem Typ lassen sich durchweg als elliptische Reduktionen von Sätzen interpretieren, in denen die Dativphrasen als Dativergänzungen von Verben fungieren.

(25) *Kampf den Medikamentenfälschungen!*

*Harcoljunk a gyógyszerhamisítás ellen!*

(26) *Nein dem Alkohol!*

*Mondjunk nemet az alkoholra!*

(27) *Ja dem Leben!*

*Igen az életre!*

## 3.2.2. Ungarisch

### 3.2.2.1. Subjekt ( $E_{sub \rightarrow dat}$ )

(28) *Europa muss seine organisatorischen Probleme lösen.*

*Európának meg kell oldania szervezeti problémáit.*

(29) *Die Sträflinge dürfen nicht in den Wald gehen.*

*A fegyenceknek nem akarózzott elmenniük az erdőbe.*

### 3.2.2.2. Prädikativergänzung ( $E_{prd}$ )

(30) *Seine Freundin hieß Maria.*

*Barátnőjét Máriának hívták.*

(31) *Dieses Verfahren gilt als die falsche Methode.*

*Ez az eljárás helytelen módszernek számít.*

### 3.2.2.3. Finalangabe ( $A_{fin}$ )

(32) *Die Ungarn arbeiten fast nur noch für Ausländer.*

*Szinte már csak külföldieknek dolgozik a magyar.*

### 3.2.2.4. Restriktivangabe ( $A_{restr}$ )

(33) *Der Plattensee? Schön ist er schon, aber auch voller Touristen!*

*A Balaton? Szépnek szép, de tele is van turistákkal.*

### 3.2.2.5. *Dativattribut zum Nomen (Atr<sub>d(a)</sub>)*

(34)	<i>Christians Computer</i>	<i>Krisztiánnak a [...] számítógépe</i>
(35)	<i>50 Prozent der Teilnehmer</i>	<i>a résztvevőknek az [...] 50 százaléka</i>
(36)	<i>Herrn Wankes Antrag</i>	<i>Wanke úrnak a [...] kérvénye</i>
(37)	<i>die Verurteilung des Täters</i>	<i>a tettesnek az [...] elítélése</i>
(38)	<i>die Idee des Schönen</i>	<i>a szépségnek az [...] eszméje</i>

### 3.2.2.6. *Disjunkt (NomA<sub>disj</sub>)*

(39)	<i>Der Papst ergriff als erster das Wort.</i>	<i>A pápa elsőnek szólalt fel.</i>
------	---	------------------------------------

## 4. Fazit

Im Deutschen und im Ungarischen wurden insgesamt 15 syntaktische Funktionen des Dativs untersucht, von denen 7 in beiden Sprachen, 2 nur im Deutschen und 6 nur im Ungarischen vorkommen. Das Deutsche verfügt also über 8–9, das Ungarische über 13 Dativfunktionen. Unter allen analysierten Funktionen ist die Proportion zwischen Satzgliedern und Attributen praktisch ausgeglichen (8 Satzglieder, 6 Attribute und 1 Funktion von interpretationsabhängigem Status). Was die Verteilung zwischen Ergänzungen und Angaben betrifft, kommt eine deutliche Überlegenheit der spezifischen und valenzbedingten Glieder zum Vorschein (im Verhältnis etwa 2:1). Falls man also den traditionellen Terminus „freier Dativ“ als ein nicht-valenzgebundenes syntaktisches Glied interpretieren sollte, dessen Auftreten voll und ganz im Entscheidungsbereich des Sprechers liegt, so ergeben sich im strengen Sinne faktisch nur 5–6 (ca. 37 %) Kandidaten für diesen Status. In beiden Sprachen sind es der Dativus ethicus und die Apposition, im Ungarischen die Finalangabe, die Restriktivangabe, das Disjunkt und eine Subklasse des Dativattributs zum Nomen (Dativus possessivus). Einen Überblick über die syntaktischen Charakteristika der untersuchten Dativfunktionen bietet folgende Tabelle:

Nr.	Dativfunktion	Kürzel	SG/Atr	E/A	Dt.	Ung.
1.	Dativergänzung	E <sub>dat</sub>	SG	E	+	+
2.	Dativus commodi	E <sub>date</sub>	SG	E	+	+
3.	Dativus incommodi	E <sub>dati</sub>	SG	E	+	+
4.	Dativus ethicus	A <sub>eth</sub>	SG	A	+	+
5.	Apposition	NomA <sub>app</sub>	Atr	A	+	+
6.	Dativergänzung zum Adjektiv	AdjE <sub>dat</sub>	Atr	E	+	+
7.	Dativus iudicantis	PrtE <sub>iud</sub>	Atr	E	+	+
8.	Pertinenzdativ	NomE <sub>pert</sub>	Atr	E	+	–
9.	Dativergänzung zum Nomen	NomE <sub>dat</sub>	Atr/SG <sup>5</sup>	E	± <sup>5</sup>	–
10.	Subjekt (Nominativergänzung)	NomE <sub>sub → dat</sub>	SG	E	–	+
11.	Prädikativergänzung	E <sub>prd</sub>	SG	E	–	+
12.	Finalangabe	A <sub>fin</sub>	SG	A	–	+
13.	Restriktivangabe	A <sub>restr</sub>	SG	A	–	+
14.	(Dativisches) Dativattribut zum Nomen	Atr <sub>d(d)</sub>	Atr	E/A <sup>6</sup>	–	+
15.	Disjunkt	NomA <sub>disj</sub>	Atr	A	–	+

## 5. Literatur

- Engel, Ulrich (1991/1992): Deutsche Grammatik. 2 Bde, verbesserte Auflage. Heidelberg: Julius Groos Verlag/Budapest: Múzsák Kiadó.
- Engel, Ulrich (2009): Deutsche Grammatik. Neubearbeitung. München: Iudicium.
- Heidolph, Karl Erich/Flämig, Walter/Motsch, Wolfgang (Hg.) (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin: Akademie-Verlag.
- Helbig, Gerhard (1983): Die freien Dative im Deutschen. In: Helbig, G.: Studien zur deutschen Syntax. Band 2. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie, S. 321–332.

<sup>5</sup> interpretationsabhängig

<sup>6</sup> subklassenabhängig

- Pilarský, J. (Hg.) (2013): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik. Band 1. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó.
- Pittner, Karin (2007): Deutsche Syntax. Ein Arbeitsbuch. Tübingen: Narr.
- Rákosi, György (2008): Some remarks on Hungarian ethical datives. Online im Internet: [http://ieas.unideb.hu/admin/file\\_364.pdf](http://ieas.unideb.hu/admin/file_364.pdf) (Stand des Abrufs: 26.2.2015).
- Tompa, József (Hg.) (1970): A mai magyar nyelv rendszere. Leíró nyelvtan. [Das System der ungarischen Sprache der Gegenwart. Deskriptive Grammatik.] I-II. Budapest: Akadémiai Kiadó.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Berlin – New York: Walter de Gruyter.

# KURZ ODER LANG? ZUR MOTIVATION DER KURZWORTVERWENDUNG

Márta Murányi-Zagyvai

## 1. Einleitung

### 1.1. *Begriffsbestimmung und verwendete Kurzworttypologie*

Unter Kurzwörtern werden im vorliegenden Beitrag, in Anlehnung an Kobler-Trill (vgl. Kobler-Trill 1994: 13ff.) Wortbildungsprodukte verstanden, die die folgenden drei Kriterien erfüllen: (1) Sie werden durch Reduktion einer Langform gebildet. (2) Sie können als eine Dublette zu ihrer Langform betrachtet werden, d.h. das Kurzwort bezieht sich also auf dasselbe Denotat wie die Langform. (3) Die Kurzform wird sowohl in der geschriebenen als auch in der gesprochenen Sprache verwendet. Mit dem dritten Kriterium wird zwischen Kurzwörtern und Abkürzungen klar unterschieden, denn der Gebrauch von Abkürzungen beschränkt sich auf die Schrift.

Die ungarische Fachliteratur kennt den Begriff des Kurzwortes nicht, aber zu den meisten deutschen Kurzworttypen finden sich im Ungarischen äquivalente Typen von reduzierten Formen, die zu den „selteneren Wortbildungsarten“ [„ritkább szóalkotási módok“] gerechnet werden (vgl. Lengyel 2000: 337ff.).

Für die Typologie der Kurzwörter sind mehrere Ansätze bekannt. Die meist benutzte Typologie stammt von Kobler-Trill. Sie unterscheidet nach der Art der Kürzung unisegmental und multisegmental gekürzte Kurzwörter sowie partielle Kurzwörter. Unisegmental gekürzte Kurzwörter (oder unisegmentale Kurzwörter) bestehen aus einem Segment der Langform, das meist der Wortanfang ist (z.B. *Uni* < *Universität*). Partielle Kurzwörter werden aus Determinativkomposita gebildet, deren erste Einheit auf den Anfangsbuchstaben gekürzt wird, während die zweite erhalten bleibt (z.B. *O-Saft* < *Orangensaft*). Multisegmental gekürzte Kurzwörter (oder multisegmentale Kurzwörter) sind Kurzwörter, die dadurch

gebildet werden, dass ihre Langform an mehreren Segmenten diskontinuierlich gekürzt wird (z.B. *Lkw* < *Lastkraftwagen*)<sup>1</sup>.

## 1.2. Zielsetzung

Im Folgenden wird versucht, die möglichen Motive der Kurzwortverwendung zusammenzufassen bzw. zu gruppieren. Die Feststellungen des Beitrags basieren einerseits auf eigenen Beobachtungen und Untersuchungen in der deutschen und ungarischen Sprache, andererseits auf Ergebnissen der deutschsprachigen Fachliteratur.

Es wird davon ausgegangen, dass die Sprachbenutzer im Allgemeinen die Möglichkeit haben, zwischen Kurz- und Langform zu wählen, und die Wahl dadurch zu begründen ist, dass die beiden Formen unterschiedliche Vor- bzw. Nachteile in der Verwendung und zum Teil auch andere Funktionen aufweisen. Die Vor- oder Nachteile der Kurzwortverwendung sind in den morphologischen, semantischen und phonetischen Eigenschaften der Kurzwörter zu suchen. Aus diesem Grund wird angenommen, dass die möglichen Motive teils vom Kurzworttyp abhängig sind. Bei diesem Aspekt soll zumindest zwischen uni- und multisegmentalen Kurzwörtern ein Unterschied gemacht werden. Ein weiterer (obwohl kleinerer) Unterschied ist zwischen den Gebrauchsmotiven von unisegmentalen Kurzwörtern mit dem Suffix *-i* oder *-o* (im Ungarischen *-(cs)i*, *-us*, *-ó*) und denen ohne diese Suffixe zu erwarten.

## 2. Mögliche Motive der Kurzwortverwendung bei der Textproduktion

Die Tatsache, dass Kurzwörter und ihre Langformen im Kontext im Allgemeinen (aber bei weitem nicht immer) austauschbar sind, erklärt sich aus dem zweiten Kriterium der Kurzwörter: Kurzwörter können als eine Dublette zu ihrer Langform betrachtet werden, d.h. das Kurzwort bezieht sich also auf dasselbe Denotat wie die Langform. Kurz- und Langformen sind in diesem Sinne Synonyme, wobei das Kurzwort kein eigenständiges Lexem ist, sondern referenziell von der Langform abhängt. Während bei den üblichen Lexemen (und bei Kurzwörtern, die dem Rezipienten bekannt sind, s. Abb. 1, Beispiel *EU*) die Formseite des sprachlichen Zeichens mit der Inhaltsseite automatisch verbunden wird (also das Wort identifiziert wird und die referenziellen Beziehungen erkannt werden), kommt es bei Kurzwörtern häufig vor, dass die Beziehung zwischen dem Kurzwortformativ und dem Denotat nicht gleich hergestellt werden kann (der Sprachbenutzer kennt

<sup>1</sup> Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit Problemen der Typologie erscheint hier nicht als nötig. Zu weiteren Fragen der Typologisierung vgl. Kobler-Trill (1994), Steinhauer (2000), Murányi-Zagyvai (2014).

das Kurzwort nicht), sondern zuerst gefragt wird, welche Langform sich hinter dem Kurzwort verbirgt. Erst wenn die Langform genannt worden ist (also das Synonymieverhältnis zwischen Langform und Kurzwort erkannt wird), kann der Rezipient das Kurzwort verstehen (s. Abb.1, Beispiel *DKSB*). In solchen Fällen ist die Wahl zwischen der Langform und dem Kurzwort bei der ersten Erwähnung im Text beschränkt: Um Störungen im Kommunikationsprozess zu vermeiden, sollte die Langform verwendet werden.

Die Unterschiede zwischen den Erkennungsprozessen im Falle von bekannten und unbekanntem Kurzwörtern veranschaulicht Abb. 1 (vgl. Kobler-Trill 1994: 14<sup>2</sup>).

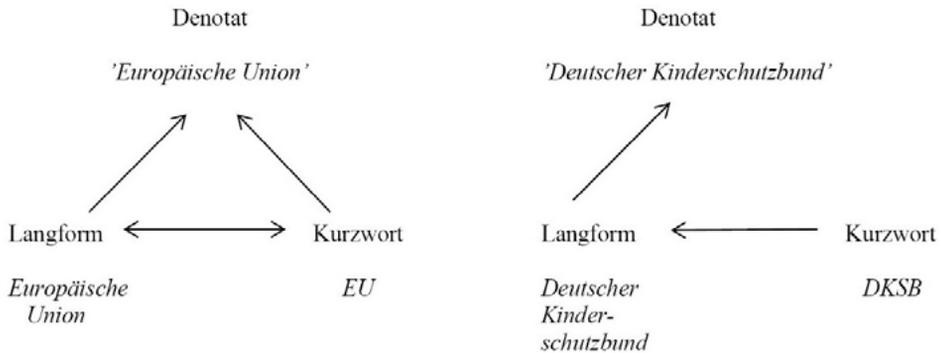


Abb. 1. Erkennungsprozess bei bekannten und unbekanntem Kurzwörtern

Im Folgenden werden Fälle berücksichtigt, in denen das Kurzwort dem Rezipienten bekannt ist, also prinzipiell sowohl die Lang- als auch die Kurzform gebraucht werden können. Die in solchen Fällen untersuchten Motive der Kurzwortverwendung lassen sich dann in folgende drei Gruppen teilen: triviale (oder selbstverständliche), rationale (oder praktische) und emotionale (oder stilistische) Motive.

## 2.1. Triviale Motive

Von trivialen oder selbstverständlichen Motiven kann gesprochen werden, wenn zwischen Kurz- und Langform keine echte Wahlmöglichkeit (mehr) besteht, obwohl die referenzielle Beziehung zwischen dem Kurzwort und dem Denotat identifiziert werden kann (s. Abb. 2), d.h. das Kurzwort dem Rezipienten bekannt ist. In solchen Fällen ist nicht die Verwendung der Kurzform, sondern die der Langform entweder gar nicht oder nur beschränkt möglich. Triviale Motive

<sup>2</sup> Die Abbildung stammt von Kobler-Trill, nur das erste Beispiel wurde durch ein anderes ausgetauscht.

steuern eher die Verwendung von multisegmentalen Kurzwörtern, bei unisegmentalen und partiellen Kurzwörtern spielen sie m.E. eine geringe Rolle.

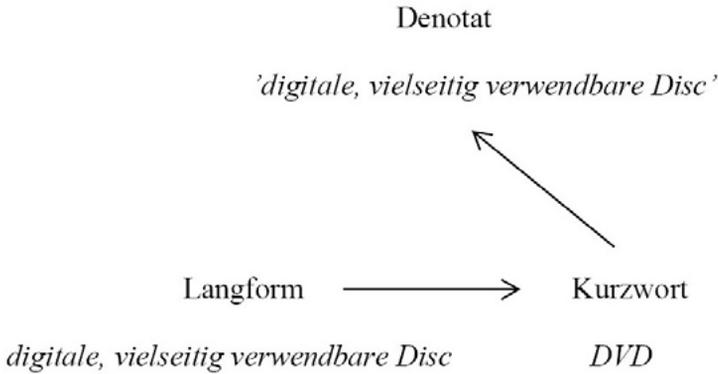


Abb. 2. Erkennungsprozess bei unbekanntem Langformen

### 2.1.1. „Nur-Dubletten“

Keine (echte) Wahlmöglichkeit zwischen Kurz- und Langform besteht, wenn die Langform nicht (mehr) gebräuchlich und daher den meisten Sprachbenutzern auch unbekannt ist. Barz bezeichnet solche Kurzwörter „Nur-Dubletten“, die dadurch entstehen, dass die Beziehung zu einer Langform im allgemeinen Sprachbewusstsein verloren geht (vgl. Barz 2006: 748). Diese Erscheinung kann z.B. beobachtet werden, wenn ein relativ altes Unternehmen oder eine relativ alte Institution ihre ursprüngliche Funktion oder ihr ursprüngliches Profil verändert hat, aber ihre Kurzwort-Bezeichnung aus unterschiedlichen Gründen (z.B. wegen Marketing) beibehalten möchte.

(1) *BASF* < *Badische Anilin- & Soda-Fabrik*

Ein weiterer Grund dafür, dass die Langform-Bezeichnung eines Denotats nicht mehr gebräuchlich ist, kann sein, dass das Denotat nicht mehr existiert, aber das Kurzwort (v.a. im Sprachbewusstsein der älteren Generationen) noch weiterlebt.

(2) *DEFA* < *Deutsche Film AG*<sup>3</sup>

<sup>3</sup> Als weitere Beispiele sind Kurzwörter zu erwähnen, deren Denotate nicht mehr existieren, aber auch den jüngeren Generationen aus den Geschichtsbüchern als bekannt vorkommen können, z.B. *SED* < *Sozialistische Einheitspartei Deutschlands* oder (ung.) *NDK* < *Német Demokratikus Köztársaság* (= *Deutsche Demokratische Republik*).

Es kommt auch vor, dass das Kurzwort im allgemeinen Sprachbewusstsein nie in der Langform in Gebrauch war, sondern mit dem Kurzwort die Zugehörigkeit zu einem Hyperonym assoziiert wird. Die Assoziationen von Alltagsmenschen können allerdings sehr ungenau sein, wie auch im folgenden Beispiel:

(3) *ARD<sup>4</sup> ist ein Fernsehsender; das ist das erste Fernsehprogramm.*

Auch viele fachsprachliche Kurzwörter kommen in der Alltagssprache oft nur noch als „Nur-Dubletten“ vor, wenn der Alltagsmensch als Laie nicht (mehr oder genau) weiß, auf welche Langform das Kurzwort zurückgeführt werden kann.

(4) *PVC<sup>5</sup> ist ein Kunststoff.*

Bei den Gattungsnamen ist die Langform auch nicht gebräuchlich, wenn das Kurzwort entweder seit langem geläufig ist und die Langform (ganz) in Vergessenheit geraten ist, und/oder wenn das Kurzwort aus einer fremden (Fach)Sprache übernommen worden ist und die Langform daher kompliziert oder/und nicht verständlich ist (Beispiele 5 und 6)<sup>6</sup>. Eine weitere Möglichkeit stellt dar, wenn gar nicht erkannt wird, dass das Wort ein Kurzwort ist (Beispiel 7).

(5) *WC < watercloset = (ung.?) vécé*

(6) *Aids < Acquired Immune Deficiency Syndrome = (ung.?) AIDS*

(7) *Radar < Radio Detection and Ranging = (ung.?) radar*

Innerhalb von Fachsprachen sind Nur-Dubletten eigentlich nicht denkbar, trotzdem kann für diese Erscheinung ein besonderes Buchstabenwort als Beispiel zitiert werden: *pH < pondus Hydrogenii*. Ein Terminus, der zu den Grundbegriffen gehört und von allen Chemikern tagtäglich verwendet wird. Trotzdem wissen die meisten Fachleute nicht, welche Langform zum Buchstabenwort gehört, möglicherweise wegen seiner griechischen Herkunft. Der Begriff wird auch im Chemieunterricht als Kurzwort ohne seine Langform vermittelt.

### 2.1.2. Semantische Verselbstständigung (Umdeutung) des Kurzwortes

Das Kurzwort kann sich von der Langform gewissermaßen verselbstständigen, indem sich seine denotative Bedeutung unabhängig von der Bedeutung der Langform verändern kann.

(8) *Bafög < Bundesausbildungsförderungsgesetz (ugs.) Bafög < aufgrund des Gesetzes (Bafög) gezahlte Unterstützung*

(9) *BMW < Bayerische Motorenwerke (ugs.) der BMW < das von den Bayerischen Motorenwerken produzierte Auto*

<sup>4</sup> *ARD < Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland*

<sup>5</sup> *PVC < Polyvinylchlorid*

<sup>6</sup> Mehr dazu s. 2.2.3.

Der obige Verselbstständigungsprozess kann so weit gehen, dass die Langform in Vergessenheit gerät und die Kurzform dadurch demotiviert wird, wie bei *Mitropa*<sup>7</sup> (vgl. Barz 2006: 748).

### 2.1.3. Remotivierung des Kurzwortes

Ein ähnlicher Prozess ist, wenn die Langform sich verändert, das Kurzwort dagegen auch weiterhin erhalten bleibt. Es geht hier um „gezielte Umdeutung der Vollform im Nachhinein“ (vgl. Steinhauer 2007: 149), die durch die zum größten Teil fehlende Motiviertheit der Buchstabenwörter ermöglicht wird. In solchen Fällen kann zwar eine Langform verwendet werden, aber nicht mehr die ursprüngliche.

(10) *DIN* < *Deutsche Industrienorm*, heute: *Deutsche Institut für Normung*

(11) *HPLC* < *high pressure liquid chromatography*, heute: *high performance liquid chromatography*<sup>8</sup>

Schließlich soll mit einem dritten Beispiel veranschaulicht werden, wie wenig die Veränderung der Langform die Benutzung des Kurzwortes im Alltag beeinflusst. Das englische Kurzwort *DVD* hatte ursprünglich die Langform *digital video disc*. Inzwischen wurde die Platte entwickelt und die Bezeichnung *digital versatile disc* (= digitale, vielseitig verwendbare (Compact) Disc) bekommen, aber man hat darauf geachtet, dass die Anfangsbuchstaben das gleiche Kurzwort ergeben, denn das Kurzwort *DVD* hat sich schon in der Gemeinsprache eingebürgert. Dem (v. a. nicht englischsprachigen) Alltagssprecher war allerdings die erste Langform ebenso wenig bekannt wie die zweite. Man stellt hier die Beziehung zwischen dem Kurzwortformativ und dem Denotat gleich her, es wird gar nicht gefragt, auf welche Langform sich das Kurzwort zurückführen lässt. Der Sprachbenutzer kennt nur das Kurzwort, und wenn er die Langform hört oder sieht, identifiziert er das Denotat über das Kurzwort (Abb. 2).

### 2.1.4. Übernahme von fremdsprachigen Kurzwörtern

Wenn ein Kurzwort aus einer Fremdsprache übernommen wird, wird in der Regel weder zum Kurzwort noch zur Langform ein muttersprachliches Äquivalent gebildet. Am häufigsten verwendet man das fremdsprachige Kurzwort einfach als „muttersprachliches Kurzwort“, indem die Aussprache an die der Zielsprache angepasst wird (s. obiges Beispiel). Es besteht hier also wieder

<sup>7</sup> „[...] noch heute gehen Reisende manchmal in die ‚Mitropa‘, wenn sie im Zug essen wollen“. <http://www.mdr.de/zeitreise/ddr/artikel124962.html> (abgerufen am 11.01.1016).

<sup>8</sup> Bei diesem Beispiel handelt es sich um ein fremdes fachsprachliches Kurzwort. Mehr dazu s. 2.2.3.

keine echte Wahlmöglichkeit zwischen Kurz- und Langform. Diese Erscheinung führt weg von den trivialen Motiven zu den rationalen, denn die Existenz eines muttersprachlichen Äquivalentenpaars ist das Ergebnis einer mehr oder weniger bewussten Entscheidung.

## 2.2. Rationale Motive

Von rationalen (praktischen) Motiven der Kurzwortverwendung kann gesprochen werden, wenn zwischen Kurz- und Langform eine Wahlmöglichkeit besteht, aber das Kurzwort im Vergleich zur Langform aus unterschiedlichen Gründen Vorteile bietet. Rationale Motive können bei der Kurzwortverwendung nur dann eine Rolle spielen, wenn zwischen Lang- und Kurzform kein großer semantischer Unterschied besteht, also vor allem bei den multisegmentalen Kurzwörtern. Die Verwendung von unisegmentalen und partiellen Kurzwörtern wird nämlich vielmehr durch Stilwillen beeinflusst (s. 2.3). Ein weiteres Kriterium für die Verwendung von Kurzwörtern aus rationalen Gründen ist, dass die Bedeutung des Kurzwortes dem Rezipienten bekannt ist und somit die Beziehung zwischen dem Kurzwortformativ und dem Denotat unmittelbar hergestellt werden kann (s. Abb. 1, Beispiel *EU*).

### 2.2.1. Sprachökonomie

Als wichtigstes Motiv für Verwendung von Kurzwörtern wird vor allem das Streben nach Sprachökonomie angegeben; durch Verwendung von (multisegmentalen) Kurzwörtern können allzu lange, „schwer handhabbare“ Komposita oder Mehrwortlexeme „gezähmt“ werden.

Multisegmentale Kurzwörter kommen in Fachtexten vermehrt vor, denn außer (oder trotz?) der Sprachökonomie entsprechen sie dem Postulat der Explizitheit, wenn sie im Fachtext einmal expliziert worden sind<sup>9</sup>, oder wenn angenommen werden kann, dass die Bedeutung des Kurzwortes für Fachleute eindeutig ist.

### 2.2.2. Wortbildung mit Kurzwörtern

Analog zu den nicht reduzierten Lexemen der Sprache können Kurzwörter aus der Sicht ihrer Struktur in zwei Gruppen eingeteilt werden: in einfache und komplexe. Komplexe Kurzwörter sind vor allem Komposita (z.B. *Unibibliothek*, *Krimiserie*, *U-Bahn-Netz*, *EU-Beitritt*, *aidskrank*, *Radarwagen*, *HPLC-Säule*,

---

<sup>9</sup> Dies geschieht entweder in Form einer zusammenfassenden Liste oder im fließenden Text (meist) bei der ersten Erwähnung.

CD-ROM), Derivate kommen viel seltener vor (z.B. *FKKler*, *Pulli*, *Ex-DDR*, *Ossi*, *simsen*).

Durch die Univerbierung von Wortgruppen stellen multisegmentale Kurzwörter für die Wortbildung besonders wertvolles Ausgangsmaterial dar, mit dem man sehr komplexe Inhalte ausdrücken kann. Die Verwendung der Kurzform ist bei der Bildung von solchen neuen Lexemen unbedingt nötig: Mit der Langform kann man weder Komposita noch Derivate bilden.

(12) *EU-Beitritt* und nicht \**Europäische-Union-Beitritt*

(13) *CDUler* und nicht \**Christlich-Demokratische-Union-ler*

Wenn die Langform ein Kompositum ist, besteht die Möglichkeit, damit ein neues Kompositum oder ein Präfixderivat zu bilden. Hier soll also der Sprachbenutzer erwägen, welche Form ihm passender erscheint (Beispiele 14 und 15). Suffixderivate sind aber in solchen Fällen nur mit Kurzformen möglich (Beispiel 16).

(14) *FKK-Gelände* oder *Freikörperkultur-gelände*

(15) *Ex-Azubi* oder *Ex-Auszubildender*

(16) *FKKler* und nicht \**Freikörperkultur-ler*

Unisegmentale und partielle Kurzwörter verhalten sich aus der Sicht der Kompositabildung wie nichtreduzierte Lexeme, die Wahl zwischen der Lang- und Kurzform unterliegt anderen (z.B. stilistischen) Motiven (Beispiele 17 und 18). Bei Präfixderivaten kann wie bei Komposita die gleiche Tendenz beobachtet werden (Beispiel 19 und 20), für Suffixderivate mit unisegmentalen<sup>10</sup> und partiellen Kurzwörtern konnte ich keine Beispiele finden.

(17) *Unibibliothek* oder *Universitätsbibliothek*

(18) *U-Bahn-Netz* oder *Untergrundbahnnetz*

(19) *Superprof* oder *Superprofessor*

(20) *Super-S-Bahn* oder *Superschnellbahn*

### 2.2.3. Lexikalische Leerstellen, terminologische Lücken: Einfluss fremder Sprachen

Vor allem in den Fachsprachen, aber auch in der Allgemeinsprache kommt es sehr häufig vor, dass Kurzwörter, in erster Linie multisegmentale Kurzwörter aus einer Fremdsprache übernommen werden und als „Nur-Dubletten“ (s. 2.1.1) benutzt werden (z.B. *CD*, *DVD*, *SMS*).

<sup>10</sup> Eine Ausnahme bilden die Suffixderivate mit dem Suffix *-i* oder *-o* (*Pulli* < *Pullover*, *Prolo* < *Prolet*), die allerdings keine Weiterbildungen sind, da die Kürzung und die Suffigierung gleichzeitig auftreten. Genauso im Ungarischen: (ung.) *cigi* < *cigaretta* = *Zigarette*, (ung.) *pulcsi* < *pulóver* = *Pullover*. Weiterbildungen von Kosenamen mit dem Diminutivsuffix *-lein* oder *-chen* (*Margarete* < *Grete* < *Gretlein*, *Johannes* < *Hannes* < *Hans* < *Hänsel* < *Hänselchen*) wurden hier auch nicht berücksichtigt.

Die Quellsprache ist in unserer Zeit im Allgemeinen Englisch, die heutige internationale wissenschaftliche Verkehrssprache<sup>11</sup>, und als übernehmende Sprachen können alle anderen modernen Sprachen erwähnt werden. Multisegmentale Kurzwörter spielen in der Terminusbildung eine wichtige Rolle: Sie haben mehrere Vorteile, die beweisen, dass Kurzwörter nicht benutzerunfreundlich, sondern sehr nützlich, sogar unentbehrlich sein können. Ihre Benutzerfreundlichkeit äußert sich – über sprachliche Ökonomie und neue Wortbildungsmöglichkeiten hinaus – darin, dass sie (zumeist provisorisch) terminologische Lücken füllen können, andererseits darin, dass sie sich an das System der übernehmenden Sprache sehr leicht anpassen: Fremde multisegmentale Kurzwörter unterscheiden sich von denen der übernehmenden Sprachen im Wesentlichen nicht, so können sie in (Fach)texten wie einheimische gebraucht werden. In der geschriebenen Sprache werden sie in der gleichen Form verwendet, und in der gesprochenen Sprache wird nur die Aussprache verändert, aber es ist auch keine Seltenheit, dass die englische Aussprache (zumindest am Anfang) beibehalten wird. Fremde multisegmentale Kurzwörter sind also so einfach zu benutzen, dass man überhaupt nicht für nötig hält, Äquivalente zu ihnen zu bilden, umso weniger, als durch ihre Verwendung die internationale (Fach)Kommunikation erleichtert wird.

Zur Veranschaulichung der Tendenz der Verbreitung von englischen Buchstabenkurzwörtern in den modernen (Fach)sprachen gegenüber einheimischen Fachwörtern sollten hier zwei Beispiele herangezogen werden.

Das erste Beispiel ist die Bezeichnung des wohlbekannten Biomoleküls, der Desoxyribonukleinsäure, deren Kurzform im Deutschen *DNS* ist. Jahrzehntelang wurde das deutsche Kurzwort in der deutschen Fachsprache der Biochemie verwendet, aber es wurde durch das englische *DNA* allmählich verdrängt, so dass heute in den Fachtexten fast ausschließlich nur noch das englische zu lesen ist. In ungarischen Fachtexten findet man noch (ung.?) *DNS* < *dezoxiribonukleinsav.*

Das andere Beispiel ist ein Fachterminus aus der Sprache der chemischen Analytik: *DSC* < *Dünnschichtchromatographie*. Die Bezeichnung stammt von Egon Stahl, einem deutschen Pharmazeuten. Die Kurzform zu *Dünnschichtchromatographie* war *DSC*, später nur *DC*, dazu wurden dann im Englischen *TLC* < *thin layer chromatography* und im Ungarischen *VRK* < *vékonyréteg-kromatográfia* gebildet. Heute verwendet man auch in nicht-englischen Fachtexten nur noch das englische Kurzwort *TLC*, das deutsche *DC* und das ungarische *VRK* lassen sich nur in alten Texten finden.

Bei Eigennamen, die (internationale) Verbände, Institutionen usw. bezeichnen, ist diese Tendenz genauso stark. Während man früher zu fremden multiseg-

<sup>11</sup> Englisch ist in zahlreichen Fällen nur eine Vermittlersprache, da viele Termini letzten Endes griechisch-lateinischer Herkunft sind.

mentalen Kurzwörtern häufiger Kurzwort-Äquivalente bildete (die z.T. auch noch heute gebräuchlich sind<sup>12</sup>), ist es heute kaum denkbar.

Auch für die Gattungsnamen gilt die obige Tendenz. Welche wichtige Rolle die multisegmentalen Kurzwörter in der Allgemeinsprache spielen, beweist die Tatsache, dass viele multisegmentale Kurzwörter Tag für Tag verwendet werden, ohne dass die Sprachbenutzer wüssten, auf welche Langformen sie zurückgeführt werden können; viele Sprachbenutzer sind sich oft auch nicht im Klaren darüber, dass diese Kurzwörter fremder Herkunft sind (z.B. *Radar* < *Radio Detection and Ranging*, *LED* < *light emitting diodes*).

Die Ursache dieser Erscheinung ist m.E. darin zu suchen, dass es viel praktischer ist, das fremde Kurzwort zu übernehmen als einheimische zu bilden: Die Identifizierung des Denotats ist eindeutig leichter, auch wenn das in der übernehmenden Sprache benutzte multisegmentale Kurzwort mit dem fremden Original phonetisch nicht mehr äquivalent ist. Darüber hinaus ist die (technische, wissenschaftliche usw.) Entwicklung so schnell, dass man einfach keine Zeit hätte, die englischen (oder englisch transmittierten) (Fach)Bezeichnungen durch einheimische zu ersetzen. Das gilt oft auch im Bereich der Langformen, aber bei den Kurzwörtern würde niemand versuchen, statt des auf internationaler Ebene bekannten Kurzwortes ein unbekanntes einheimisches vorzuschlagen. Schließlich spielt hier auch das Internet eine Rolle: Man liest englischsprachige Webseiten, man sucht englische bzw. englisch transmittierte Kurzwörter, die Übernahme geht folglich schnell vonstatten.

#### 2.2.4. Vermittlung von Fachwissen an die Öffentlichkeit

Zu den praktischen Motiven kann gezählt werden, dass bestimmtes Fachwissen in Form von Kurzwörtern leichter an die Öffentlichkeit gelangen und auf Interesse stoßen kann als in der Langform, denke man z.B. an „lange, komplizierte und unverständliche“ Fachtermini wie z.B. *Polyethylenterephthalat* < *PET*, das im Kompositum *PET-Flasche* = (ung.) *PET-palack* ein gängiges Lexem ist, oder *FCKW*, das für *Fluorchlorkohlenwasserstoff* steht. Hier bieten multisegmentale Kurzwörter den Laien den Vorteil, dass sie sich leichter aussprechen, einfacher schreiben und schneller lernen lassen.

### 2.3. Emotionale Motive

Von emotionalen (stilistischen) Motiven kann gesprochen werden, wenn zwischen Kurz- und Langform eine eindeutige Wahlmöglichkeit besteht, und

<sup>12</sup> *UNO* < *United Nations Organization* = *VN* < *Vereinte Nationen* = (ung.) *ENSZ* < *Egyesült Nemzetek Szervezete* oder *IOC* < *International Olympic Committee* = (ung.) *NOB* < *Nemzetközi Olimpiai Bizottság*

das Kurzwort im Vergleich zur Langform einen klaren konnotativen Unterschied aufweist. Unter Konnotation versteht man „[...] die mit dem Lexem gespeicherten Abbildelemente kommunikativer Rahmenbedingungen“ (Schippa 1992: 52), also verschiedene Zusatzinformationen über die kommunikativen Rahmenbedingungen der Zeichenverwendung, die der Sprachbenutzer bei der Wahl zwischen Langform und Kurzwort immer berücksichtigen muss.

Stilistische Motive können bei der Verwendung jedes Kurzworttyps eine gewisse Rolle spielen, aber multisegmentale Kurzwörter sind von den beiden anderen Haupttypen (von den unisegmentalen und partiellen Kurzwörtern) in den meisten Fällen in Bezug auf ihren stilistischen Wert abzugrenzen: Sie sind meist als sachlich und fachsprachlich, unisegmentale und partielle Kurzwörter dagegen als umgangssprachlich oder salopp einzustufen. Den stilistischen Reichtum der Kurzwörter, dessen wissenschaftliche Untersuchung meines Wissens noch aussteht, kann das folgende Zitat veranschaulichen: „So reichen die Facetten der Kurzwörter von fachsprachlich-komplizierten über verwaltungssprachlich-langweilige und umgangssprachlich-saloppe bis hin zu kommunikativ sehr wertvollen Ausdrücken, die den deutschen Wortschatz außerordentlich bereichern“ (Steinhauer 2007: 153).

Im Zusammenhang mit den Kurzwörtern wurde und wird viel Kritik geäußert. Kritisiert wurden sie einerseits wegen ihrer mangelhaften Benutzerfreundlichkeit, andererseits aus stilistischen und sprachpflegerischen Gründen (vgl. Kobler-Trill 1994: 181ff., Rácz/Takács 1983: 188f., Steinhauer 2000: 42). Diese kritischen Stimmen wurden mit der Zeit immer leiser, und heute werden die Kurzwörter in der deutschsprachigen Fachliteratur nicht mehr als negative sprachliche Erscheinungen betrachtet, sondern neben Komposition und Derivation als die dritt wichtigste und sogar innovativste Wortbildungsart angesehen (vgl. Donalies 2004: 139), deren Produkte eine Reihe besonderer Einstellungen des Sprachbenutzers zu den Elementen der jeweiligen Situation (z.B. zum Denotat oder Kommunikationspartner, zur Textsorte usw.) zum Ausdruck bringen können. Im Folgenden werden einige Beispiele für die erwähnten Einstellungen herangezogen, allerdings ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

### 2.3.1. Gewollte Kundgabe der Vertrautheit oder Zugehörigkeit

Die Verwendung von Kurzwörtern kann auch ein soziolektales Phänomen darstellen, wenn es sich um Kurzwörter handelt, die zum Sonderwortschatz bestimmter Soziolekte gehören. Diese Kurzwörter haben die Funktion, dazu beizutragen, die Mitglieder der Gruppe fester zusammenzuknüpfen bzw. Außenstehende abzugrenzen. Zahlreiche Beispiele lassen sich dafür in den Jugendsprachen zu finden.

(21) *Mathe* < *Mathematik*

(22) (ung.) *teló* < *mobiletelefon* = *Handy*

Durch Verwendung solcher Kurzwörter will man zum Ausdruck bringen, dass man zur Gruppe gehört bzw. gehören möchte, oder mindestens so viel, dass man die Grundprinzipien der Gruppe kennt (und akzeptiert). Letzteres leitet schon zum nächsten Motiv, zur Vertraulichkeit über.

Ein Beispiel für gewollte Kundgabe der Vertrautheit oder Zugehörigkeit ist die Vorliebe für „unverständliche“ Kurzwort-Fachausdrücke (multisegmentale Kurzwörter) bzw. Fachjargonismen (unisegmentale Kurzwörter teilweise mit dem Suffix *-i* und partielle Kurzwörter) der Medizinsprache durch (angehendes) Pflegepersonal in Anwesenheit von Patienten mit dem Ziel, ihnen zu imponieren.

### 2.3.2. Vertraulichkeit

Die Verwendung bestimmter (soziolektaler) Kurzwörter ist ein Mittel der Vertraulichkeit, die notwendigerweise mit einem umgangssprachlich-saloppem Stil einhergeht, und aus diesem Grund vor allem an unisegmentale Kurzwörter mit dem Suffix *-i/-o* gebunden ist.

(23) *Zivi* < *Zivildienstleistender*

Der vertraulich-aufdringliche Stil, der durch die Verwendung solcher Kurzwörter erreicht wird, stößt auch noch heute auf Kritik, u. zw. nicht nur seitens der Sprachpfleger, sondern auch seitens vieler (meist älterer und/oder qualifizierter) Alltagsmenschen. Beispiele findet man z.B. im Handel, wenn bestimmte Waren (vor allem Kindern und Frauen) in diesem Stil angeboten werden.

(24) (ung.) *ruci* < *ruha* = *Kleid*

(25) (ung.) *naci* < *nadrág* = *Hose*

(26) (ung.) *pari* < *paradicsom* = *Tomate*

### 2.3.3. Wohlwollende Zuneigung, Herablassung

Ein Zeichen von wohlwollender Zuneigung oder gewisser Herablassung kann die Verwendung von Suffixderivaten z.B. mit *-i* sein (Beispiel 27). Solche Kurzwortderivate lassen sich auch in der Kindersprache oft finden (Beispiele 28 und 29).

(27) *Trabbi* < *Trabant* = (ung.) *Trabi* < *Trabant*

(28) (ung.) *pelus* < *pelenka* = *Windel*

(29) (ung.) *szandi* < *szandál* = *Sandale*

### 2.3.4. Ironie, Sarkasmus

Nur ein kleiner Schritt trennt vom obigen Motiv das nächste, wenn das (unisegmentale) Kurzwort (Suffixderivat mit *-i/-o*) sarkastisch-ironisch, pejorativ-abwertend gebraucht wird.

(30) *Ossi* < *Ostdeutscher*

(31) *Prolo* < *Prolet* = (ung.) *proli* < *proletár*

(32) *Sozi* < *Sozialist* = (ung.) *szoci* < *szocialista*

### 2.3.5. Verhüllende Ausdrucksweise

Aus verschiedenen Gründen (Scham, Vorsicht, Empathie usw.) versucht man sich durch Verwendung von weniger verständlichen (multisegmentalen) Kurzwörtern auszudrücken.

(33) *BH* < *Büstenhalter*

(34) *CA* < *carcinoma* = *Krebsgeschwür*<sup>13</sup>

### 2.3.6. Wortspiel, Humor

Dieses Motiv, als „Nebenleistung“ der Kurzwörter, veranschaulicht die kreativ-schöpferische Seite der Kurzwortverwendung, die z.B. in der Werbung gute Dienste leisten kann. Humor kann bei allen drei Haupttypen der Kurzwörter erzielt werden, aber am häufigsten wird mit den Buchstabenkurzwörtern „gespielt“.

(35) *AEG* < *Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft*; *AEG* > *Aus Erfahrung gut*

(36) *ERASMUS* < *European Community Action Scheme for the Mobility of University Students*

(37) *ELISA* < *enzyme-linked immuno sorbent assay* = *heterogener Enzym-immuntest*

(38) *OBST* < *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*

(39) *A-Saft* < *Apfelsaft*; *T-Saft* < *Tomatensaft*; *O-Suppe* < *Ochschwanzsuppe* (nach dem Muster von *O-Saft*)

Schließlich soll noch ein Fall erwähnt werden, in dem ein englisches Buchstabenkurzwort (die Bezeichnung eines Software-Magazins eine ernsthaft-lustige Diskussion unter einigen ungarischen Benutzern auslöste.<sup>14</sup> Das Thema der Diskussion war die Kurzform der Bezeichnung des Magazins *Free/Libre/Open Source Software fanzine* < *FLOSSzine*. Solche Fälle sind nicht zu vermeiden, aber

<sup>13</sup> Sollte ein Kurzwort an dieser „Unverständlichkeit“ schon verloren haben, so benutzt man eventuell anderes Kurzwort: statt *Aids* kann auch *HIV* verwendet werden (vgl. Kobler-Trill 1994: 195).

<sup>14</sup> <http://ubuntu.hu/node/5109> (abgerufen am 13.01.2016).

es kommt auch vor, dass ähnliche (Beinahe)Homonymieverhältnisse mit dem Ziel geschaffen werden, mehr Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen oder die Öffentlichkeit zu schockieren. Auf die Verwendung solcher Kurzwörter, die z.B. mit obszönen Wörtern homonym sind, wird wahrscheinlich – vor allem in der mündlichen Kommunikation – entweder völlig verzichtet, oder man muss wegen einer (beabsichtigt oder zufällig?) unglücklichen Namensgebung fortwährend unangenehme Augenblicke erleben.<sup>15</sup>

### 3. Zusammenfassung und Ausblick

Die Kurzwortverwendung ist eine komplexe Frage, die noch unter vielen (z.B. semantischen, stilistischen, soziolinguistischen, textlinguistischen, pragmatischen, psycholinguistischen usw.) Aspekten analysiert werden sollte. Es fehlt z.B. der Vergleich der Kurzwortverwendung in der gesprochenen und geschriebenen Sprache (inklusive Reden, Vorträge, Prüfungen und mündliche Fachkommunikation), oder die Analyse der Motive der Kurzwortverwendung bei der Übersetzung.

Der vorliegende Beitrag versteht sich als Versuch, über die möglichen Motive der Kurzwortverwendung während der Textproduktion aufgrund der zur Verfügung stehenden Forschungsergebnisse einen Überblick zu bekommen. Die Behauptungen beruhen auf literarischen Quellen oder Einzelbeobachtungen, die Ausgangspunkt für weitere ausführlichere und möglicherweise systematische Untersuchungen sein können.

### 4. Literatur

Barz, Irmhild (2006): Die Wortbildung. In: Duden. Die Grammatik. Nach den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung 2006 überarbeiteter Neudruck der 7., völlig neu erarbeiteten und erweiterten Auflage. Hg. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Dudenverlag, S. 641–772.

Donalies, Elke (2005): Die Wortbildung des Deutschen. Ein Überblick. Tübingen: Narr.

Kobler-Trill, Dorothea (1994): Das Kurzwort im Deutschen Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germanistische Linguistik 149).

Lengyel, Klára (2000): A szóalkotás módjai. In: Keszler, Borbála. (Hg.): Magyar grammatika. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, S. 305–345.

<sup>15</sup> Beispiel: (ung.) *PÖCS* < *Pedagógus Önértékelési Csoport* ≈ *Selbstbewertungsgruppe von Pädagogen*. *Pöcs* ist ein umgangssprachliches und oft als Schimpfwort gebrauchtes Wort für *Penis*.

- Murányi-Zagyvai, Márta (2014): Kurzworttypologie – ein bisschen anders. In: Żebrowska, Ewa/Jaworska, Mariola/Steinhoff, Dirk (Hg.): Materialität und Medialität der sprachlichen Kommunikation. Akten des 47. Linguistischen Kolloquiums in Olsztyn. Frankfurt/Main [u.a.]: P. Lang (= Linguistik international 32), S. 243–253.
- Rácz, Endre/Takács, Etel (1983): Kis magyar nyelvtan. Budapest: Gondolat.
- Schippan, Thea (1992): Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache.: Tübingen: Niemeyer.
- Steinhauer, Anja (2000): Sprachökonomie durch Kurzwörter. Bildung und Verwendung in der Fachkommunikation. Tübingen: Narr.
- Steinhauer, Anja (2007): Kürze im Deutschen Wortschatz. In: Bär, Jochen A./Roelcke, Thorsten/Steinhauer, Anja (Hg.): Sprachliche Kürze. Konzeptuelle, strukturelle und pragmatische Aspekte. Berlin: de Gruyter (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 27), S. 131–158.

# SYMMETRIEN UND ASYMMETRIEN IN DER MARKIERUNG DER DURATIVEN AKTIONS- ART IN UNGARISCH-DEUTSCHER RELATION

Mihály Harsányi

## 1. Aktionsart und Aspekt

Sowohl in der deutschsprachigen, als auch in der ungarischen linguistischen Fachliteratur bilden die Begriffe Aktionsart und Aspekt den Gegenstand vieler Untersuchungen und liefern den Grund für zahlreiche terminologische Diskussionen.<sup>1</sup> Da es nicht zur Aufgabe der vorliegenden Arbeit gehört, in dieser Diskussion Stellung zu nehmen, soll hier nur so weit wie nötig auf die Frage der Terminologie eingegangen werden.

Der Begriff Aspekt kann als grammatische Kategorie aufgefasst werden. Als ausgesprochene Aspektsprachen gelten die slawischen Sprachen, u.a. das Russische, bei dem systematisch von durativ-perfektiven Verbpaaren ausgegangen werden kann. Da weder das Deutsche noch das Ungarische über solche Verbpaare verfügt, wird in ihnen die Existenz der Kategorie Aspekt oft in Frage gestellt.

In den gängigen Gegenwartsgrammatiken des Deutschen hat sich der Begriff *Aktionsart* am meisten eingebürgert. Bei Helbig und Buscha (1996) sowie im Duden (1984) wird das Wort *Aspekt* gar nicht verwendet, im Duden (2006) wird der Terminus mit Absicht vermieden (vgl. Duden 2006: 417).

Nach Lewandowski (1994: 34) steht Aktionsart „[...] der Kategorie des Aspekts nahe, hat aber im Gegensatz zu dieser keine Paradigmatik ausgebildet und verbleibt auf lexikalisch-semantischer Ebene.“

In der ungarischen Linguistik wird neben *igeszemplélet* (etwa: *Verbperspektive*) vor allem der Begriff *aspektus* verwendet.

Mit Helbig und Buscha (1996: 72) verstehe ich unter Aktionsart

---

<sup>1</sup> Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hier folgende Werke erwähnt: Andersson (1989), Bartsch (1980), Herweg (1990), Löbner (1988), Schrod/Donhauser (2003), Schwall (1991), Fabó (1978, 1985 und 1989), Keszler (2001), Kiefer (1992 und 1999), Wacha (2001a und 2001b).

[...] die *Verlaufsweise* und *Abstufung* des Geschehens, das vom Verb bezeichnet wird. Die Differenzierung des Geschehens erfolgt nach dem *zeitlichen* Verlauf (Ablauf, Vollendung; Anfang, Übergang, Ende) und nach dem *inhaltlichen* Verlauf (Veranlassen, Intensität, Wiederholung, Verkleinerung). Der zeitliche und inhaltliche Verlauf greifen oft ineinander.

Aufgrund dieser Kriterien ist folgende Klassifizierung der Verben möglich<sup>2</sup>:

#### I. Durative/imperfektive Verben

- iterative/frequentative Verben
- intensive Verben
- diminutive Verben

#### II. Perfektive Verben

- ingressive/inchoative Verben
- egressive Verben
- mutative Verben
- kausative/faktitive Verben

Bei anderen Autoren fällt die Subklassifizierung teilweise anders aus; im Duden (1984: 93) wird beispielsweise auch über *punktueller* oder *momentane* Verben gesprochen. Dies ist der Fall, wenn sich das Geschehen ohne zeitliche

<sup>2</sup> „I. *Durative Verben* (auch: *imperfektive Verben*) bezeichnen den reinen Ablauf oder Verlauf des Geschehens, ohne daß etwas über Begrenzung und Abstufung, über Anfang und Ende des Geschehens ausgesagt ist:

arbeiten, blühen, essen, laufen, schlafen

Zu den durativen Verben gehören auch:

(1) die *iterativen* oder *frequentativen* Verben, die die Wiederholung eines Geschehens ausdrücken: flattern, gackern, plätschern, streicheln

(2) die *intensiven* Verben, die die Verstärkung eines Geschehens ausdrücken: brüllen, saufen, sausen

(3) die *diminutiven* Verben, die die Abschwächung des Geschehens (eine geringe Intensität) ausdrücken: husteln, lächeln, tänzeln

2. *Perfektive Verben* grenzen den Verlauf des Geschehens zeitlich ein oder drücken den Übergang von einem Geschehen zu einem anderen Geschehen aus.“ (Helbig/Buscha 1996: 72)

Nach den Phasen des Geschehens können perfektive Verben folgendermaßen subklassifiziert werden:

„(1) die *ingressiven* oder *inchoativen* Verben: die den Anfang eines Geschehens bezeichnen: aufblühen, einschlafen, entflammen, erblicken, loslaufen

(2) die *egressiven* Verben, die die Endphase und den Abschluß eines Geschehens bezeichnen: erjagen, platzen, verblühen, verklingen, zerschneiden

(3) die *mutativen* Verben, die einen Übergang von einem Zustand in einen anderen bezeichnen: reifen, rosten, sich erkälten

(4) die *kausativen* oder *faktitiven* Verben, die ein Bewirken bzw. Veranlassen, ein Versetzen in einen neuen Zustand bezeichnen [...]: beugen, öffnen, senken, sprengen, schwenken, verschwenden, schwärzen.“ (Helbig/Buscha 1996: 72f.)

Ausdehnung, in einem besten Zeitpunkt vollzieht, z.B. *erblicken, finden, treffen, ergreifen, erschlagen, fassen*.

## 2. Ausdrucksmöglichkeiten der Aktionsarten

Da die Aktionsart „[...] eine semantische Kategorie des Verbs [ist], die den verbalen Vorgang je in seiner besonderen Art und Weise charakterisiert“ (Lewandowski 1994: 37), wird sie bei den einfachen Verben, die in den meisten Fällen durativ sind, durch die Verbsemantik (die lexikalische Grundbedeutung des Verbs) verkörpert (vgl. Helbig/Buscha 1996: 73): *arbeiten, brüllen, essen, lesen, schlafen*.

Es gibt jedoch auch unter den einfachen Verben solche, die von ihrer Bedeutung her perfektiv sind: *finden, kommen, treffen, sterben*.

Zum Ausdruck der perfektiven Aktionsart dienen vor allem Wortbildungsmittel (Präfixe, Partikeln, Suffixe, Komposition, Umlaut des Stammvokals, e/i-Wechsel):

*blühen – erblühen* (ingressiv), *reißen – abreißen* (egressiv), *schlagen – totschlagen* (egressiv),

*klingen – klingeln* (iterativ), *husten – husteln* (diminutiv), *sinken – senken* (kausativ).

Zusätzliche lexikalische Mittel können auch die von der Verbsemantik bestimmte Aktionsart modifizieren oder verstärken (vgl. Helbig/Buscha 1996: 74), z.B.:

Er arbeitete *immer/unaufhörlich*. (= durativ)

Es klingelte *plötzlich*. (= ingressiv)

Er ist *und bleibt ein* Spezialist. (= durativ)

Es *begann* zu regnen. (= ingressiv)

Er *pflgte* abends spazieren zu gehen. (= iterativ)

Ergänzungen: *über den See* schwimmen (egressiv) (vgl. Duden 1984: 94)

Angaben: *ständig* trinken (durativ) (ebd.)

*andauernd* husten (durativ) (ebd.)

*entsetzlich* schmerzen (intensiv) (ebd.)

Mithilfe syntaktischer Mittel, vor allem Konstruktionen mit Hilfs- und Funktionsverben, wird der Vorgang in seinem Verlauf genauer charakterisiert (s. Helbig/Buscha 1996: 74):

Der Schüler *bleibt* sitzen. (= durativ) (gegenüber: Der Schüler sitzt.)

Er *ist* beim Arbeiten. (= durativ) (gegenüber: Er arbeitet.)

Der Baum *steht* in Blüte. (= durativ) (gegenüber: Der Baum blüht.)

Das Mädchen *wird* rot. (= mutativ)

Der Film *gelangt* zur Aufführung. (= ingressiv)

Er *bringt* die Arbeit zum Abschluss. (= egressiv)

am Kochen sein (Duden 1984: 94) (= durativ)

ins Rutschen kommen (ebd.) (= ingressiv)

er kam zum Schreiben/war beim Schreiben/blieb beim Schreiben/lieb das Schreiben sein (Fleischer/Barz 1995: 49)

Weitere interessante Fälle für die Ausdrucksmöglichkeiten des Progressivs in beiden Sprachen finden sich in folgenden Fällen<sup>3</sup>:

*A gyerekek éppen labdázna.* – Die Kinder sind am Ballspielen.

*A nap lemenőben van.* – Die Sonne ist im Untergehen.

*A nap lemenőfélben van.* – Die Sonne ist gerade dabei unterzugehen.

*Éppen gondolkodóban vagyok.* – Ich bin gerade am Überlegen.

*Éppen elmenőben/elmenőfélben vagyok.* – Ich bin gerade im Gehen.

*Ereje visszatérőben van.* – Seine Kraft kehrt langsam zurück.

*A beteg haldoklik.* – Der Kranke liegt im Sterben.

Im Ungarischen wird die Aktionsart u.a. durch die Stellung der verbalen Erstglieder ausgedrückt, die einen äußerst niedrigen Grad der Grammatikalisierung aufweisen. Einen Beweis dafür liefert ihre Position im Satz. Je nach Akzent können sie mit dem Verb eine Verbindung eingehen oder von diesem getrennt sein. Sie haben ihre ursprüngliche Bedeutung als Adverbialbestimmung bewahrt. Sie sind daher keine Präfix-, sondern Partikelverben. Die Position des Erstgliedes kann u. U. den Satz aspekt modifizieren.

*Felmászok a fára.* (*Ich besteige den Baum.*) (vgl. Alberti 2001:146) Die Reihenfolge Partikel + Verb erlaubt eine perfektive Lesart.

*Mászok fel a fára.* (*Ich klettere gerade auf den Baum hinauf.*) Diese Reihenfolge Verb + Partikel erlaubt eine durative Lesart.

### 3. Ziel und Methode der Untersuchung

Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, die ungarischen und deutschen Verben bezüglich der Bildungsmöglichkeiten der durativen Aktionsart zu vergleichen. Die Arbeit beschränkt sich auf die deverbale Suffixderivation ungarischer Verben. Als Quellsprache wurde das Ungarische ausgewählt. Im ersten Schritt wurde ein kleines Korpus an ungarischen Suffixen zusammengestellt, die bei der Aktionsartenbildung produktiv sind. Im zweiten Schritt wurden im Ungarischen Suffixwörterbuch (Janurik 2009) Belege für die ausgewählten ungarischen Verbsuffixe gesammelt und ihre Bedeutungen ermittelt. Danach wurde nach möglichst genauen deutschen Entsprechungen gesucht, mit besonderer Rücksicht darauf, mit welchen Mitteln die jeweilige Bedeutung im Deutschen realisiert wird. Das Ziel war in erster Linie, mit synthetischen Mitteln gebildete Äquivalente zu finden. Anhand der Analyseergebnisse soll vor allem beobachtet werden, welche Unterschiede in ungarisch-deutscher Relation in der Markierung der durativen Aktionsart vorzufinden sind.

<sup>3</sup> Zum Thema Progressiv siehe Gárgyán (2014).

## 4. Sprachtypologischer Vergleich von Deutsch und Ungarisch

Sprachtypologisch gesehen handelt es sich beim Deutschen um eine vorwiegend flektierende Sprache. Demgegenüber erweist sich das Ungarische als eine vorzüglich agglutinierende Sprache. Verhältnisse bezüglich Person, Tempus, Kasus, Besitz, Richtung usw., die im Deutschen mithilfe von Personal- und Possessivpronomen, Präpositionen oder Präpositionalphrasen ausgedrückt werden, werden im Ungarischen durch Agglutination gebildet. Die Agglutination begünstigt eine knappe Ausdrucksweise, d.h. den synthetischen Sprachbau.

Bei der Wortbildung werden die Suffixe in genau festgelegter Reihenfolge an die Wortstämme angehängt. Das Inventar der Suffixe ist sehr groß. Substantive und Verben können mit Suffixen unterschiedlicher Funktion versehen werden, z.B.:

*barát: der Freund, barátot: den Freund, barátok: Freunde, barátom: mein Freund, barátaim: meine Freunde, barátaimnak: meinen Freunden*

*látok: ich sehe, látom: ich sehe es, látlak: ich sehe dich, látalak: ich habe dich gesehen*

## 5. Hypothese

Anhand dieser Unterschiede im grammatischen Bau beider Sprachen ging ich von der Hypothese aus, dass die ungarische Sprache auch bezüglich der Aktionsartenbildung einen ausgeprägten synthetischen Charakter hat, wobei sich die deutsche Sprache in diesem Zusammenhang mehrerer zusätzlicher (lexikalischer und syntaktischer) Mittel bedient.

## 6. Die Analyse

6.1. Im Ungarischen stellen die Suffixe *-gat/-get/-eget/-ogat/-öget* eine besonders produktive Gruppe (vgl. Kiefer 2006: 65) mit mehreren Bedeutungen dar.

6.1.1. Am häufigsten erscheint dabei die Wiederholung der Handlung, also die iterative Funktion, wie z.B. im Falle von *szólít (rufen)<sup>4</sup> – szólítgat (wiederholt rufen) kóstol (kosten) – kóstolgat (mehrmals kosten), kérdez (fragen) – kérdezget (immer wieder fragen)*.

Die Partikel *herum-* ist bei den entsprechenden deutschen iterativen Verben typisch, sie kann aber nicht so systematisch verwendet werden wie das entsprechende ungarische Suffix. In den folgenden Fällen steht z.B. im Deutschen kein

<sup>4</sup> Bei der Auswahl der deutschen Entsprechung des jeweiligen Verbs konnten selbstverständlich nicht alle Bedeutungsvarianten berücksichtigt werden. Die Wahl fiel immer auf diejenige Variante, die für typisch oder stilistisch angemessen gehalten wurde.

Äquivalent mit *herum-* zur Verfügung: *ölel* (*umarmen*) – *ölelget* (*mehrmals umarmen*), *ajánl* (*empfehlen*) – *ajánlgat* (*immer wieder empfehlen*), *ijeszt* (*jemanden erschrecken*) – *ijesztget* (*jemanden mehrmals erschrecken*), *említ* (*erwähnen*) – *emleget* (*wiederholt erwähnen*)

6.1.2. Bei den Ableitungen auf *-gat/-get/-eget/-ogat/-öget* wird die Handlung oft weniger intensiv, weniger ernsthaft ausgeführt, hier liegt demnach diminutive Bedeutung vor. Das ungarische Suffix drückt in manchen Fällen aus, dass etwas über längere Zeit hin ohne sichtbaren Erfolg, oder ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes geschieht. Mögliche Umschreibungen sind: *ein bisschen*, *ein wenig*, *ohne große Anstrengungen*. Entsprechende Beispiele sind: *dolgozik* (*arbeiten*) – *dolgozgat* (*mit weniger Intensität arbeiten*), *javít* (*ausbessern*) – *javitgat* (*herumreparieren*), *tanul* (*lernen*) – *tanulgat* (*nicht besonders intensiv lernen*), *olvas* (*lesen*) – *olvasgat* (*manchmal/ein bisschen lesen*), *lapoz* (*blättern*) – *lapozgat* (*herumblättern*), *kísérletez* (*experimentieren*) – *kísérletezget* (*herumexperimentieren*), *barkácsol* (*basteln*) – *barkácsolgat* (*herumbasteln*), *fő* (*kochen*) – *fövöget* (*köcheln*), *táncol* (*tanzen*) – *táncolgat* (*tänzeln*).

6.1.3. Eine ähnliche Interpretation ist möglich bei Verben der Bewegung bzw. Ortsveränderung, wenn die Bewegung kein bestimmtes Ziel, keine bestimmte Richtung hat: *sétál* (*spazieren*) – *sétálgat* (*herumspazieren*), *utazik* (*reisen*) – *utazgat* (*herumreisen/umherreisen*). In dieser Bedeutung kann *herum-* – wie die folgenden Beispiele zeigen – in vielen Fällen durch Partikelkomposita mit *umher-* ersetzt werden: *umherfliegen*, *umhergehen*, *umherirren*, *umherlaufen*, *umherreisen*, *umherschleichen*, *umherschlendern*, *umherschweifeln*, *umherschwirren*, *umherspringen*, *umherstreifen*, *umherziehen*, *umhertragen*.

6.1.4. Die folgenden iterativen Verben haben die Bedeutung *etwas zu tun pflegen* bzw. *etwas regelmäßig machen*<sup>5</sup>: *mond* (*sagen*) – *mondogat* (*häufig sagen*), *parancsol* – *parancsolgat* (*herumkommandieren*), *jár* (*gehen*) – *járogat* (*regelmäßig irgendwohin gehen*). Im Falle von *betteln* liegt ein mit derivationsmorphologischen Mitteln gebildetes Verb vor: *kér* (*bitten*) – *kéreget* (*betteln*).

6.1.5. In den folgenden Beispielen versucht der Täter wiederholt etwas zu tun, zu bewirken: *ébreszt* (*wecken*) – *ébresztget* (*mehrmals versuchen zu wecken*), *fojt* (*erwürgen*) – *fojtogat* (*wiederholt versuchen zu erwürgen*), *bizonyít* (*beweisen*) – *bizonygat* (*immer wieder versuchen zu beweisen/beteuern*). In den meisten Fällen gibt es hierbei für die ungarischen Suffixderivate keine direkten Äquivalente im Deutschen, der jeweilige Sinn wird mithilfe lexikalischer Umschreibung ausgedrückt.

## 6.2. *-adoz-(ik)/-edez-(ik)*

Bedeutung 1: *Etwas geschieht ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes*; *játszik* (*spielen*) – *játszadozik* (*herumspielen*).

<sup>5</sup> Zur Kategorisierung vgl. Fabó (1989).

Bedeutung 2: iterativ; *nyilik* (blühen) – *nyiladozik* (nach und nach die Blüten öffnen), *botlik* (stolpern) – *botladozik* (mehrmals stolpern).

Bedeutung 3: progressiv (eine im Verlauf befindliche Handlung); *omlik* (zerfallen) – *omladozik* (langsam zerfallen), *törik* (brechen) – *töredszik* (zerbröckeln).

Sprachliche Mittel: Suffigierung, Partikelverb mit *herum-*, lexikalische Umschreibung.

### 6.3. -afikál

Bedeutung: iterativ (Die Handlung hat kein bestimmtes Ziel bzw. die Bewegung keine bestimmte Richtung); *sétál* (spazieren) – *sétafikál* (herumspazieren).

Sprachliche Mittel: Partikelverb mit *herum-*.

### 6.4. -akod-(ik)

Bedeutung 1: etwas zu tun pflegen; *búsul* (sich grämen) – *búslakodik* (sich über längere Zeit grämen).

Bedeutung 2: iterativ; *kutat* (suchen) – *kutakodik* (herumsuchen), von (ziehen) – *vonakodik* (zögern), *tanul* (lernen) – *tanakodik* (grübeln).

Sprachliche Mittel: Suffigierung, Partikelverb mit *herum-*, lexikalische Umschreibung.

### 6.5. -arász-(ik)

Bedeutung: diminutiv/iterativ; *kacag* (lachen) – *kacarászik* (kichern), *gagyog*<sup>6</sup>/*gagyarászik* (lallen).

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Suffigierung.

### 6.6. -ácsol/-écsel

Bedeutung 1: diminutiv/iterativ; *köhög* (husten) – *köhécsel* (hüsteln), *röhög* (laut lachen) – *röhécsel* (kichern).

Bedeutung 2: intensiv/iterativ; *kopog* (klopfen/pochen) – *kopácsol* (hämmern).

Sprachliche Mittel: Suffigierung.

### 6.7. -ál

Bedeutung 1: iterativ; *dob* (werfen/schmeißen) – *dobál* (herumwerfen/herumschmeißen), *ugrik* (springen) – *ugrál* (herumspringen).

Bedeutung 2: Etwas geschieht ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes; *nyisszant* (schneiden) – *nyiszál* (schnitzeln).

Sprachliche Mittel: Suffigierung, Partikelverb mit *herum-*.

### 6.8. -ánkoz-(ik)

Bedeutung: iterativ/intensiv; *sír* (weinen) – *síránkozik* (jammern).

Sprachliche Mittel: Suffigierung.

### 6.9. -ász-(ik)/-ész-(ik)/-sz-(ik)

Bedeutung 1: iterativ (Die Handlung hat kein bestimmtes Ziel, bzw. die Bewegung hat keine bestimmte Richtung); *nyargal* (reiten) – *nyargalászik* (herumreiten/hin und her reiten).

<sup>6</sup> Das Wort *gagyog* drückt schon in der Grundbedeutung Wiederholung aus.

Bedeutung 2: diminutiv (*langsam/gemächlich/gemütlich/ein wenig*); *hever* (*liegen*) – *heverészik* (*herumliegen*), *legel* (*weiden*) – *legelészik* (*gemächlich/ruhig weiden*).

Bedeutung 3: iterativ/diminutiv; *cseveg* – *cseverészik* (*plauschen/schwatzen*), *csepeg*<sup>7</sup> (*tropfen*) – *cseperészik* (*tröpfeln*).

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Suffigierung, Partikelverb mit *herum-*, lexikalische Umschreibung.

#### 6.10. -bál

Bedeutung 1: iterativ; *ordít* (*schreien*) – *ordibál* (*herumschreien*), *dob* (*werfen*) – *dobál* (*herumwerfen*), *nyír* (*schneiden*) – *nyirbál* (*beschneiden*).

Bedeutung 2: *Etwas geschieht ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes*; *lóg* (*hängen*) – *lóbál* (*baumeln*).

Sprachliche Mittel: Suffigierung, Partikelverb mit *herum-*.

#### 6.11. -cigál

Bedeutung: iterativ, intensiv; *ránt* (*reißen*) – *ráncigál* (*mehrmals, heftig zerren*).

Sprachliche Mittel: lexikalische Umschreibung.

#### 6.12. -csál

Bedeutung 1: iterativ; *rág* (*kauen*) – *rágcsál* (*knabbern*).

Bedeutung 2: diminutiv (*weniger intensiv*); *farag* (*schnitzen*) – *faragcsál* (*herumschnitzen*).

Sprachliche Mittel: Suffigierung, Partikelverb mit *herum-*.

#### 6.13. -csorog/-csörög

Bedeutung: *Etwas geschieht ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes*; *áll* (*stehen*) – *ácsorog* (*herumstehen*), *ül* (*sitzen*) – *ücsörög* (*herumsitzen*).

Sprachliche Mittel: Partikelverb mit *herum-*.

#### 6.14. -dal/-del

Bedeutung: iterativ; *vág* (*schneiden*) – *vagdál* (*in mehrere Stücke schneiden*), *rúg* (*treten*) – *rugdál* (*strampeln*), *tör* (*brechen*) – *tördel* (*in mehrere Stücke brechen*).

Sprachliche Mittel: Partikelverb mit *herum-*, lexikalische Umschreibung.

#### 6.15. -dácsol/-décsel

Bedeutung 1: iterativ; *bukik* (*stürzen*) – *bukdácsol* (*herumstolpern*).

Bedeutung 2: iterativ/diminutiv; *nyög* (*stöhnen*) – *nyögdécsel* (*dauernd stöhnen*).

Sprachliche Mittel: Partikelverb mit *herum-*, lexikalische Umschreibung.

#### 6.16. -degél /-dogál /-dögél

Bedeutung 1: diminutiv (*weniger intensiv, sanft, ein bisschen, ein wenig usw.*); *fáj* (*etwas tut weh*) – *fájdogál* (*etwas tut ein bisschen weh*), *fúj* (*wehen*) – *fújdogál* (*sanft wehen*).

<sup>7</sup> Die Wörter *cseveg* und *csepeg* drücken schon in der Grundbedeutung Wiederholung aus.

Bedeutung 2: diminutiv (*langsam/gemächlich/gemütlich*); *folyik* (*fließen*) – *folydogál* (*ein wenig fließen*), *él* (*leben*) – *éldegél* (*dahinleben/vor sich hinleben*), *eszik* (*essen*) – *eddegél* (*langsam essen*), *megy* (*gehen*) – *mendegél* (*langsam des Weges gehen*).

Bedeutung 3: *Etwas geschieht ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes*; *áll* (*stehen*) – *álldogál* (*herumstehen/umherstehen*), *ül* (*sitzen*) – *üldögél* (*herumsitzen*).

Sprachliche Mittel: Suffigierung, Partikelverb mit *herum-*, *umher-*, *hin-* bzw. *dahin-*, Präfixverb mit *ver-*, lexikalische Umschreibung.

#### 6.17. -des/-dos/-dös

Bedeutung 1: iterativ; *tép* (*reißen*) – *tépdés* (*wiederholt reißen*), *fog* (*anfassen*) – *fogdos* (*wiederholt anfassen*), *nyal* (*lecken*) – *nyaldos* (*schlecken*), *rüg* (*jmdn./etw. treten*) – *rugdos* (*jmdn./etw. mehrmals treten*), *vág* (*schneiden*) – *vagdos* (*schnitzeln/schnippeln*), *lök* (*stoßen*) – *lökdös* (*jmdm. mehrere Stöße geben*), *öl* (*töten*) – *öldös* (*mehrmals töten*).

Bedeutung 2: iterativ (*Die Handlung hat kein bestimmtes Ziel, bzw. die Bewegung hat keine bestimmte Richtung*); *repül* (*fliegen*) – *repdes* (*flattern*).

Sprachliche Mittel: Suffigierung, Partikelverb mit *herum-*, lexikalische Umschreibung.

#### 6.18. -doklik/-döklik/-dokol/-dököl

Bedeutung 1: progressiv (*eine im Verlauf befindliche Handlung*); *ful* (*ertrinken*) – *fuldoklik* (*am Ertrinken sein*), *hal* (*sterben*) – *haldoklik* (*im Sterben liegen*), *bújik* (*sich verstecken*) – *bujdokol* (*sich verborgen halten*).

Bedeutung 2: iterativ; *tűnik* (*irgendwie scheinen*) – *tündöklik/tündököl* (*glänzen*), *öl* (*töten*) – *öldököl* (*mehrere Menschen/Lebewesen töten*).

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, syntaktische Konstruktionen, lexikalische Umschreibung.

#### 6.19. -doz-(ik)/-döz-(ik)/-ez-(ik)/-oz-(ik)/-öz-(ik)

Bedeutung 1: progressiv (*eine im Verlauf befindliche Handlung*); *fullad* (*ertrinken*) – *fulladozik* (*am Ertrinken sein*).

Bedeutung 2: iterativ; *hazudik* (*lügen*) – *hazudozik* (*ständig lügen*), *ásít* (*gähnen*) – *ásítózik* (*mehrmals gähnen*), *ámul* (*staunen*) – *ámuldozik* (*lange/ständig/mehrmals staunen*), *rémül* (*erschrecken*) – *rémüldözik* (*immer wieder erschrecken*).

Bedeutung 3: iterativ/diminutiv (*weniger intensiv*); *szakad* (*reißen*) – *szakadozik* (*allmählich reißen*).

Sprachliche Mittel: syntaktische Konstruktionen, lexikalische Umschreibung.

6.20. *-eg/-og/-ög*<sup>8</sup>

Bedeutung: iterativ; *berreg* (rasseln), *hízeleg* (schmeicheln), *csámcsog* (schmatzen), *csillog* (funkeln), *csobog* (plätschern), *pislog* (blinzeln), *vacog* (zittern), *zűmmög* (summen).

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Suffigierung.

6.21. *-eleg*

Bedeutung 1: diminutiv; *enyeleg* (schäkern).

Bedeutung 2: iterativ; *szédül* (jmdm. schwindeln) – *szédeleg* (taumeln).

Sprachliche Mittel: Suffigierung.

6.22. *-eng/-ong/-öng*

Bedeutung 1: intensiv; *ujjong* (jubeln), *jajong* (jammern).

Bedeutung 2: iterativ; *visít* (schreien) – *visong* (mehrmals schreien), *dül* (sich neigen) – *dülöng* (schwanken).

Bedeutung 3: iterativ (Etwas geschieht ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes); *lézeng* (herumschlendern/umherschlendern).

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Suffigierung, Partikelverb mit *herum-* bzw. *umher-*, lexikalische Umschreibung.

6.23. *-erész-(ik)*

Bedeutung: iterativ/diminutiv; *cseveg/cseverészik* (plaudern/schwatzen).

Sprachliche Mittel: Suffigierung.

6.24. *-ésked-(ik)/-éskod-(ik)*

Bedeutung 1: iterativ; *nyer* (gewinnen) – *nyeréskedik* (sich bereichern).

Bedeutung 2: Etwas geschieht ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes; *bámul* (bestaunen) – *báméskodik* (gaffen).

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Suffigierung.

6.25. *-gál/-gél/-gász-(ik)*

Bedeutung 1: iterativ; *húz* (zerren/ziehen) – *húzgál* (herumzerren/herumziehen), *kapar* (kratzen) – *kapargál* (scharren).

Bedeutung 2: iterativ (Die Handlung hat kein bestimmtes Ziel, bzw. die Bewegung hat keine bestimmte Richtung); *rohan* (rennen) – *rohangál/rohangászik* (herumrennen), *szalad* (laufen) – *szaladgál* (herumlaufen/umherlaufen).

Bedeutung 3: diminutiv (weniger intensiv); *keres* (suchen) – *keresgél* (herumsuchen), *nevet* (lachen) – *nevetgél* (kichern).

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Suffigierung, Partikelverb mit *herum-* bzw. *umher-*.

6.26. *-degél/-dogál*

Bedeutung: diminutiv (langsam, gemächlich, gemütlich, ein wenig); *eszik* (essen) – *eddegél* (langsam essen), *áll* (stehen) – *álldogál* (herumstehen), *folyik* (fließen) – *folydogál* (ein wenig fließen), *iszik* (trinken) – *iddogál* (gemütlich trinken).

<sup>8</sup> Als Stammwörter, aus denen die obigen Verben abgeleitet sind, erscheinen bei dieser Gruppe Verbstämme.

Sprachliche Mittel: Partikelverb mit *herum-*, lexikalische Umschreibung.

6.27. *-ibál*

Bedeutung: iterativ; *ordít* (schreien) – *ordibál* (herumschreien).

Sprachliche Mittel: Partikelverb mit *herum-*.

6.28. *-igál*

Bedeutung: iterativ; *hajít* (schmeißen) – *hajigál* (herumschmeißen), *húz* (zupfen) – *huzigál* (herumzupfen).

Sprachliche Mittel: Partikelverb mit *herum-*.

6.29. *-incsél*

Bedeutung: iterativ; *kér* (bitten) – *kérincsél* (betteln).

Sprachliche Mittel: Suffigierung.

6.30. *-irgál*

Bedeutung: iterativ; *kapar* (kratzen) – *kapirgál* (scharren).

Sprachliche Mittel: Verbsemantik.

6.31. *-kál/-kél*

Bedeutung 1: etwas zu tun pflegen; *ír* (schreiben) – *irkál* (schriftstellern).

Bedeutung 2: iterativ (etwas geschieht ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes); *nyír* (schneiden) – *nyirkál* (schnitzeln/schnippeln).

Bedeutung 3: iterativ (die Handlung hat kein bestimmtes Ziel, bzw. die Bewegung hat keine bestimmte Richtung); *jár* (gehen/laufen) – *járkál* (herumgehen/herumlaufen), *mászik* (kriechen/krabbeln) – *mász kál* (ziellos herumlaufen), *úszik* (schwimmen) – *úsz kál* (herumschwimmen).

Sprachliche Mittel: Suffigierung, Partikelverb mit *herum-*.

6.32. *-kos*

Bedeutung: iterativ (Die Handlung hat kein bestimmtes Ziel, bzw. die Bewegung hat keine bestimmte Richtung); *fut* (laufen) – *futkos* (herumlaufen/umherlaufen).

Sprachliche Mittel: Partikelverb mit *herum-* bzw. *umher-*.

6.33. *-ongat*

Bedeutung: iterativ; *szól* (rufen) – *szólongat* (wiederholt rufen), *sikít* (schreien) – *sikongat* (herumschreien).

Sprachliche Mittel: Partikelverb mit *herum-*, lexikalische Umschreibung.

6.34. *-orász-(ik)/-örész-(ik)*

Bedeutung: iterativ/diminutiv; *dúdol* (summen) – *dudorászik* (summen/vor sich hin summen) *fütyül* (pfeifen) – *fütyörész* (pfeifen/vor sich hin pfeifen).

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, lexikalische Umschreibung.

6.35. *-öldöz*

Bedeutung: iterativ (wiederholt/ständig bzw. etwas geschieht ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes); *lő* (schießen) – *lövöldöz* (herumschießen).

Sprachliche Mittel: Partikelverb mit *herum-*.

## 6.36. -szorog/-szörög

Bedeutung: diminutiv; *vánszorog* (*sich schleppen*), *nyög* (*stöhnen*) – *nyöszörög* (*wimmern/winseln*).

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Suffigierung.

## 7. Fazit

Im Rahmen des Beitrags wurde der Versuch unternommen, die deutschen und ungarischen Verben bezüglich ihrer durativen Aktionsart zu vergleichen. Anhand der Analysen konnte im Einzelnen beobachtet werden, dass die Aktionsartenmarkierung im Deutschen und Ungarischen in vielen Fällen Asymmetrien aufweist. Der Grund dafür könnte im unterschiedlichen grammatischen Bau der beiden Sprachen liegen. Während im Ungarischen vorwiegend synthetische Konstruktionen zur Geltung kommen, verwendet das Deutsche in vielen Fällen analytische Mittel.

Im Ungarischen steht eine große Anzahl von Suffixen zur Bildung der durativen Aktionsart zur Verfügung. In zahlreichen Fällen haben diese aber – von stilistischen Unterschieden oder Abweichungen im Sprachgebrauch abgesehen – eine ähnliche Funktion, vgl. *ácsorog/álldogál* (*herumstehen*), *kéreget/kérincsel* (*betteln*), *nyirbál/nyirkál/nyiszál* (*schnitzeln*), *öldököl/öldös* (*mehrmals/mehrere Menschen töten*), *sétafikál/sétálgat* (*herumspazieren*), *szólitgat/szólongat* (*wiederholt rufen*) und *üldögél/ücsörög* (*herumsitzen*).

Diesem Reichtum an ungarischen Suffixen gegenüber konnten im Deutschen nur wenige synthetische Möglichkeiten zur Bildung der Aktionsart ermittelt werden. Zur Markierung der iterativen und diminutiven Bedeutung erwiesen sich nur die Suffixe *-eln* und *-ern* als produktiv, vgl. *blinzeln*, *grübeln*, *hüsteln*, *klingeln*, *köcheln*, *lächeln*, *schnitzeln*, *streicheln*, *tänzen*, *taumeln*, *winseln*, *zerbröckeln* bzw. *ausbessern*, *beteuern*, *flattern*, *gackern*, *hämmern*, *herumlungern*, *herumschlendern*, *jammern*, *knabbern*, *plätschern*, *plaudern*, *schäkern*, *streicheln*, *wuchern*, *zögern*.

Zum Ausdruck der iterativen Bedeutung dient die Partikel *herum-*, die bei bestimmten Verben mit *umher-* konkurriert. Partikelverben mit *herum-* sind aber im Deutschen – wie die Untersuchung ergab – nicht in dem Maße reihenbildend wie die entsprechenden ungarischen Suffixe.

Partikelverben mit *herum-* sind auch typisch, wenn die Handlung kein bestimmtes Ziel, bzw. die Bewegung keine bestimmte Richtung hat (*herumspazieren*, *herumfahren*), oder wenn etwas ohne konkrete Absicht, ohne Sinn oder ohne Konzentration auf etwas Bestimmtes geschieht (vgl. *herumblättern*, *herumlungern*).

Zum Ausdruck einer im Verlauf befindlichen Handlung dienen die Verbsemantik bzw. syntaktische Konstruktionen wie *am Ertrinken sein*, *beim Schreiben sein* usw.

## 8. Literatur

- Alberti, Gábor (2001): Az aspektus szintakszisa a magyarban. In: Bakró-Nagy, Marianne/Bánréti, Zoltán/É. Kiss, Katalin (Hg.): Újabb tanulmányok a strukturális magyar nyelvtan és a nyelvtörténet köréből. Kiefer Ferenc tiszteletére tanítványai és barátai. Budapest: Osiris. S. 145–164.
- Andersson, Sven-Gunnar (1989): Zur Interaktion von Temporalität, Modalität, Aspektualität und Aktionsart bei den nichtfuturischen Tempora im Deutschen, Englischen und Schwedischen. In: Abraham, Werner/Janssen, Theo (Hg.): Tempus – Aspekt – Modus: die lexikalischen und grammatischen Formen in den germanischen Sprachen. Tübingen: Niemeyer. S. 27–50.
- Bartsch, Werner (1980): Tempus, Modus, Aspekt. Die systembildenden Ausdruckskategorien beim deutschen Verbalkomplex. Frankfurt am Main, Berlin, München: Diesterweg. (= Schule und Forschung: Neusprachliche Abteilung 4210).
- Duden (1984): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hg. von der Dudenredaktion. Mannheim, Wien, Zürich: Bibliographisches Institut.
- Duden (2006): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hg. von der Dudenredaktion. Mannheim [u.a.]: Dudenverlag.
- Fabó, Kinga (1978): Gyakorító és mozzanatos képzők a mai magyar nyelvben. In: Magyar Nyelv 1978 (4). S. 453–464.
- Fabó, Kinga (1985): Az aspektus egy lehetséges formális definíciója és jellemzése. In: Nyelvtudományi Közlemények 1985 (87). S. 130–140.
- Fabó, Kinga (1989): A gyakorító és mozzanatos igék szemantikája. In: Általános Nyelvészeti Tanulmányok XVII. S. 31–48.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild (1995): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Niemeyer: Tübingen.
- Gárgyán, Gabriella (2014): Der *am*-Progressiv im heutigen Deutsch. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang [= Szegediner Schriften zur germanistischen Linguistik 2].
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1986): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig [u.a.]: Langenscheidt, Verlag Enzyklopädie.
- Herweg, Michael (1990): Zeitaspekte. Die Bedeutung von Tempus, Aspekt und temporalen Konjunktionen. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Janurik, Tamás (2009): Magyar képzőszótár. A mai magyar köznyelv képzőváltozatai. Budapest: Akadémiai Kiadó.

- Juhász, József [u.a.] (Hg.) (2011): Magyar értelmező kéziszótár. Budapest: Akadémiai Kiadó.
- Keszler, Borbála: A szóképzés. <http://www.c3.hu/~nyelvor/period/1241/124106.htm> (12.07.2014)
- Keszler, Borbála (Hg.) (2001): Magyar grammatika. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.
- Kiefer, Ferenc (1992): Az aspektus és a mondat szerkezete. In: Kiefer, Ferenc (Hg.): Strukturális magyar nyelvtan I. Budapest: Akadémiai Kiadó. S. 797–886.
- Kiefer, Ferenc (1999): Az igeaspektus areális-tipológiai szempontból. In: Magyar Nyelv 1999 (3). S. 257–268.
- Kiefer, Ferenc (Hg.) (2006): Magyar Nyelv. Budapest: Akadémiai Kiadó.
- Lewandowski, Theodor (1994): Linguistisches Wörterbuch. Heidelberg/Wiesbaden: Quelle u. Meyer. (UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher 200).
- Löbner, Sebastian (1988): Ansätze zu einer integralen semantischen Theorie von Tempus, Aspekt und Aktionsarten. In: Ehrich, Veronika/Vater, Heinz (Hg.): Temporalsemantik: Beiträge zur Linguistik der Zeitreferenz. Tübingen: Niemeyer. S. 163–191.
- Mugler, Alfred (1988): Tempus und Aspekt als Zeitbeziehungen. München: W. Fink.
- Schrodt, Richard/Donhauser, Karin (2003): Tempus, Aspekt/Aktionsart und Modus im Deutschen. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin, New York: de Gruyter. S. 2504–2525.
- Schwall, Ulrike (1991): Aspektualität: Eine semantisch-funktionelle Kategorie. Tübingen: Narr.
- Wacha, Balázs (2001a): Időbeliség és aspektualitás a magyarban. Budapest: Akadémiai Kiadó. (Nyelvtudományi értekezések 149).
- Wacha, Balázs (2001b): Ige, ragozás, idő, aspektualitás az eszperantóban és a magyarban. In: Geccső, Tamás (Hg.): Kontrasztív szemantikai kutatások. Budapest: Tinta Könyvkiadó. (Segédkönyvek a nyelvészet tanulmányozásához XI).
- Wenzel, Haik (2002): Aspektualitás és akcionalitás a magyarban, összevetve a német és a finn nyelvvel. In: Keresztes, László/Maticsák, Sándor (Hg.): A magyar nyelv idegenben. Előadások az V. Nemzetközi Hungarológiai Kongresszuson (Jyväskylä, 2001. augusztus 6–10.). Debrecen – Jyväskylä: Debreceni Egyetem. S. 185–194.

# NÄHE ODER DISTANZ? VERWENDUNG DER TEMPORA PRÆSENS VS. ANALYTISCHES FUTUR ZUR BEZEICHNUNG VON ZUKÜNFTIGEM IM DEUTSCHEN UND UNGARISCHEN<sup>1</sup>

Eszter Kukorelli

## 0. Einleitung

Eine Gemeinsamkeit zwischen dem Deutschen und Ungarischen im Bereich des Tempussystems besteht darin, dass beide Sprachen über ein analytisches Futurtempus (*werden* + Infinitiv bzw. *fog* + Infinitiv) verfügen.<sup>2</sup> Für die Bezeichnung von Zukünftigem kann aber auch das einfache Präsens verwendet werden, so dass das analytische Futur und das Präsens sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen in einem Konkurrenzverhältnis stehen.<sup>3</sup> *Werden* + Infinitiv ist seit langer Zeit Gegenstand von heftigen und z.T. widersprüchlichen Diskussionen der deutschen Linguistikforschung, die grundsätzlich durch die Kontroverse zwischen den Temporalisten und den Modalisten geprägt sind. Der Status des Futurs wurde von den Modalisten seit der Erscheinung der Arbeit von Saltveit (1960) „Besitzt die deutsche Sprache ein Futur?“ wegen seiner möglichen modalen Verwendungsweise immer wieder in Frage gestellt. Ihre Thesen sind aber seitens der Temporalisten, die auf den Tempuscharakter der Fügung bestehen, widerlegt

---

<sup>1</sup> Die vorliegende Analyse wurde im Rahmen meines Dissertationsprojektes mit dem Titel „Kontrastiver Vergleich der indikativischen Tempora zur Bezeichnung von Zukünftigem im Deutschen und Ungarischen“ durchgeführt.

<sup>2</sup> Im folgenden Beitrag geht es um die Gegenüberstellung der zukunftsbezogenen Tempora Präsens vs. analytisches Futur im Deutschen und Ungarischen. Aus diesem Grund wird ein systematischer Vergleich der Tempussysteme der beiden untersuchten Sprachen nicht angestrebt.

<sup>3</sup> Außer der Tempusopposition Präsens vs. analytisches Futur wird im vorliegenden Beitrag auf weitere temporale und nicht-temporale Möglichkeiten der Zukunftsmarkierung nicht eingegangen.

worden.<sup>4</sup> Im Kontrast zum Deutschen wurde dem analytischen Futur im Ungarischen in der einschlägigen Fachliteratur nur relativ geringe Aufmerksamkeit gewidmet.<sup>5</sup> Kontrastiv ausgerichtete, systematische Arbeiten bezüglich der Zukunftsmarkierung im Deutschen und Ungarischen finden m.W. nicht statt.<sup>6</sup>

Im vorliegenden Beitrag wird das Konkurrenzverhältnis von Präsens und Futur im Deutschen und Ungarischen analysiert und miteinander verglichen. Ausgewertet wurde dabei ein konzeptionell nächsprachliches Korpus, das aus mündlichen Äußerungen (Interviews und Unterhaltungsgesprächen), Weblogeinträgen und Kommentaren zu den Weblogeinträgen besteht. Als theoretischer Hintergrund für die Untersuchung gilt der Ansatz von Di Meola (2006), der einen übergreifenden Rahmen für die Analyse der Opposition Präsens vs. Futur darstellt und nicht nur einzelsprachspezifisch verwendet werden kann.<sup>7</sup> Unter Punkt 1 wird dieser Vorschlag in seinen Grundzügen dargestellt. Nach der Vorstellung der Methode der Korpusanalyse im Abschnitt 2 werden die statistischen Ergebnisse der Untersuchung präsentiert. Im Anschluss daran wird versucht, aufgrund einiger Beispiele aus dem Korpus gemeinsame Tendenzen bzw. einzelsprachspezifische Besonderheiten im Deutschen und Ungarischen bezüglich der Tempusopposition Futur vs. Präsens zur Markierung von Zukünftigem aufzuzeigen.

## 1. Der theoretische Rahmen: Di Meola (2006)

Die Bestrebung, für das Konkurrenzverhältnis zwischen dem Präsens und dem Futur zur Bezeichnung zukünftiger Ereignisse eine Erklärung zu finden, veranlasst Di Meola (2006) dazu, die beiden Tempora als Ausdrucksweisen von zwei verschiedenen kognitiven Konzeptualisierungen zur Versprachlichung von Zukünftigem zu interpretieren und auf die grundlegende Opposition Nähe und Distanz zurückzuführen. Nähe und Distanz in Di Meola (2006) werden als mul-

<sup>4</sup> Auf die Vorstellung der reichen Fachliteratur diesbezüglich soll an dieser Stelle verzichtet werden. Zur Darstellung der Futurproblematik sei – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – verwiesen auf Tempusdarstellungen von Leiss (1992), Thieroff (1992), Vater (1994), Latzel (2004) und Welke (2005) bzw. spezifische Untersuchungen zum Thema von Gelhaus (1975), Vater (1975), (1997), Brons-Albert (1982), Matzel/Ulvestad (1982), Ityama (1993), Fritz (2000), Myrkin (1995), Diewald (2005), Hacke (2009) und di Meola (2013).

<sup>5</sup> Vgl. die ziemlich kurzen und alten Arbeiten von Ruzsiczky (1955) und Kálmán (1972).

<sup>6</sup> Eine Ausnahme bildet die Dissertationsarbeit von László (1970), in der das Thema im Rahmen einer vergleichenden Untersuchung des deutschen und ungarischen Tempussystems anhand von Beispielen aus der schönen Literatur behandelt wird. Außerdem sind einige vergleichende Hinweise in Uzonyi (1996) und in Progr@mm zu finden.

<sup>7</sup> Der Ansatz wird in Di Meola (2006) aufgrund des Deutschen vorgestellt. In Di Meola (2009 und 2010) wird die Analyse mit einem kontrastiven Ausblick in Bezug auf das Italienische ergänzt.

tidimensionale Konzepte interpretiert, die mindestens fünf unterschiedliche, miteinander korrelierende Ebenen betreffen (Di Meola 2006: 124)<sup>8</sup>:

1. Die temporale Ebene bezieht sich auf die Zeitentfernung: Unmittelbar bevorstehende Ereignisse werden prototypischerweise im Präsens, zeitlich weiter entfernt liegende im Futur ausgedrückt.<sup>9</sup>
2. Die aspektuelle Ebene deutet auf die Zeitkontinuität hin: Ereignisse, die eine Kontinuität zur Gegenwart darstellen, werden prototypischerweise im Präsens beschrieben, während das Futur verwendet wird, wenn ein Bruch, eine Zäsur zur Gegenwart vorliegt.<sup>10</sup>
3. Die modale Ebene betrifft die Wahrscheinlichkeit, Planbarkeit (Kontrollierbarkeit der Vorbereitung) und Reibungslosigkeit (Kontrollierbarkeit der Ausführung).
  - a. Der Faktor der Wahrscheinlichkeit manifestiert sich darin, dass im Präsens prototypischerweise die sicheren Prognosen stehen, die sich mit hohem Gewissheitsgrad ereignen, im Futur demgegenüber Vorhersagen mit niedrigem Wahrscheinlichkeitsgrad kodiert werden.<sup>11</sup>
  - b. Aus der Perspektive der Planbarkeit drückt das Präsens planbare und in der Verwirklichung kontrollierbare Ereignisse aus, mit der Verwendung des Futurs wird geringe Planbarkeit gekennzeichnet.

<sup>8</sup> Es muss angemerkt werden, dass die Begriffe *Nähe* und *Distanz* im Sinne von Di Meola (2006) nicht identisch mit den Begriffen *Nähe* und *Distanz* im Sinne von Koch/Oesterreicher (1985) sind, es handelt sich bloß um eine terminologische Übereinstimmung. Die Begriffe *Nähe* und *Distanz* im Sinne von Koch/Oesterreicher (1985) beziehen sich auf die konzeptionelle Mündlichkeit und Schriftlichkeit von Äußerungen, während *Nähe* und *Distanz* im Sinne von Di Meola (2006) unterschiedliche multidimensionale Perspektivierungskonzepte hinsichtlich der Verwendung von Präsens und Futur in zukunftsbezogenen Äußerungen darstellen. Da in der vorliegenden Arbeit beide Begriffspaare eine grundlegende Rolle spielen, wird immer für die Eindeutigkeit der Interpretation gesorgt.

<sup>9</sup> Die Entfernenheit von der Sprechzeit trägt auch in der Perspektivierungsthese von Hacke (2009) Relevanz, obwohl sie nicht unbedingt in temporalem Sinne, sondern als „eine empfundene, atemporale Distanz“ (Hacke 2009: 57) zu verstehen ist. Auf das Merkmal der „Abständlichkeit“ macht auch Abraham (1989: 381f.) aufmerksam, nach seiner Ansicht ist zur Ankündigung eines unmittelbar folgenden Ereignisses das Präsens geeignet. Außerdem stellt Weinrich (2005: 231) fest, dass das Futur zur Markierung eines Geschehnisses verwendet wird, „das noch in ferner Zukunft liegt.“ Die entfernte Zukunft erweist sich auch bei Welke (2005: 432f.) als ein Futur-Effekt, d.h. ein mögliches Unterscheidungsmerkmal des Futurs gegenüber dem Präsens.

<sup>10</sup> Vgl. auch die Beobachtung von Weinrich (2005: 231): das Präsens wird gebraucht, wenn „die Handlungskette aus der gegenwärtigen Situation heraus weiterentwickelt“, *werden* + Infinitiv kommt dagegen vor, wenn „das zukünftige Geschehen außerhalb des verlässlich überschaubaren Handlungsraums liegt.“ Ähnlicherweise bringt Eichinger (1995: 116) die Verwendung des Futurs mit dem „Eintritt/Eingetretensein eines neuen Handlungsmusters“ in Zusammenhang.

<sup>11</sup> Vgl. auch Gelhaus (1975: 174), Vater (1975: 100), Itayama (1993: 233), Weinrich (2005: 234).

- c. Die Reibungslosigkeit bezieht sich auf die Kontrollierbarkeit der Ausführung. Ereignisse, die „sich quasi von selbst und widerstandslos ereignen“ Di Meola (2006: 127), werden mit dem Präsens bezeichnet. Das Futur wird aber gebraucht, wenn die Verwirklichung des zukünftigen Ereignisses mit der Überwindung eines Hindernisses einhergeht.<sup>12</sup>
4. Auf der informationalen Ebene geht es um die Direktheit der Informationsquelle: Zur Bezeichnung von Ereignissen, die vom Sprecher direkt einschätzbar und vorhersagbar sind, wird das Präsens gebraucht, das Futur steht demgegenüber für Ereignisse aus externen, indirekten Quellen.<sup>13</sup>
5. Schließlich betrifft die kommunikativ-situative Ebene die physische und persönliche Entfernung der Kommunikationsteilnehmer und den Öffentlichkeitsgrad der Kommunikationssituation.<sup>14</sup>
  - a. Die physische Nähe, wenn die Kommunikationsteilnehmer das Hier und Jetzt oder mindestens das Jetzt teilen, begünstigt die Verwendung des Präsens. In einer Situation, in der die Kommunikationspartner voneinander physisch entfernt sind, ist die Verwendung des Futurs typisch.
  - b. Die persönliche Entfernung bezieht sich einerseits auf den Grad der Vertrautheit der Kommunikationsteilnehmer. Im Falle einer engen, vertrauten Beziehung der Kommunikationspartner wird eher das Präsens verwendet, in einer Kommunikationssituation, in der die Kommunikationsteilnehmer unbekannt sind, ist das Futur typisch. Andererseits soll in dieser Hinsicht die gemeinsame

<sup>12</sup> Die fehlende Planbarkeit und Reibungslosigkeit wird auch von Matzel/Ulvestad (1985), Weinrich (2005) und Itayama (1993) thematisiert. Matzel/Ulvestad (1982: 322) sind der Ansicht, dass „die im ZF2 vorkommenden Verben dadurch charakterisiert [sind], daß die durch sie ausgedrückten zukünftigen Ereignisse nicht geplant, programmiert, berechnet, verabredet, festgelegt oder befohlen werden können.“ Nach Weinrich (2005: 231) wird im Deutschen das Futur eingesetzt, „wenn bei der Ausführung einer Absicht Hindernisse oder Schwierigkeiten zu befürchten sind.“ Itayama (1993: 235) nimmt präferierten Futurgebrauch an, wenn „der Sprecher [...] gar nicht willensmäßig einwirken [kann].“

<sup>13</sup> Itayama (1993: 236) zieht aufgrund von Beispielen aus der Nachrichtensprache eine vergleichbare Schlussfolgerung: Die *werden* + Infinitiv-Fügung stehe besonders häufig in Zeitungsartikeln, wenn „der Autor des Artikels nicht die Informationsquelle, also der eigentliche Sprecher ist, sondern sich in der Rolle eines Übermittlers befindet.“ Allerdings steht diese Auffassung in Kontrast zu dem von Fritz (2000) beschriebenen Merkmal des Sprecherbezugs.

<sup>14</sup> Die Merkmale der kommunikativ-situativen Ebene können in direkter Weise mit den Kommunikationsbedingungen der Nähe- und Distanzsprache im Sinne von Koch/Oesterreicher (1985) in Verbindung gebracht werden. Auf den Zusammenhang zwischen dem Tempusgebrauch und der (Merkmale der) Konzeption sind in der Fachliteratur regelmäßig Hinweise zu finden: Vgl.: Brons-Albert (1982: 25), Thieroff (1992: 136), Vater (1997: 58), Myrkin (1995: 217), Welke (2005: 398) und Hacke (2009: 110).

Wissensbasis vom Sprecher und Hörer berücksichtigt werden: Die größere gemeinsame Wissensbasis fördert den Gebrauch des Präsens, die geringere den Gebrauch des Futurs. Außerdem ist noch die zwischenmenschliche Distanz von Belang.

- c. Im Sinne des Öffentlichkeitsgrades der Situation ist die Verwendung des Präsens für eine vertraute, die des Futurs für eine offizielle Kommunikationssituation charakteristisch.

## 2. Methode der Korpusanalyse

In der vorliegenden Arbeit wurde ein Korpus aus dem Bereich der konzeptionellen Nähesprache im Sinne von Koch/Oesterreicher (1985) ausgewertet, das mündliche Äußerungen (Interviews und Unterhaltungsgespräche), Weblogeinträge und Kommentare zu den Weblogeinträgen enthält. In der Untersuchung werden also mündliche und computervermittelte Kommunikationsformen berücksichtigt, die – trotz ihrer unterschiedlichen medialen Realisierung – durch das gemeinsame Merkmal ‚nähesprachlich‘ geprägt sind. Nach der Interpretation von Koch/Oesterreicher (1985) sind für nähesprachliche Äußerungen im Wesentlichen folgende Kommunikationsbedingungen charakteristisch: Spontaneität, freie Themenentwicklung, „involvement“, Vertrautheit der Partner, Dialogizität, face-to-face Interaktion.

Aus dem Korpus wurden als erster Schritt alle zukunftsbezogenen *werden* bzw. *fog* + Infinitiv-Konstruktionen und Präsensformen ausgezählt. Nicht-zukunftsbezogene Lesarten von Präsens und den analytischen Futurkonstruktionen wurden in der Analyse nicht berücksichtigt. Anschließend wurde der Frage nachgegangen, inwieweit die Präsens- und Futurbelege durch die Nähe- und Distanzkonzeptualisierungen im Sinne von Di Meola (2006) motiviert sind. Dabei wird keinesfalls die Analyse aller einzelnen Belege angestrebt. Vielmehr geht es darum, die (Nicht-)Motiviertheit des Tempusgebrauchs aufgrund von Textbeispielen nachzuweisen und Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen dem Deutschen und Ungarischen festzustellen.

Den wesentlichen Vorteil der Anwendung der Analysemethode von Di Meola (2006) in der Korpusuntersuchung sehe ich darin, dass im Modell mehrere Differenzierungskriterien integriert sind, d.h. der Gebrauch der Tempora aus mehreren Perspektiven zugleich betrachtet wird. Durch den Einbezug der kommunikativ-situativen Ebene in die Analyse kann die Tempusverwendung sogar direkt mit der konzeptionell mündlichen Gestaltung des Korpus im Sinne von Koch/Oesterreicher (1985) in Beziehung gesetzt werden. Außerdem ist es möglich, anhand dieses Modells den Ausdruck von Zukünftigem in Texten zu untersuchen, was sich m.E. im Vergleich zu zahlreichen Untersuchungen, die einzelne Beispielsätze aus dem Kontext analysieren, als gewinnbringend erweisen könnte. Schließlich ist die Übereinzelsprachlichkeit des Modells hervorzuheben. Di

Meola (2006) veranschaulicht die Konkurrenz von Präsens und Futur im Sinne der Opposition von Nähe und Distanz zwar aufgrund des Deutschen, die beiden Konzepte gelten aber als sprachübergreifend.<sup>15</sup> Somit kann die Methode auch für andere Sprachen angewendet werden, in denen die beiden Tempora Präsens und Futur zur Bezeichnung zukünftiger Ereignisse zur Verfügung stehen. Ein Ausblick auf das Ungarische und eine kontrastive Analyse scheint dadurch angebracht zu sein.

### 3. Statistische Ergebnisse der Korpusauswertung

Die folgenden Tabellen veranschaulichen die statistischen Ergebnisse der Korpusauswertung:

#### 1. Verteilung von Präsens und werden + Infinitiv im Deutschen

Präsens		<i>werden</i> + Infinitiv		$\Sigma$	
688	65%	372	35%	1060	100%

#### 2. Verteilung von Präsens (Verben außer *van*) und fog + Infinitiv im Ungarischen<sup>16</sup>

Präsens		<i>fog</i> + Infinitiv		$\Sigma$	
667	77%	195	23%	862	100%

In Anbetracht der prozentualen Angaben kann die Dominanz des Präsens gegenüber dem Futur sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen beobachtet werden. Der ermittelte hohe Anteil des Präsens mag aus der Korrelation der kommunikativ-situativen Ebene mit allen anderen Ebenen resultieren. Auf der kommunikativ-situativen Ebene liegt Näheperspektive vor, was die Verwendung des Präsens fördert. Die grundlegende Näheperspektive im Sinne von Di Meola (2006) auf der kommunikativ-situativen Ebene kann mit der Konzeption der Äußerungen im Sinne von Koch/Oesterreicher (1985) in direkte Beziehung gesetzt werden. Das analysierte Korpus besteht nämlich aus konzeptionell mündlichen Äußerungen, für die die Merkmale der Näheperspektive auf der kommunikativ-situativen Ebene, die physische und persönliche Nähe und die Vertrautheit der Kommunikationssituation charakteristisch sind. Die Gegebenheiten auf der

<sup>15</sup> In Di Meola (2009) wird das Italienische in die Analyse einbezogen.

<sup>16</sup> Die Futurform des ungarischen Kopulaverbs *van* wird synthetisch, mit dem Verb *lesz* gebildet. Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist die Opposition von Präsens und analytischem Futur, aus diesem Grund wird das ungarische Kopulaverb in die Analyse nicht einbezogen. Das Verb *lesz* hat eigenständige, von *fog* + Infinitiv z.T. unterschiedliche Verwendungsmerkmale, auf deren Vorstellung im Rahmen des Beitrags verzichtet werden soll.

kommunikativ-situativen Ebene bestimmen also die grundlegenden Charakteristika der Tempuswahl.

#### 4. Motiviertheit der Tempuswahl im Deutschen und Ungarischen

Im Allgemeinen ist bei der Wahl des Präsens oder des Futurs nicht nur eine einzige Ebene bestimmend, vielmehr korrelieren die Ebenen miteinander und die Tempuswahl wird durch das Zusammenspiel der Merkmale mehrerer Ebenen motiviert, wie es anhand der folgenden Beispiele exemplarisch illustriert wird:

(1) *Morgen **hat** mein Schwiegervater Geburtstag.*<sup>17</sup>

(2) ***Megyek** haját mosni, mert másfél óra múlva **találkozok** Nórival.*

*'Ich gehe jetzt Haare waschen, denn in anderthalb Stunden treffe ich mich mit Nóri.'*<sup>18</sup>

In diesen Beispielen kann der Gebrauch des Präsens durch temporale Unmittelbarkeit und Kontinuität, durch einen hohen Gewissheitsgrad (sogar Sicherheit vgl. Beispiel (1)), Planbarkeit, Reibungslosigkeit, außerdem durch informationale Direktheit begründet werden.

Im Gegensatz dazu ist der Futurgebrauch in den nächsten Beispielen durch zeitliche Distanz und Diskontinuität, durch einen hohen Grad an Vermutung und Unsicherheit und durch geringe Planbarkeit und Reibungslosigkeit gekennzeichnet:

(3) *A: Wo kommst du her?*

*B: Aus Stuttgart. Habe ich gerade beschrieben dass ich die Diskrepanz von Stuttgart und Köln immer als merkwürdig gefunden habe. Fühl mich in Köln wohl, aber das ist immer noch ein bisschen fremd. [...] Den Kindern **wird** es*

<sup>17</sup> Die aufgeführten Beispiele stammen aus dem Korpus. Die Beispiele aus dem Korpus sind wortwörtlich übernommen, eventuelle Tipp- oder Rechtschreibfehler, orthographische Besonderheiten und Eigenständigkeiten, die sich aus dem Individualstil ergeben, wurden nicht korrigiert.

<sup>18</sup> Die Beispiele aus dem ungarischen Korpus werden ins Deutsche übersetzt. In der deutschen Übersetzung wird das im Ungarischen verwendete Tempus beibehalten, für das ungarische Präsens wird also im Deutschen durchgehend das Präsens gewählt und die ungarische analytische Futurkonstruktion *fog* + Infinitiv wird im Deutschen mit *werden* + Infinitiv wiedergegeben, auch wenn im Deutschen die Wahl des anderen Tempus möglich wäre. Wegen seiner einzelsprachspezifischen Bedeutung wird das ungarische Temporaladverb *majd* in der deutschen Übersetzung mit der metasprachlichen Umschreibung 'indefinites zukünftiges Temporaladverb' mit der Abkürzung [INDEF.ZTA] ersetzt.

anders **gehen**. Wenn sie hier bleiben, das ist ihre Heimat, ich könnte mir gut vorstellen, dass meine Kinder wahrscheinlich zum Karneval immer wieder nach Köln **reisen werden**.

- (4) *Hát szerintem a mi gyerekeink egészen más hozzáállást **fognak már találni** ezekhez. Amerikában mindenkinek pszichiátére van meg pszichológusa már száz éve. Előbb-utóbb majd Európában is kialakul.  
'Meiner Ansicht nach **werden** unsere Kinder zu diesen Sachen eine ganz andere Einstellung **haben**. In Amerika hat seit hundert Jahren jeder einen Psychologen und Psychiater. Früher oder später bildet sich das [INDEF.ZTA] auch in Europa heraus.'*

Im folgenden Beispiel werden die zukunftsbezogenen Tempora in ein und demselben Kontext gegenübergestellt, um die spezifischen Merkmale des Präsens- und Futurgebrauchs zum Ausdruck zukünftiger Ereignisse eindeutig beleuchten zu können:

- (5) *Wir waren schön Eis essen und sind in der Stadt rumgebummelt und haben halt viel getratscht. Am Samstag will ich eine Abschiedsparty schmeißen und will morgen schon in die Planung gehen. Und dann in einer Woche **geht {1}** mein Flug. [...] Dann war ich heute noch bei Torben. Es war einfach schön mit ihm, bei ihm im arm zu liegen und einfach fernseh zu schauen. Ich **werde** ihn wirklich **vermissen {2}**. Viele Leute sehen das komisch wenn ich das sage, das Torben in der Zeit machen kann was er will. Aber vielleicht habe ich da einfach eine andere Einstellung. [...] Wenn ich nicht nach england gehen würde würde das ja auch gar nich so aussehen. Dann wären Torben und ich wie jedes normale Paar. Aber ein Jahr ist eine lange Zeit. Und ich kenne Torben jetzt seit April und weiß das er ein Weiberheld ist, und ich weiß das er in meiner Abwesenheit andere Frauen **haben wird {3}**.*

Das im Präsens ausgedrückte Ereignis in {1} wird vom Sprecher selber geplant und durchgeführt und dadurch findet mit einem hohen Gewissheitsgrad – relativ zu den anderen, in Futur stehenden Ereignissen – in der nahen Zukunft statt. Der Futurgebrauch in {2} und {3} wird dagegen im Vergleich zur Sprechzeit durch temporale Entferntheit, darüber hinaus durch fehlende Planbarkeit und Reibungslosigkeit motiviert.

Der Präsens- und Futurgebrauch ist vor dem Hintergrund der Nähe- und Distanzkonzeptualisierungen auch im folgenden Beispiel aus dem ungarischen Korpus motiviert:

- (6) *Ma volt az utolsó napunk az angol tanfolyamon (az odajutás is emlékezetes). Örülök és szomorú is vagyok egyben. Hihetetlenül gyorsan mentek a napok, hónapok. Sokkal hamarabb vége lett az egésznek, mint azt hittük! Azon*

kívül, hogy megtanultunk (próbáltunk :) normalisan angolul, nyertünk egy csomó barátot, ismerőst, amiért hálás vagyok, hogy összehozott velük az élet. Ennek most mind vége. **Kezdődik {4}** egy új, más fejezet. Egy valamiben biztos vagyok! SOHA nem jártam olyan közösségbe, ahol ennyire kedveltem az embereket és ennyire jól éreztem magam. Szétröhögtünk magunkat minden egyes nap. Persze voltak nehéz időszakok (mint mindenhol) de nagyon **fog hiányozni {5}** ez az egész. Azért még holnap **csapunk {6}** a brigáddal egy görbe estét Veszprémben. [...] Egyébként ma egész délelőtt sütöttünk, meg mentek a poénok megint. Odaadtuk a tanárnak (hmm, soha nem hívtuk így, ez olyan hülye szó) szóval „A Krisztának” az ajándékunkat, ami egy rettenetesen jó levél, két angol könyv, meg egy csoportképben merült ki :) A levelet **majd publikálom {7}**, ha hozzám is eljut, mert rettenetesen jó lett, fele angol, fele magyar :)

‘Heute war unser letzter Tag des Englisch-Kurses (der Hinweg bleibt auch unvergesslich). Ich bin froh und traurig zugleich. Die Tage und Monate vergingen unfassbar schnell. Das Ganze war viel schneller vorüber, als wir dachten! Nicht nur, dass wir richtig Englisch gelernt haben (versuchten.), wir haben auch einen Haufen neue Freunde, Bekannte bekommen, ich bin dafür dankbar, dass uns das Leben zusammengeführt hat. Das ist jetzt alles vorbei. Ein neues, anderes Kapitel **beginnt {4}**. In einem bin ich mir sicher! Ich war noch nie in einer Gemeinschaft, in der ich die Leute so gemocht und mich so wohlgeföhlt habe. Wir haben uns jeden Tag kaputt gelacht. Natürlich gab es auch schwierigere Zeiten (wie überall), aber mir **wird** das Ganze **fehlen {5}**. Morgen aber **schmeißen {6}** wir mit der Gruppe einen tollen Abend in Veszprém. [...] Übrigens haben wir heute den ganzen Vormittag Kuchen gegessen und wieder gescherzt. Wir haben unserer Lehrerin (wir haben sie nie so genannt, die Bezeichnung ist voll bekloppt), also “Der Kriszta” unser Geschenk übergeben, was aus einem super guten Brief, zwei englischen Büchern und aus einem Gruppenfoto bestand:) Den Brief **veröffentliche {7}** ich [INDEF.ZTA], wenn ich ihn bekomme, er ist super toll geworden, teils Englisch, teils Ungarisch.’

Die Ereignisse im Präsens in {4} und {6} werden aus der Näheperspektive berichtet, da sie relative temporale Unmittelbarkeit, hohe Wahrscheinlichkeit, Planbarkeit, Reibungslosigkeit und informationale Direktheit signalisieren. Der Futurgebrauch in {5} zeigt aber außer weniger Kontrollierbarkeit und Reibungslosigkeit die zu erwartende Veränderung im Vergleich zum gegenwärtigen Zustand (also fehlende Kontinuität) an. Interessant ist der Präsensgebrauch in {7}. Im Satz wird nämlich ein Ereignis bezeichnet, das unter der eigenen Kontrolle des Sprechers steht und aus der eigenen informationalen Quelle stammt (in diesem Sinne also zum Nähebereich gehört). Auf der temporalen Ebene weist es aber Merkmale des Distanzkonzeptes auf, indem es (im Vergleich zu den in {4} und {6} bezeichneten Ereignissen) in der entfernteren Zukunft liegt. Beachtenswert

ist das Vorkommen des Temporaladverbs *majd* im Satz, das in diesem Fall die Verschiebung des Ereignisses in die entferntere Zukunft und dadurch in temporaler Hinsicht die Distanzperspektive signalisiert. Die Rolle von *majd* bei der Herstellung der Distanzperspektive beschränkt sich aber nicht nur auf die temporale Ebene. Bekanntlich hat *majd* modale Bedeutung, und kann (einen geringeren Grad an) Wahrscheinlichkeit, geringere Planbarkeit und Reibungslosigkeit ausdrücken:

- (7) *A: ...mint kiderült idén április 26.-a munkanap lesz május 1 miatt...az esküvőm munkanap...remek...*  
*B: Kirtartás csajsi, tuti mindenki ott lesz a TI napotokon. Majd vesznek ki szabit. :)*  
*'A:..wie sich herausgestellt hat, wird dieses Jahr der 26. April ein Arbeitstag sein wegen dem 1. Mai, der Tag meiner Hochzeitsfeier ist ein Arbeitstag... na toll...*  
*B: Halte dich wacker Süße, bestimmt werden alle an eurem Tag da sein. Sie nehmen [indef.zta] Urlaub.'*

Der Präsensgebrauch mit *majd* im selben Satz kann in Opposition zum einfachen Präsensgebrauch stehen:

- (8) *Holnap 7-kor **indulunk {8}** Egerszalókra. [...] Biztos **történnek majd {9}** érdekes dolgok, vagy ha nem, akkor majd látunk {10} sok szép, emlétsre méltó dolgot.*  
*'Morgen um 7 **fahren {8}** wir **los** nach Egerszalók. [...] Bestimmt **passieren {9}** [INDEF.ZTA] interessante Dinge, oder wenn nicht, dann **sehen {10}** [INDEF.ZTA] wir viele schöne bemerkenswerte Sachen.'*

Obwohl die Ereignisse in {8} bzw. in {9} und {10} im Präsens realisiert werden, werden hier zur Versprachlichung von Zukünftigem zwei unterschiedliche Konzeptualisierungen dargestellt. Das Präsens in {8} bezeichnet ein unmittelbar bevorstehendes Ereignis, das sich direkt an die gegenwärtigen Absichten des Sprechers anknüpft und das Tempus signalisiert die Perspektive der Nähe. *Majd* bezieht sich aber in {9} und {10} auch beim Präsensgebrauch auf vermutete Ereignisse, die vom Sprecher weniger plan- und kontrollierbar sind. Die Ereignisse werden aus der Perspektive der Distanz wahrgenommen, was sprachlich durch die Verwendung von *majd* ausgedrückt wird.

Im Ungarischen sollte also die Opposition von Nähe/Präsens und Distanz/Futur auf den temporalen und modalen Ebenen mit dem Fall Distanz/Präsens + *majd* ergänzt werden. Die Möglichkeit der Herstellung der Distanzperspektive sowohl von *fog* + Infinitiv als auch von dem Präsens mit *majd* lässt sich am eindeutigsten aufgrund des folgenden Beispiels veranschaulichen:

- (9) *Hát szerintem a mi gyerekeink egészen más hozzáállást **fognak már találni** {11} ezekhez. Amerikában mindenkinek pszichiáttere van meg pszichológusa már száz éve. Előbb-utóbb **majd** Európában is **kialakul** {12}.  
'Meiner Ansicht nach **werden** unsere Kinder zu diesen Sachen eine ganz andere Einstellung **haben** {11}. In Amerika hat seit hundert Jahren jeder einen Psychologen und Psychiater. Früher oder später **bildet** sich das [INDEF. ZTA] auch in Europa **heraus** {12}.'*

Im Beispiel (9) bezeichnen {11} und {12} trotz unterschiedlicher Tempussetzung Ereignisse, die weiter entfernt in der Zukunft liegen, im Vergleich zur Gegenwart eine tiefgreifende Veränderung bedeuten und als Vermutungen des Sprechers interpretiert werden können. Präsens mit *majd* und *fog* + Infinitiv erscheinen hier gleichwertig.

Die bisher untersuchten Belege konnten also – wenn auch mit einer gewissen einzelsprachlichen Erweiterung – im Rahmen der objektiven Merkmale der Kriterien des Präsens- und Futurgebrauchs analysiert werden. Interessant sind aber die Beispiele, in denen wir objektiv gesehen einen gerade gegensätzlichen Fall des zu Erwarteten finden, wie in (10):

- (10) *Zum Schreiben bin ich heute nicht gekommen. Ich weiß auch nicht, aber so richtig flüssig will sich die Geschichte nicht schreiben lassen. Dabei ist schon so gut wie fertig in meinem Hirn. Ich glaube, muss nur wieder anfangen. Hoffentlich **komme** ich morgen **dazu** {13}. So, jetzt **werde** ich mir noch nen Joghurt und selbst gemachtes Popkorn **rein ziehen** {14} und die Couch **belagern** {15}.*

In diesem Beispiel werden die unmittelbar bevorstehenden Ereignisse {14} und {15}, die vom Sprecher selbst planbar und kontrollierbar sind und demzufolge mit hoher Wahrscheinlichkeit realisiert werden, im Futur kodiert, während das (im Vergleich zu {14} und {15}) weiter entfernt liegende Ereignis {13}, das teilweise außer der Kontrolle des Sprechers steht und dadurch nur vermutet (bzw. gehofft) werden kann, im Präsens steht. Man würde auf den temporalen, aspektuellen und modalen Ebenen eine gegensätzliche Tempussetzung erwarten. Di Meola (2006: 131f.) macht aber darauf aufmerksam, dass man eine objektive bzw. eine subjektive Perspektive in den Nähe- bzw. Distanzkonzeptualisierungen in Betracht ziehen muss: „Subjektiv gesehen kann der Sprecher [...] eigene Akzente setzen. [...] So kann als ‚nah‘ dargestellt werden, was objektiv fern ist – und als ‚fern‘, was objektiv nah ist.“ Die Annahme über die subjektive Perspektivensetzung kann für den Tempusgebrauch in (10) eine Erklärung bieten: In {13} wird die Gegenwärtigkeit des Plans vom Standpunkt des Jetzt hervorgehoben. Die Möglichkeit der Realisierung des Ereignisses (des Schreibens) wird vom Sprecher als besonders nah empfunden, in Anbetracht dessen, dass er seit langem nicht dazu gekommen ist. Demgegenüber liegt bei der Realisierung der Ereignisse in

{14} und {15} ein Bruch im Vergleich zum aktuellen Zustand des Sprechers vor. Der Vorgang des Schreibens wird abgebrochen und er fängt mit neuen Handlungen an, was höchstwahrscheinlich subjektiv gesehen zum Distanzbereich gehört.

Die subjektive Perspektivensetzung bedeutet aber nicht unbedingt eine vollkommene „individuelle Sprecherfreiheit“ (Di Meola 2006: 133), sondern fördert ein tendenzielles Verwendungsmerkmal der analytischen Futurkonstruktionen, das sich im Deutschen und Ungarischen als unterschiedlich erweist. Generell lässt sich feststellen, dass im Deutschen *werden* + Infinitiv in Vorhersagen, die durch fehlende Planbarkeit und Kontrollierbarkeit gekennzeichnet sind und bei denen „sich das Zutreffen der Prognose erst in Zukunft wird herausstellen können“ (Di Meola 2006: 127), überdurchschnittlich häufig gebraucht wird (vgl. Beispiel (3), hier wiederholt als (11):

- (11) *Aber ein Jahr ist eine lange Zeit. Und ich kenne Torben jetzt seit April und weiß das er ein Weiberheld ist, und ich weiß das er in meiner Abwesenheit andere Frauen **haben wird**.*

In diesen Fällen sind die Gegebenheiten auf der modalen Ebene entscheidend, auch wenn die Prognose nicht unbedingt die entfernte Zukunft betrifft:

- (12) *Wo es so regnet – hat gerade angefangen - muss ich an meinen Schatz denken. Christin ist nach der Arbeit Laufen gegangen. Zweimal die Woche geht sie zu einer Laufgruppe. Einmal oder zweimal läuft sie alleine. Jetzt **wird** sie wieder pitsche Nass und durchgefrohren nach Hause **kommen**.*

Im Ungarischen wird dagegen *fog* + Infinitiv prototypischerweise dann eingesetzt, wenn die Absicht des Sprechers über die zukünftigen Veränderungen betont werden soll:

- (13) *Vége vége - egy időre - a éjszakai tanulásoknak. Jiiiippppíííí! Tegnap volt az utolsó vizsga. Már az egyik csoportársam is mondta, hogy sápadt vagyok és nagyon vacakul nézek ki. Hát istenem! Mégsem nézhetek ki csodásan, ha hullának érzem magam. A gond csak ott van, hogy aludni sem tudok, majd pár nap múlva ... talán... Addig meg zombiként elleszek... Mindenesetre ma **dőzsölni fogok**. Hm... irány a Móricz Zs. körtér... ott van egy húsbolt, ahol lehet kapni nagyon finom sült kolbászt és hurkát... Hmmmm.... huuuurkaaa.... Sook, fini hurkát **fogok enni**. Mert ez nekem ma jár.*  
*'Endlich, endlich – für eine Zeit lang - fertig mit der Lernerei in der Nacht. Jupp! Gestern war die letzte Prüfung. Auch ein Kommilitone von mir hat mir schon gesagt, dass ich blass bin und sehr schlecht aussehe. Mein Gott! ich kann doch nicht fabelhaft aussehen, wenn ich totmüde bin. Das Problem ist nur, dass ich jetzt nicht schlafen kann, nur in ein paar Tagen... vielleicht...solange bin ich wie ein Zombie. heute **werde** ich auf jeden Fall*

mal **schlemmen**. Hm... ab geht's zum Móricz Zs. Platz...dort gibt es eine Fleischerei, wo man richtig gute gebratene Wurst und Blutwurst bekommt... hmmm... Bluuutwurst... ich **werde** viele leckere Würste **essen**. Weil ich es mir heute verdient hab.'

Beide Ereignisse, die in (13) von *fog* + Infinitiv bezeichnet werden, beziehen sich auf den Zeitraum der unmittelbaren Zukunft, sind vom Schreiber selber geplant und werden deshalb höchstwahrscheinlich ohne Hindernis durchgeführt. Bedenkt man andererseits, dass die bezeichneten Ereignisse gar nicht im Zusammenhang mit der gegenwärtigen (bisherigen) Tätigkeit des Schreibers stehen, sondern tiefgreifende Veränderungen im Vergleich zur Gegenwart bedeuten, so kann dafür argumentiert werden, dass trotz zahlreicher objektiver Nähemerkmale subjektiv die Veränderung, die fehlende Kontinuität betont wird. Es ist bemerkenswert, dass *fog* + Infinitiv im Ungarischen häufig für die Bezeichnung sicherer, planbarer, vom Sprecher kontrollierbarer Ereignisse in der nahen oder entfernteren Zukunft gewählt wird:

(14) *Most ezt a cipőt fogom felvenni, mert minden másban lefagy a lábacsám.*  
'Jetzt **werde** ich diese Schuhe **anziehen**, denn in allen anderen friere ich an den Füßen.'

(15) *...es ha eddig tetovaztam, most mar biztos, hogy jelszot fogok hasznalni a jovoben.*  
'...und wenn ich auch bis jetzt überlegt habe, ist schon sicher, dass ich in der Zukunft ein Passwort **verwenden werde**.'

In den Beispielen (14) und (15) wird „Absicht, Einsatzbereitschaft und Entschiedenheit“ (Di Meola 2006: 126) des Sprechers betont. Durch die Wahl von *fog* + Infinitiv impliziert der Sprecher, dass er trotz der objektiven Nähe auf der modalen (oder auch auf der temporalen) Ebene subjektiv die Perspektive der Distanz aufnimmt, um damit die Zukünftigkeit der Realisierung des Planes hervorzuheben.

## 5. Zusammenfassung

Ziel der Untersuchung war, den Gebrauch des Präsens und des analytischen Futurs zur Bezeichnung zukünftiger Ereignisse anhand der Methode von Di Meola (2006) zu interpretieren, in der die beiden Tempora zwei verschiedenen Perspektiven, den Nähe- und Distanzkonzepten zugeordnet werden. Wie gezeigt, ist die Tempuswahl in den meisten Fällen hochgradig motiviert und entweder aufgrund der objektiven oder der subjektiven Nähe- bzw. Distanzperspektive

erklärbar. Jedoch ist die Willkürlichkeit in der Tempusverwendung nicht völlig auszuschließen.

Die größte Aufmerksamkeit sollte der kommunikativ-situativen Ebene gewidmet werden, die den Tempusgebrauch im Text grundlegend bestimmt und aus der Konzeptionalität der Äußerungen abgeleitet werden kann. Die Merkmale der Tempusverwendung hängen stark mit der konzeptionellen Mündlichkeit der analysierten Äußerungen zusammen.

Außerdem sollten bestimmte einzelsprachliche Hervorhebungen in der Perspektivierung in Betracht gezogen werden. Im Deutschen spielt die modale Ebene eine besondere Rolle, da die Tempuswahl durch die Merkmale der Distanzperspektive auf der modalen Ebene stark geprägt ist. Im Ungarischen soll der Fall in die Diskussion einbezogen werden, wenn Präsens mit *majd* steht, da die Verwendung von *majd* trotz Präsensverwendung die Distanzperspektive impliziert. Weiterhin ist zu beachten, dass die Verwendung von *fog* + Infinitiv oft durch die Möglichkeit der subjektiven Betonung der Entschiedenheit des Sprechers über die zukünftigen Veränderungen erklärbar ist.

## 6. Literatur

- Abraham, Werner (1989): Futur-Typologie in den germanischen Sprachen. In: Abraham, Werner/Janssen, Theo (Hrsg.): *Tempus – Aspekt – Modus. Die lexikalischen und grammatischen Formen in den germanischen Sprachen.* Tübingen: Niemeyer, S. 345–389.
- Brons-Albert, Ruth (1982): *Die Bezeichnung von Zukünftigem in der gesprochenen deutschen Standardsprache.* Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Grammatik 17).
- Di Meola, Claudio (2006): Präsens versus Futur I: Nähe und Distanz bei der Versprachlichung zukünftigen Geschehens. In: *Muttersprache* 2, S. 122–141.
- Di Meola, Claudio (2010): *Tempora im Text: Die Zukunftstempora Präsens und Futur I in wissenschaftlicher und didaktischer Perspektive.* In: Foschi Albert, Marina/Hepp, Marianne/Neuland, Eva/Dalmas, Martine (Hg.): *Text und Stil im Kulturvergleich.* München, S. 29–46.
- Di Meola, Claudio (2013): *Die Versprachlichung von Zukünftigkeit durch Präsens und Futur I. Eine ebenenübergreifende Untersuchung samt kontrastivem Ausblick auf das Italienische.* Tübingen: Stauffenburg.
- Diewald, Gabriele (2005): *werden & Infinitiv – Versuch einer Zwischenbilanz nebst Ausblick.* In: *Deutsch als Fremdsprache* 42, S. 23–32.
- Eichinger, Ludwig M. (1995): „O tempora, (o modi)! Synthetische und analytische Tempusformen in der deutschen Gegenwartssprache.“ In: Eugène Faucher/René Métrich/Marcel Vuillaume (Hg.): *Signangs und Signatum.* Auf

- dem Weg zu einer semantischen Grammatik. Festschrift für Paul Valentin zum 60. Geburtstag. Tübingen: Narr, S. 105–119.
- Fritz, Thomas (2000): Wahr-Sagen. Futur, Modalität und Sprecherbezug im Deutschen. Hamburg: Buske.
- Gelhaus, Hermann (1975): Das Futur in ausgewählten Texten der geschriebenen deutschen Sprache der Gegenwart. München: Hueber (= Heutiges Deutsch 5).
- Hacke, Marion (2009): Funktion und Bedeutung von *werden* + Infinitiv im Vergleich zum futurischen Präsens. Heidelberg: Winter.
- Itayama, Mayumi (1993): *Werden* – modaler als die Modalverben! In: Deutsch als Fremdsprache 30, S. 233–237.
- Kálmán, Béla (1972): A jövő idő nyelvi kifejezése a magyarban. In: Magyar Nyelvőr 96, S. 393–404.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, S. 15–43.
- László, Sarolta (1970): A német igeidőrendszer összehasonlítása a magyar igeidőrendszerrel. Dissertationsarbeit, Budapest: Eötvös Loránd Universität.
- Latzel, Sigbert (2004): Der Tempusgebrauch in deutschen Dramen und Hörspielen. München: Iudicium.
- Leiss, Elisabeth (1992): Die Verbalkategorien im Deutschen: ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung. Berlin/New York: de Gruyter (= Studia linguistica Germanica 31).
- Matzel, Klaus/Ulvestad, Bjarne (1982): Futur I und futurisches Präsens. In: Sprachwissenschaft 7, S. 282–328.
- Myrkin, Viktor (1995): Zum System und Modell der deutschen Verbtempora. In: Deutsch als Fremdsprache 32, S. 215–218.
- Progr@mm: <http://hypermedia.ids-mannheim.de/programm/> (gesehen am 05.09.2015).
- Ruzsiczky, Éva (1955): A fog igével körülírt jövő idő kérdéséhez. In: Magyar Nyelv 51/2, S. 233–239.
- Saltveit, Laurits (1960): Besitzt die deutsche Sprache ein Futur? In: Der Deutschunterricht 12, S. 46–65.
- Thieroff, Rolf (1992): Das finite Verb im Deutschen. Tempus – Modus – Distanz. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Grammatik 40).
- Uzonyi, Pál (1996): Rendszeres német nyelvtan. Budapest: Aula.

- Vater, Heinz (1975): *Werden* als Modalverb. In: Calbert, Joseph/Vater, Heinz (Hg.): *Aspekte der Modalität*. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Grammatik 1), S. 71–148.
- Vater, Heinz (1994): *Einführung in die Zeit-Linguistik*. Hürth: Gabel (= Kölner linguistische Arbeiten in Germanistik 25).
- Vater, Heinz (1997): *Hat das Deutsche Futurtempora?* In: Vater, Heinz (Hg.): *Zu Tempus und Modus im Deutschen*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, S. 53–69.
- Weinrich, Harald (2005): *Textgrammatik der deutschen Sprache*; 3. revidierte Auflage. Hildesheim/Zürich/New York: Olms.
- Welke, Klaus (2005): *Tempus im Deutschen*. Berlin/New York: de Gruyter.

# EREIGNISBEZOGENE METONYMISCHE EPONYME IM SPRACHVERGLEICH

Rita Brdar-Szabó

## 1. Einleitung

Ausgangspunkt für meine Überlegungen ist die Frage nach der Universalität der Metonymie. Diese Frage wurde explizit erstmals von Klaus-Uwe Panther und Linda Thornburg gestellt, als sie 2001 im Rahmen der 7. Internationalen Konferenz über Kognitive Linguistik<sup>1</sup> eine thematische Sektion mit dem folgenden Titel organisierten: *How Universal are Conceptual Metonymies? A Cross-Linguistic Comparison.*<sup>2</sup> Vergegenwärtigt man sich Äußerungen wie diejenigen unter (1–3), so neigt man dazu, der These von der Allgegenwärtigkeit der Metonymie voll zuzustimmen, zumal man bei der Ermittlung entsprechender interlingualer Äquivalente keine Probleme zu haben scheint.

- (1) Im Deutschunterricht lesen wir gerade **Dürrenmatt**.
- (2) **Karlsruhe** entscheidet über Wahlrecht für Babys.
- (3) **Afrika** fiebert mit Spannung dem Papst entgegen.

In (1) handelt es sich um eine AUTOR-FÜR-WERK-Metonymie, in (2) um eine ORT-FÜR-INSTITUTION- und in (3) um eine ORT-FÜR-PERSONEN-Metonymie. Ihre Übersetzung bereitet im allgemeinen keine Schwierigkeiten, und analoge Beispiele lassen sich in verschiedenen Sprachen auch mühelos finden. Von kulturspezifischen Besonderheiten abgesehen, die die Verfügbarkeit bzw. Interpretierbarkeit<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Die Konferenz fand zwischen dem 22. und 27. Juli 2001 an der Universität von California, Santa Barbara statt.

<sup>2</sup> Die in dieser thematischen Sektion präsentierten Vorträge wurden in einem speziellen Themenheft der Zeitschrift *Jezikoslovlje* veröffentlicht. Vgl. dazu Panther/Thornburg (2003).

<sup>3</sup> Beleg (2) kann nur dann angemessen interpretiert werden, wenn man weiß, dass der Bundesgerichtshof in Karlsruhe seinen Sitz hat.

bestimmter Metonymien in einer Sprach- und Diskursgemeinschaft beeinflussen, scheint es keine weiteren speziellen Einschränkungen oder Abweichungen im Metonymie-Gebrauch zu geben. Betrachtet man die unter (4–5) angeführten Beispiele, so wird man im Universalitätsglauben noch mehr verstärkt.

(4) *Sandwich/sandwich/szendvics/sendvič*

(5) *Silhouette/silhouette/sziluett/silueta*

Es handelt sich dabei in beiden Reihen um lexikalisierte ERFINDER-FÜR-ERFINDUNG-Metonymien, die den Übergang von Eigennamen zu Gattungsnamen veranschaulichen, wobei die Namen *Sandwich* bzw. *Silhouette* die entsprechenden Personen überlebt haben und ihnen im Deutschen, Englischen, Ungarischen und Kroatischen zu einer verborgenen Unsterblichkeit verholfen haben. Während der Gebrauch der betreffenden Gattungsnamen in zahlreichen Sprachen weit verbreitet ist, weiß man nicht unbedingt, dass *der 4. Earl of Sandwich* belegte Brote als Fast food für den Kartentisch, *Marquis Étienne de Silhouette* dafür billige Schemenschnitte anstelle von teuren Ölgemälden auf seinen Schlössern eingeführt hat. Die internationale Karriere entlehnter Eigennamen lässt zwar viele mehr oder weniger subtile Unterschiede in ihrer orthographischen, phonetischen, morphologischen, semantischen, pragmatischen und kulturellen Integration sowie in ihrer Wortbildungsaktivität erkennen. Das alles ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass die einschlägigen Metonymien in übereinzelsprachlicher Hinsicht weit verbreitet zu sein scheinen. Diese Behauptung gilt jedoch nicht generell für alle Verwendungsweisen von Eigennamen. Englische Ausdrücke vom Typ *do a Napoleon*, *do a Putin* lassen sich nämlich nicht ohne weiteres in andere Sprachen übersetzen, es lassen sich keine angemessenen wortwörtlichen Äquivalente ermitteln.

Rapp und Gerrig (1999: 612) sprechen bei Ausdrücken wie *doing an Elvis* oder *doing a Dylan* von „eponymous verb phrases, phrases based on salient acts of the eponyms.“ und ordnen diese zu den kontextuell bedingt variablen Ausdrücken, die im englischen Original in Anlehnung an E.V. Clark/H.H. Clark (1979) als „contextual expressions“ bezeichnet werden und wie folgt definiert werden: „[...] contextual expressions can take on an unlimited number of senses in an unlimited number of discourse contexts.“ (Vgl. Rapp/Gerrig 1999: 612). Es wird am Beispiel des Ausdrucks *doing a Dylan* gezeigt, wie flexibel die Sinnkonstruktion abläuft, zumal dieser in entsprechenden Kontexten unter anderem 'Mundharmonika spielen', 'Grammy gewinnen in einem vorgerückten Alter' sowie 'von einer akustischen zu einer elektrischen Gitarre wechseln' bedeuten kann, wobei die Palette der Möglichkeiten keineswegs ausgeschöpft ist. Die prinzipiell uneingeschränkte Ambiguität dieses Ausdruckstyps kann weder im Deutschen noch im Ungarischen noch im Kroatischen oder in anderen slawischen Sprachen wiedergegeben werden. Was die Situation in diesen Vergleichssprachen anbetrifft, so ist dafür kennzeichnend, dass dieses Ausdrucksmuster sowohl in Grammatiken als

auch in Wörterbüchern unerwähnt bleibt. Rapp und Gerrig (1999) machen als erste auf diesen Ausdruckstyp im Englischen aufmerksam. Der Schwerpunkt liegt bei ihnen im psycholinguistischen Bereich, wobei mit experimentellen Methoden vor allem die Unterschiede zwischen der kreativen Erzeugung neuer Bedeutungen und der Disambiguierung polysemer Ausdrücke herausgearbeitet werden. In diesem Beitrag wird ein anderer Aspekt des Phänomens aufgegriffen. Ich werde hier dafür argumentieren, dass Ausdrücke wie *do a Dylan* ereignisbezogene metonymische Eponym-Konstruktionen sind. Ausgangspunkt für meine Überlegungen ist die Beobachtung, dass sich das Englische hinsichtlich der Verfügbarkeit dieser metonymischen Konstruktion von den drei Vergleichssprachen deutlich abhebt, zumal sich in diesen im allgemeinen standardsprachlichen Diskurs keine konstruktionell konstanten Äquivalente ermitteln lassen. In dieser Arbeit setze ich mir zum Ziel, diese Beobachtung empirisch und argumentativ zu untermauern und anhand der Analyse der einschlägigen Faktenlage methodologisch abgesichert nachzuweisen, dass es signifikante interlinguale Unterschiede in der Nutzung ereignisbezogener Metonymien gibt. Ich werde dabei wie folgt vorgehen: In Abschnitt 2 soll das terminologisch-konzeptuelle Fundament für die Analyse gelegt werden. In Abschnitt 3 sollen die einschlägigen kontrastiven Fakten dargestellt und diskutiert werden, um dann schließlich in Abschnitt 4 das Problem aufzugreifen, wie die interlingualen Kontraste, die sich zwischen Englisch auf der einen Seite und Deutsch, Ungarisch und Kroatisch auf der anderen Seite abzeichnen, motiviert werden können.

## 2. Das terminologisch-konzeptuelle Fundament der Analyse

In diesem Abschnitt werden die für die Analyse zentralen drei Begriffe, und zwar Metonymie, Eponym und Konstruktion definiert werden.

Die Metonymie wird im Rahmen kognitiv-linguistischer Modelle hinsichtlich bestimmter Merkmale gegenwärtig kontrovers diskutiert. Da es mir hier nicht vorrangig auf das Definitionsproblem ankommt, stütze ich mich deshalb auf ein möglichst konsensfähiges Fundament und wähle als Ausgangspunkt die von Kövecses und Radden vorgeschlagene Arbeitsdefinition: „Metonymy is a cognitive process in which one conceptual entity, the vehicle, provides mental access to an other conceptual entity, the target, within the same idealized cognitive model“ (Radden/Kövecses 1999: 21). Diese allgemeine Definition der konzeptuellen Metonymie erfordert eine Feindifferenzierung der Typen metonymischer Übertragung und die Herausstellung der Prinzipien, durch die die Wahl der bevorzugten Ausgangsgröße oder Quelle gesteuert wird. Von Kövecses und Radden werden in diesem Zusammenhang diverse kognitive und kommunikative Faktoren diskutiert, die den Prozess der metonymischen Referenzübertragung beeinflussen können. Da mein Hauptinteresse in diesem Beitrag der empirischen Überprüfung sprach- und kulturspezifischer Präferenzen bei der Nutzung eines bestimmten

Typs der konzeptuellen Metonymie gilt, werde ich jetzt meinen Untersuchungsgegenstand auch innerhalb der gängigen Klassifizierungs- und Typologisierungsversuche präziser einordnen.

Die Typologie von Kövecses und Radden orientiert sich an der genauen Art der innerhalb eines bestimmten ICM beobachtbaren metonymischen Übertragung. Es werden dabei auf einer allgemeinen Ebene folgende Übertragungstypen gegeneinander abgehoben: (1) ganze ICMs und ihr(e) Teil(e), wobei Teil-fürs-Ganze- und Ganzes-für-Teil-Metonymien möglich sind und (2) Teile eines ICMs, wobei ein Teil für einen anderen Teil desselben ICMs stehen kann. Es ergeben sich dabei also insgesamt drei grundlegende Typen der metonymischen Übertragung. Die in diesem Beitrag untersuchten Metonymien lassen sich nach dem Klassifizierungssystem von Kövecses und Radden zu Typ 2 zuordnen: ein Teil eines ICMs kann dabei für einen anderen Teil desselben ICMs stehen. In unseren Fällen werden Personen für Ereignisse gesetzt, die innerhalb desselben ICMs besonders relevant bzw. salient sind. Es ergeben sich dabei PERSON-FÜR-EREIGNIS-Metonymien.

Eponyme sollen in Anlehnung an Brdar-Szabó/Brdar (2014: 5) als „labels based or derived from proper names“ definiert werden. Diese Arbeitsdefinition umfasst Bezeichnungen, die auf Eigennamen zurückgehen oder von Eigennamen abgeleitet sind. Sie stützt sich zum Teil auf die in Kytzler, DUW und DFW gelieferte Definition, wonach ein Eponym eine „Gattungsbezeichnung, die auf einen Personennamen zurückgeht“ meint, sie geht aber deutlich über diese hinaus, zumal hier eine Präzisierung des Begriffs vorgenommen wird. Eponym und Eponymos werden demnach im Sinne der deutschen lexikographischen Tradition gegeneinander abgegrenzt, wobei Eponymos wie folgt definiert wird: „jmd., nach dem etwas benannt wird (in der Antike z.B. der Stadtgründer, dessen Namen die Stadt erhielt, od. der Archon, nach dem das laufende Jahr benannt wurde“ (Vgl. DFW). Entsprechende Komposita gelten nach dieser Auffassung ebenfalls als Eponyme. Vgl. dazu etwa *Bergmann-Handgriff*<sup>4</sup> und *Max-Lange-Angriff*<sup>5</sup>.

Ich bin mir dessen andererseits vollkommen bewusst, dass die Definition des Eponyms nicht nur Unterschiede in der orthographischen, phonetischen, morphologischen, semantischen, pragmatischen und kulturellen Integration sowie im Wortbildungspotential der betreffenden Bezeichnungen, sondern auch ihre Strukturtypen mitberücksichtigen sollte. In diesem Beitrag können jedoch diese Probleme nicht weiter vertieft werden, hier soll vor allem der Übergang zwischen

<sup>4</sup> Dieser Eingriff wurde nach dem deutschen Chirurgen Ernst Bergmann benannt. Nach dem WmF geht es dabei um „Vorziehen des während einer Narkose zurückgesunkenen Kehlkopfdeckels mithilfe des Zeigefingers.“

<sup>5</sup> Diese Gambit-Eröffnung wurde nach dem Verleger und Schachmeister Max Lange benannt und „ist bis heute in allen thematischen Theoriebüchern zu finden. Er [= der Max-Lange-Angriff] entsteht durch die Zugfolge 1. e2-e4 e7-e5 2.Sg1-f3 Sb8-c6 3.Lf1-c4 Sg8-f6 4.d2-d4 e5xd4 5.0-0 Lf8-c5 6. e4e5.“ [<https://de.wikipedia.org/wiki/Max-Lange-Angriff>] (Abruf: 8.12.2015).

Eigennamen und Appellativa in Bezug auf Zählbarkeit, Pluralfähigkeit und Gebrauch von Determinierern betont werden.

Eine nach syntaktischen Kriterien vorgenommene Klassifizierung der Eponyme unterscheidet folgende Strukturtypen: Syntaktische Konstruktionen (*Avogadros Gesetz/das Gesetz von Avogadro/das Avogadrosche Gesetz*), in syntaktische Konstruktionen eingebettete Wortbildungskonstruktionen (*cushingoides Aussehen, freudianische Analyse*), Wortbildungskonstruktionen (*Avogadro-Gesetz, Semmelweis-Reflex, lynchen, boykottieren, Bachianer, Freudianer, Freudianerin*), elliptische eponymische Konstruktionen (*Apgar/Apgar-Test, Apgar-Score, Apgar-Wert, Apgar-Bewertung*) sowie pure Nomina/Simplizia (*Boycott, Cicero, Guillotine, Hooligan, Leotard, Sandwich, Silhouette, Zeppelin*).

Die elliptischen, reduzierten bzw. strukturell einfachen Eponyme lassen sich als prototypische Metonymien einordnen.

Im Rahmen der nach semantischen Kriterien vorgenommenen Klassifizierung lassen sich folgende Typen von Eigennamen als Quellen für Eponyme ermitteln: Personennamen (*Cardigan, Quisling, Xanthippe*), Ortsnamen (*Camambert, Cognac/Kognak, Madeira*) und Markennamen (*Hansaplast, Tesafilm, Labello*).

Als mögliche Zielgrößen von Eponymen können Typen von Menschen, Orte, Tiere, Pflanzen, Artefakte, abstrakte Konzepte und Ereignisse vorkommen.

Da der Begriff der Konstruktion in diesem Beitrag nicht im intuitiv-traditionellen Sinne verwendet wird, soll schließlich auch noch dieser definiert werden. Hinsichtlich der Definition der Konstruktion (engl. „construction“) gibt es gegenwärtig keinen Konsens in der Kognitiven Linguistik, gemeinsam ist allerdings der Versuch, sich sowohl von traditionellen und als auch von generativen Konzeptionen zu distanzieren, zumal die ersteren als viel zu vage, die letzteren dagegen als Ignoranten angesehen werden, da das Konzept der Konstruktion keinen theoretischen Status zuerkannt bekommt und eine rein epiphenomänale Behandlung erfährt. In der Kognitiven Linguistik kommt dagegen dem Konzept der Konstruktion eine zentrale Bedeutung in der Theoriebildung zu. Im Folgenden sei nur die konstruktionsgrammatische Standardversion der Definition angeführt, die von Adele Goldberg in ihrer bahnbrechenden Monographie über Argumentstruktur-Konstruktionen vorgelegt wurde: „C is a CONSTRUCTION iff<sub>def</sub> C is a form-meaning pair  $\langle F_i, S_i \rangle$  such that some aspect of  $F_i$  or some aspect of  $S_i$  is not strictly predictable from C's component parts or from other previously established constructions.“ (Goldberg 1995: 4) Aus dieser Sicht gibt es zwischen Konstruktionen und Idiomen nur graduelle Unterschiede, die durch die Produktivität der Kombination und durch die Schematizitätsstufe bedingt sind, auf der die Spezifizierung eines Ausdrucks erfolgt. Grammatische Konstruktionen sind demnach geordnete Form-Bedeutung-Zuordnungen. Diese Auffassung impliziert die Annahme einer Konstruktionsbedeutung, hinsichtlich der genauen Natur der Konstruktionsbedeutung konnte bisher jedoch noch kein Konsens erzielt werden. Was die genaue Beschaffenheit der Motivation und Kompositionalität von Konstruktionen anbelangt, da gehen die Meinungen gegenwärtig auch stark

auseinander. Divergierende Ansätze lassen sich jedoch alle auf den gemeinsamen Nenner zurückführen, dass die traditionell als Idiome und als syntaktische Fügungen klassifizierten Ausdrücke sich entlang eines Kontinuums von Konstruktionen im Sinne von Form-Bedeutungs-Paaren einordnen lassen, bei denen sich der Goldbergschen Definition gemäß, bestimmte formale oder semantische Aspekte ermitteln lassen, die aufgrund der konstitutiven Teile der entsprechenden Konstruktion oder aufgrund anderer bereits angenommener Konstruktionen nicht strikt voraussagbar sind, und die hinsichtlich folgender Eigenschaften untereinander nur graduelle Unterschiede aufweisen: Konventionalisiertheit, kognitive Verankerung, type- bzw. token-Frequenzen, Schematisiertheit, Fixiertheit, Produktivität, Kompositionalität und Motiviertheit. Ich werde mich des Weiteren auf [Eponym + Verb]-Konstruktionen im Sinne der Konstruktionsgrammatik konzentrieren.

### 3. Sprach- und Diskursvergleich: Die kontrastiven Fakten

Gegenstand der kontrastiven Analyse sind Konstruktionen, die aus einer eponymischen Nominalphrase und einem „light verb“<sup>6</sup> bestehen, wobei die eponymische NP metonymisch ein Ereignis bezeichnet und als Objekt des Verbs fungiert. Vgl. dazu folgende Beispiele:

- (6) One more day of that and I **would have** gone to the train station and **done an Anna Karenina** myself.
- (7) As Jennifer Lopez **did an Angelina Jolie** and whipped her leg out at the Grammy Awards in a thigh split dress, we take a look at some of the [...] women in H.

Eponyme und EVKs kommen im Englischen auch in der Alltagssprache vor, die meisten werden jedoch in spezielleren Diskurstypen verwendet, insbesondere in der Fachsprache der Medizin und des Sports:

- (8) In another study, patients were taught **how to do the Epley** themselves, and did it 3 times daily [...].
- (9) I also started **to do Tsukahara** on the floor, but I was told to practice the twist into the pit before I try it on the vault.

Folgende Hypothesen dienten mir als Ausgangspunkt für die kontrastive Analyse: Die Verfügbarkeit und Produktivität der EVKs korreliert einerseits

<sup>6</sup> Der Terminus „light verb“ wurde von Jespersen (1942) eingeführt.

mit strukturellen Besonderheiten des grammatischen Systems der untersuchten Sprachen (insbesondere mit der Verfügbarkeit definiter und indefiniter Artikel und von „light verbs“ bzw. Funktionsverben), andererseits mit Produktivität und tolerierter Komplexität metonymischer Prozesse in der jeweiligen Sprache. Nach meinen Erwartungen war im Englischen eine höhere Frequenz von EVKs zu erwarten als im Deutschen, Kroatischen und Ungarischen.

Im Folgenden seien einige Beispiele für englische metonymische EVKs aus dem medizinischen Fachdiskurs angeführt:

- (10) In 1947 you basically **did a Billroth II**, you surgically remove half the stomach, and that created a dumping syndrome [...]
- (11) What other [...] surgeon in the country **will do the Billroth II** for weight loss?
- (12) **The Billroth II was done** quite a bit until lately for ulcer patients. **It's still being done** for post gastric cancer patients.
- (13) The intussusception was reduced and a **Billroth II was done**.

Im Deutschen lassen sich in der allgemeinen Standardsprache keine metonymischen EVKs als Entsprechungen finden. Im medizinischen Fachdiskurs lassen sich zwar auch im Deutschen eponymische Konstruktionen belegen, bis auf einen einzigen Beleg geht es dabei jedoch nicht um reduzierte, d.h. metonymische Konstruktionen, sondern um vollständig ausgebaute Beispiele mit Komposita und/oder Vollverben. Im „Wörterbuch medizinischer Fachbegriffe“ findet sich das Kompositum als Lemma, erst im Laufe weiterer Erklärungen kommt es zur Verwendung reduzierter Eponyme:

- (14) **„Billroth-Operation:** Operationsmethode bei ↑ Resektion des Magens; man unterscheidet zwischen der Methode Billroth I und Billroth II. Billroth I: operative Entfernung des erkrankten Pylorusabschnittes und direkte Einpflanzung des Duodenalstumpfes. Billroth II: Resektion des erkrankten Pylorusabschnittes und blinder Verschluss der Magenresektionsstelle; dann Herstellung einer Verbindung zwischen Magen u. Darm durch Enterostomie.“ (DWmF, S. 716)

Im Deutschen ließ sich nur ein einziger Beleg für die reduzierte metonymische NP in einer EVK finden, und zwar in einem nur bruchstückhaft zugänglichen Fachbuch für Chirurgen aus dem Jahr 1931:

- (15) [...] muß **Billroth II gemacht werden**, dann nur mit langer. Schlinge; Verf. bevorzugt die Modifikation der Polya-Methode (1931, nur bruchstückhaft zugänglich)

Der nächste Beleg gehört nur scheinbar hierher, durch die Koordination bedingt geht es hier um eine Konstituente einer NP mit einem expliziten Kopf:

- (16) [...] daß er bei ihm **eine Resectio ventriculi und Billroth II gemacht habe**.

Im Deutschen lassen sich sonst auf gebrauchsbasierter Basis nur nicht-reduzierte NPs als Äquivalente belegen, entweder mit einem „light verb“ oder mit einem Vollverb:

- (17) Bei einer 68jährigen Patientin **wurde** wegen Ulcus pylori **eine Magenresektion (BILLROTH II) gemacht**.

- (18) [...] **wird** [...] **eine Zweidrittel-Resektion nach Billroth I oder Billroth II durchgeführt**.

Die Verteilung der entsprechenden Fakten im Ungarischen weist eine große Ähnlichkeit mit der Faktenlage im Deutschen auf, zumal sich im Ungarischen auch nur nicht-reduzierte NPs finden lassen, entweder mit einem „light verb“ oder mit einem Vollverb, reduzierte, d.h. metonymische Eponyme lassen sich im Ungarischen kein einziges Mal belegen.

- (19) **Billroth II szerinti gyomorresectiót végeztek**.

- (20) Nagymamámnál gyomorrákot találtak, és **Billroth II műtéte volt** 1981-ben.

- (21) **Billroth-II. típusú, acélszálas gyomorműtétem volt**.

- (22) Március 21-én **volt egy Billroth II. műtétem**, ami nagyon nehezen gyógyul.

- (23) **Billroth II. műtétem volt**, gyomortükrözés elég régen [...]

- (24) **Billroth-II-es y roux műtét volt**; [...]

- (25) Tavaly **Billroth-II-es Roux y műtéten estem át**.

Im Ung.-en lassen sich folgende nicht-reduzierte NP-s mehrfach belegen: *Billroth II. műtét*, *Billroth II. eljárás*, *Billroth I resectio*; *ez a Billroth-II néven ismeretes operáció*; *Billroth II típusú műtét*; *a Billroth-féle csonkolási módszer*; *Billroth-műtétek*.

Die Faktenlage im Kroatischen weist in der Hinsicht eine Ähnlichkeit mit der im Deutschen und Ungarischen auf, dass reduzierte bzw. metonymische Eponyme auch hier nicht vorkommen, und dass die Kombination von metonymischen Eponymen und „light verbs“ ausgeschlossen ist. Es gibt aber auch Unterschiede im Vergleich zur Situation im Deutschen und Ungarischen, und zwar die Folgenden: Im Kroatischen gibt es im Allgemeinen keine Nominalkomposita, so auch keine mit eponymischen Konstituenten. Die andere Abweichung besteht darin, dass hier die Vielfalt der eponymischen Konstruktionen stärker eingeschränkt ist als im Ungarischen und Deutschen. Vgl. dazu die Beispiele unter (26–28):

(26) **Imat ću operaciju tipa Billroth I.**

(27) Uradili su resekciju tipa Billroth I.

(28) **Želudačna resekcija tipa Billroth II urađena 10–20 godina ranije.**

Der deskriptive Befund der kontrastiven Analyse soll nun aus kognitiv-linguistischer Perspektive interpretiert werden. Die sprachspezifischen Unterschiede sind überraschend, wenn man die grammatischen Strukturen mitberücksichtigt. Die großen Lücken im Kroatischen und Ungarischen waren zu erwarten, zumal es in diesen Sprachen keinen grammatikalisierten indefiniten Artikel gibt; hinzu kommt noch, dass das Kroatische auch über keinen definiten Artikel verfügt. Im Deutschen sind alle strukturellen Voraussetzungen da, und „light verb“-Konstruktionen gibt es auch ziemlich häufig, aber nicht in Kombination mit Eponymen. Im Deutschen sind jedoch die sogenannten leichten Verben semantisch nicht so stark reduziert wie die prototypischen „light verbs“ im Englischen, und es kommt auch ein weiterer Unterschied hinzu: Im Deutschen gibt es eine größere Vielfalt an Verben als im Englischen. Brugman (2001) zeigt überzeugend, dass die „light verbs“ im Englischen mit den entsprechenden Vollverben durch Polysemie verknüpft sind, was jedoch für die anderen drei Vergleichssprachen nicht zutrifft. All das deutet darauf hin, dass auch andere Faktoren an der Gestaltung des Gesamtbildes mit beteiligt sein könnten, es zählen nämlich nicht nur die sprachstrukturellen Faktoren, sondern es kommen auch konzeptuelle Faktoren zum Tragen.

Der Vergleich des Englischen mit Deutsch, Kroatisch und Ungarisch zeigt, dass diese Sprachen im klaren Kontrast zum Englischen metonymie-basierte Polysemie in anderen Konstruktionen auch nicht zulassen, d.h., dass keine von diesen drei Sprachen Anhebungsstrukturen bei prädikativen Adjektiven produktiv nutzt.<sup>7</sup> Das Englische verfügt hier wiederum über einige schematische

<sup>7</sup> Es handelt sich dabei um Subjekt-zu-Subjekt-Anhebung mit *sure* und *certain* sowie um *tough*-Konstruktionen.

Elemente, die die Aktivzone spezifizieren, so z.B. über nicht-finite Sätze oder Infinitivpartikeln.<sup>8</sup>

Dieser Kontrast hat aber natürlich auch andere strukturelle Korrelate. Das Englische stützt sich in hohem Maße auf metonymische Prozesse bei der Umstrukturierung von Prädikat-Argument-Konstruktionen, um bei gleichzeitiger Beibehaltung der gleichen Form des prädikativen Ausdrucks verschiedene Perspektivierungen zu ermöglichen. Es ist bemerkenswert in diesem Zusammenhang, dass verdeckte morphologische Prozesse bei der Bildung von neuen Ausdrücken<sup>9</sup> im Englischen eine wichtige Rolle spielen, insbesondere die Konversion. Andere Sprachen können andererseits die formale Markierung von verschiedenen Anordnungen von Prädikat-Argument-Strukturen bevorzugen, indem sie in formaler Hinsicht verschiedene prädikative Ausdrücke nutzen und diese häufig durch Suffigierung bereitstellen. Das trifft natürlich insbesondere auf das Kroatische, Polnische, Russische und Ungarische zu.

Es soll außerdem die Wichtigkeit der Verfügbarkeit von bestimmten Konstruktionstypen oder ganzen Netzwerken von Konstruktionen betont werden, die der Metonymie einen günstigen Ausgangspunkt bieten. Hier soll nur die Produktivität der Infinitivkomplemente im Englischen und ihre relativ eingeschränkte Nutzung in Sprachen wie im Kroatischen und Ungarischen erwähnt werden. Eine andere ähnlicherweise wichtige Voraussetzung kann die Verfügbarkeit von askriptiven Konstruktionen bei prädikativen Adjektiven sein und insbesondere ihre Erweiterung durch Komplemente, d.h. durch Präpositionalphrasen. Das ist offensichtlich eine Art Wasserscheide für die Abgrenzung des Englischen von den slawischen Sprachen oder vom Ungarischen.

Es stellt sich nun die Frage, wodurch die festgestellten Unterschiede in der Verfügbarkeit der einzelnen Metonymie-Typen motiviert sein können. Hier könnten Unterschiede in der genauen Art der metonymischen Übertragung innerhalb des entsprechenden ICM sowie in der internen Struktur des ICM eine wichtige Rolle spielen. Thornburg und Panther (1997: 211) vertreten die Ansicht, dass die Verfügbarkeit von Sprechaktmetonymien durch folgendes Prinzip gesteuert wird: „The more a speech act component is located at the periphery of the speech act scenario, the less likely that component will be in a ‘stand-for’ (metonymic) relation to the scenario.“ Ich gehe davon aus, dass bei prädikativen Metonymien ebenfalls das gleiche oder ein ähnliches Prinzip am Werke sein könnte. Ein Blick auf ART-UND-WEISE-FÜR-HANDLUNG-Metonymien genügt, um festzustellen, dass die Art und Weise der Ausführung einer Aktivität nicht in der Nähe des Kernbereichs des entsprechenden ICM sein kann. Die Beschreibung der Art und Weise der Ausführung einer Aktivität wird ja eher als ein Adverbiale, d.h. als eine Angabe kodiert,

<sup>8</sup> Diese schematischen Elemente sind am linken Rand des o.a. tentativen Kontinuums einzuordnen.

<sup>9</sup> Viele von diesen können dann prädikativ genutzt werden.

und nicht als Komplement, ist doch das letztere tatsächlich eindeutig zentraler in Bezug auf den Kernbereich des ICM.

Gleichzeitig bin ich aber auch der Ansicht, dass die interne Struktur des ICM in diesem Zusammenhang auch eine wichtige Rolle spielt. Ich nehme dabei an, dass ICMs zwei allgemeine Typen aufweisen können, und zwar den frame-basierten und den Szenario-basierten Typ. Der erste Typ ist flach und statisch, der letztere ist dagegen dynamisch. Die in dieser Arbeit behandelten ART-UND-WEI-SE-FÜR-HANDLUNG-Metonymien gehören zu dem flachen und statischen Typ, die Beispiele für Szenario-basierte metonymische Idiome dagegen zu dem dynamischen Typ. Folgende Unterschiede sind dabei zu beobachten: Die frame-basierten und Szenario-basierten ICMs divergieren hinsichtlich der produktiven Nutzung der Metonymie. Bei den frame-basierten ICMs lassen sich in der Produktivität verschiedener Metonymie-Typen signifikante sprachspezifische Unterschiede belegen, bei den Szenario-basierten ICMs sind dagegen in der übereinzelsprachlichen Verfügbarkeit der Metonymie keine Restriktionen zu erkennen, sprachspezifische Unterschiede zeigen sich dabei lediglich in der relativen Häufigkeit bestimmter Metonymie-Typen.

Der empirische Befund der vorliegenden Arbeit steht im Einklang mit der in Brdar-Szabó/Brdar (2001) formulierten Hypothese, die die Konsequenzen der Unterscheidung von flachen frame-artigen und sequenzierten Szenario-artigen ICMs aus der Sicht einer allgemeinen Metonymie-Theorie beleuchtet. Die Hypothese soll im Folgenden im Wortlaut wiedergegeben werden.

We suggest that it could be worthwhile to check whether metonymies involving scenario-like ICM are in general cross-linguistically more readily available than those that are just frame-based. If this hypothesis should be confirmed by empirical research, this would suggest that another level may be needed in an integrated typology of metonymies, a level coming between the one distinguishing general types of mapping, and the level of more specific metonymies where distinctions are ICM- or domain-based.  
(Brdar-Szabó/Brdar 2003: 66)

Die vorliegende Arbeit sowie die gegenwärtig zur Verfügung stehenden Metonymie-bezogenen kontrastiv-typologischen Studien scheinen die o.a. Hypothese zu unterstützen und legen nahe, dass es sich lohnt, in der angedeuteten Richtung intensiv weiter zu forschen.

Betrachtet man die Ergebnisse anderer sprachvergleichender Arbeiten im Bereich der Metonymie – vgl. Panther/Thornburg (1999, 2002, 2003), Brdar/Brdar-Szabó (2003), Brdar et al. (2001), Brdar-Szabó/Brdar (2002, 2003) und Radden/Seto (2003) –, so lässt sich feststellen, dass die frame-basierten und Szenario-basierten ICM-s unter den untersuchten kognitiven und kommunikativen Domänen hinsichtlich der produktiven Nutzung der Metonymie tatsächlich divergieren: Bei den frame-basierten ICM-s lassen sich in der Produktivität verschie-

dener Metonymie-Typen signifikante sprachspezifische Unterschiede belegen, bei den Szenario-basierten ICM-s sind dagegen in der übereinzelsprachlichen Verfügbarkeit der Metonymie keine Restriktionen zu erkennen, sprachspezifische Unterschiede zeigen sich dabei lediglich in der relativen Häufigkeit bestimmter Metonymie-Typen.

Es lässt sich eine gewisse Variation im Englischen beobachten, wobei sich zwischen den beiden entgegengesetzten Polen [nicht-reduziertes Eponym + Vollverb]-Konstruktion und [metonymisches Eponym + „light verb“-]Konstruktion ein Kontinuum an partiell reduzierten Ausgleichskonstruktionen ergibt. Die sprachspezifischen Unterschiede lassen sich größtenteils darauf zurückführen, dass die PERSON-FÜR-EREIGNIS-Metonymien im Deutschen, Kroatischen und Ungarischen nicht so produktiv sind wie im Englischen. Es sind zudem die ORT-FÜR-EREIGNIS-Metonymien in diesen drei Vergleichssprachen auch stärker eingeschränkt und im Diskurs nicht so flexibel einsetzbar wie im Englischen, zumal sie in ersteren nur dann möglich sind, wenn die Zielgrößen der Metonymie für die betreffende Sprach- und Kulturgemeinschaft besonders relevant und somit für das kulturelle Gedächtnis bedeutsam sind. Wenn metonymische Ketten im Diskurs ausgebaut und elaboriert werden sollen, so lassen sie sich im Englischen viel flexibler und schneller online handhaben wie man das auch am folgenden Beispiel sehen kann:

(29) Arusha is too slow and expensive.

*Arusha* steht hier metonymisch für das Kriegstribunal, das in dieser Stadt abgehalten wurde. Im Englischen ist es ohne weiteres möglich, ein für die Leser eines Textes ganz neues Konzept gleich im ersten Anlauf, d.h. ohne eine gewisse Gewöhnungsperiode metonymisch zu verwenden.

Es kann schließlich nicht unerwähnt bleiben, dass die prototypischen Metonymien im Englischen komplexe Metonymien sind, wogegen in den drei anderen Vergleichssprachen komplexe Metonymien kaum produktiv und im Gebrauch stark eingeschränkt sind. Vgl. dazu das folgende Beispiel aus dem Englischen:

- (30) a. *the one-minute Apgar (score)* ‘method to quickly and summarily assess the health of newborn children immediately after birth’, named after Virginia Apgar, an American obstetrical anesthesiologist
- b. *Morwenna was clearly dejected until Edith asked: „Ellingham have you done **the Apgar** and other neonatal testing?“*
- c. *When I had my c/s DH was there and they gave her to him to hold once the ped had done **the Apgar**.*

Die oben nachgewiesenen sprachspezifischen Kontraste scheinen zum einen durch die unterschiedliche Produktivität bestimmter metonymischer Modelle im Englischen und in den drei anderen Vergleichssprachen und zum anderen durch eine jeweils unterschiedliche Toleranzschwelle in Bezug auf die Komplexität metonymischer Ketten motiviert zu sein. Das alles unterstützt die Annahme, dass das übereinzelsprachliche Verteilungsmuster der metonymischen [Eponym + „light verb“-]Konstruktionen nicht einfach nur durch sprachstrukturelle Faktoren gesteuert wird, sondern vielmehr durch die komplexe Interaktion von strukturellen und konzeptuellen Faktoren.

Komplexe metonymische Ketten spielen bei illokutionären Metonymien im Allgemeinen eine wichtige Rolle. Es zeichnet sich dabei in übereinzelsprachlicher Hinsicht eine Korrelation zwischen dem Grad der Komplexität metonymischer Ketten und dem produktiven Gebrauch indirekter Sprechakte als Konstruktions-typ ab. Je niedriger der Komplexitätsgrad metonymischer Ketten ist, umso produktiver ist die Nutzung des entsprechenden Konstruktionstyps. Alleinstehende Konditionalsätze mit epistemischer Funktion und nicht-eingebettete Komplementsätze, die als expressive Exklamativa verwendet werden, haben die einfachste Sprechaktszenario-Struktur und die einfachsten metonymischen Ketten. Sie sind folglich in allen bisher untersuchten Sprachen im gleichen Maße produktiv (vgl. Brdar-Szabó 2009).

Alleinstehende Konditionalsätze und nicht-eingebettete Komplementsätze sind in den meisten pragmatischen Funktionen nicht durch eine einzige Szenario-basierte illokutionäre Metonymie motiviert, sondern vielmehr durch eine ganze Kette von Metonymien, d.h. durch eine Multi-Level-Metonymie, die mehrere Metonymie-Typen umfasst. Die Komplexität von Metonymie-Ebenen, die entweder aus der Kombination mehrerer Metonymie-Typen vom gleichen funktionalen Typ oder aus der Mischung mehrerer in funktionaler Hinsicht unterschiedlicher Typen resultiert, sollte als ein anderer wichtiger Aspekt in Metonymie-Typologien sowie als ein neuer Faktor bei der Motivierung bestimmter interlingualer Unterschiede in Erwägung gezogen werden. Es sind weitere Untersuchungen vonnöten, um herauszufinden, ob es in verschiedenen kognitiven Domänen bzw. bei anderen Metonymie-Typen hinsichtlich der Nutzung metonymischer Ketten signifikante interlinguale Unterschiede gibt. Es sollte des Weiteren ermittelt werden, ob sich bestimmte obere Grenzen hinsichtlich der Komplexität von Multi-Level-Metonymien ergeben.

#### **4. Fazit**

Die sprachvergleichende Analyse der Interaktion metonymischer Eponyme und leichter Verben innerhalb größerer EVKs, die Ereignisse im medizinischen Diskurs bezeichnen, hat einige interessante kontrastive Fakten zutage gefördert. Ich hoffe gezeigt zu haben, dass die Produktivität der metonymischen ereignisbe-

zogenen EVKs im Deutschen, Ungarischen und Kroatischen in mehrfacher Hinsicht eingeschränkt ist. Zwischen diesen drei Vergleichssprachen auf der einen Seite und Englisch auf der anderen Seite zeichnet sich ein Kontinuum an Abweichungen ab: Prototypische EVKs mit einem leichten Verb und einer metonymisch reduzierten eponymischen Konstruktion befinden sich am Pol des Englischen, während sich an dem anderen Ende des Kontinuums, wo Deutsch, Kroatisch und Ungarisch zu lokalisieren sind, in unmarkierten Fällen nicht-prototypische EVKs beobachten lassen. Wie der oben dargelegten Faktenlage zu entnehmen ist, kommen die beiden Konstituenten einer prototypischen EVK in diesen drei Vergleichssprachen kaum miteinander vor, was praktisch damit gleichzusetzen ist, dass sie sich in komplementärer Distribution befinden: es gibt entweder eine metonymische reduzierte eponymische NP mit einem in semantischer Hinsicht gewichtigeren Verb oder ein leichtes Verb in Kombination mit einer nicht-reduzierten NP, die den Kopf enthält, welcher wiederum den fraglichen Ereignistyp festlegt.

Wie oben gezeigt, scheinen die entdeckten Kontraste mit bestimmten strukturellen Eigenschaften der betreffenden Sprachen zu korrelieren. Die Ergebnisse der vorliegenden kontrastiven Analyse lassen sich aber auch aus der Sicht der aktuellen kognitiven Metonymieforschung interpretieren, in deren Rahmen die Zusammenhänge zwischen Grammatik und Metonymie sowie Faktoren der intra- und interlingualen Variation im Gebrauch unterschiedlicher Metonymietypen in diversen Diskurstypen zunehmend mehr in den Vordergrund rücken. Dieser Beitrag versteht sich als ein kleiner Schritt auf dem Weg zur Beantwortung der eingangs gestellten Fragen. Ich hoffe zugleich gezeigt zu haben, dass es sich lohnt, auf dem Gebiet des Problems der Universalität von Metonymien weiterhin intensiv zu forschen. Eine wichtige Aufgabe für die künftige Forschung besteht darin, die Verfügbarkeit verschiedener Metonymie-Typen in typologisch ähnlichen und weit entfernten Sprachen zu ermitteln und zu systematisieren sowie die metonymische Strukturierung der einzelnen kognitiven Domänen und Diskurs-traditionen in verschiedenen Sprachen freizulegen.

## 5. Literatur

- Brdar, Mario/Brdar-Szabó, Rita (2003): Metonymic coding of linguistic action in English, Croatian and Hungarian. In: Panther, Klaus-Uwe/Thornburg, Linda L. (Hg.): *Metonymy and Pragmatic Inferencing*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, S. 241–266.
- Brdar, Mario/Brdar-Szabó, Rita (2007): When Zidane is not simply Zidane, and Bill Gates is not just Bill Gates: Or, Some thoughts on online construction of metaphonymic meanings of proper names. In: Radden, Günter/Köpcke, Klaus-Michael/Berg, Thomas/Siemund, Peter (Hg.): *Aspects of meaning construction*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, S. 125–142.

- Brdar, Mario/Brdar-Szabó, Rita/Gradečak-Erdeljić, Tanja/Buljan, Gabrijela (2001): Predicative adjectives in some Germanic and Slavic languages: On the role of metonymy in extending grammatical constructions. In: *Suvremena lingvistika* 27, S. 35–57.
- Brdar-Szabó, Rita (2009): Metonymy in indirect directives: Stand-alone conditionals in English, German, Hungarian, and Croatian. In: Panther, Klaus-Uwe/Thornburg, Linda L./Barcelona, Antonio (Hg.): *Metonymy and metaphor in grammar*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, S. 323–336.
- Brdar-Szabó, Rita/Brdar, Mario (2002): Manner-for-activity metonymy in a cross-linguistic perspective. In: Lewandowska-Tomaszczyk, Barbara/Turewicz, Kamila (Hg.): *Cognitive Linguistics Today*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 225–246.
- Brdar-Szabó, Rita/Brdar, Mario (2003): The MANNER FOR ACTIVITY metonymy across domains and languages. In: *Jezikoslovlje* 4, S. 43–69.
- Brdar-Szabó, Rita/Brdar, Mario (2014): *Doing Tsukahara and the Epley* in a crosslinguistic perspective. Manuskript, angenommen zur Publikation.
- Brugman, Claudia (2001): Light verbs and polysemy. In: *Language Sciences* 23, S. 551–578.
- Clark, Eve V./Clark, Herbert H. (1979): When nouns surface as verbs. *Language* 55, S. 767–811.
- Duden Deutsches Universalwörterbuch. 8., überarbeitete und erweiterte Auflage, 2015. Hg. von der Dudenredaktion. Berlin: Dudenverlag. (= DUW)
- Duden Fremdwörterbuch. 11., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage, 2015. Berlin: Dudenverlag. (= DFW)
- Duden Wörterbuch medizinischer Fachbegriffe. 9., überarbeitete und ergänzte Auflage, 2011. Mannheim: Dudenverlag. (= DWmF)
- Goldberg, Adele (1995): *Constructions: A Construction Grammar Approach to Argument Structure*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Jespersen, Otto (1942): *A Modern English grammar on historical principles*. London/Copenhagen: George Allen & Unwin/Ejner Munksgaard.
- Köster, Rudolf (2003): *Eigennamen im deutschen Wortschatz. Ein Lexikon*. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Kövecses, Zoltán/Radden, Günter (1998): Metonymy: Developing a cognitive linguistic view. In: *Cognitive Linguistics* 9, S. 37–77.
- Kytzler, Bernhard/Redemund, Lutz/Eberl, Nikolaus (2001): *Unser tägliches Griechisch. Lexikon des griechischen Spracherbes*. Mainz: von Zabern. (= Kytzler)

- Panther, Klaus-Uwe/Thornburg, Linda L. (1999): The potentiality for actuality metonymy in English and Hungarian. In: Panther, Klaus-Uwe/Radden, Günter (Hg.): *Metonymy in Language and Thought*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, S. 333–357.
- Panther, Klaus-Uwe/Thornburg, Linda L. (2002): The roles of metaphor and metonymy in English ‘-er’ nominals. In: Dirven, René/Pörings, Ralf (Hg.): *Metaphor and Metonymy in Comparison and Contrast*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter, S. 279–319.
- Panther, Klaus-Uwe/Thornburg, Linda L. (2003): Introduction: Metonymy across languages. In: *Jezikoslovlje* 4, S. 5–9.
- Radden, Günter/Seto, Ken-ichi (2003): Metonymic construals of shopping requests in HAVE- and BE-languages. In: Panther, Klaus-Uwe/Thornburg, Linda L. (Hg.): *Metonymy and Pragmatic Inferencing*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, S. 223–239.
- Radden, Günter/Kövecses, Zoltán (1999): Towards a theory of metonymy. In: Panther, Klaus-Uwe/Radden, Günter (Hg.): *Metonymy in Language and Thought*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, S. 17–59.
- Rapp, David N./Gerrig, Richard J. (1999): Eponymous verb phrases and ambiguity resolution. In: *Memory & Cognition* 27, S. 612–618.
- Thornburg, Linda L./Panther, Klaus-Uwe (1997): Speech act metonymies. In: Liebert, Wolf-Andreas/Redeker, Gisela/Waugh Linda R. Waugh (Hg.): *Discourse and Perspective in Cognitive Linguistics*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, S. 205–219.

# **IST DAS OFFENSICHTLICH? OFFENSICHTLICH NICHT. SEMANTISCHE UND DISKURSLINGUISTISCHE ASPEKTE DES SATZADVERBS *OFFENSICHTLICH***

Attila Péteri

## **0. Einleitung**

In der Forschung der linguistischen Modalität kann man in letzter Zeit eine deutliche Verschiebung des Forschungsinteresses beobachten. Während vor einigen Jahrzehnten vor allem semantische Aspekte im Mittelpunkt standen und das Feld der Modalität aufgrund der Modallogik bestimmt wurde (vgl. Kiefer 1994, Palmer 2001, Nuyts 2005), gerieten in den letzten Jahren kognitive (vgl. Kövecses 2002) sowie diskurspragmatische Aspekte (vgl. Busse 2008) in den Vordergrund. Thematisiert wird vor allem das Verhältnis der Modalität zu den Sprecherattitüden im Allgemeinen (vgl. Maynard 1993: 4f. und 38) sowie zum Feld der Affektivität/Emotionalität (vgl. Drescher 2003: 67ff.).

Ich befaße mich schon seit geraumer Zeit mit den modalen Satzadverbien im Deutschen und im Ungarischen und habe festgestellt, dass ihnen in beiden Sprachen im Vergleich mit anderen europäischen Sprachen eine besondere Rolle zukommt. Kürzlich habe ich eine korpusbasierte syntaktisch-semantische Analyse des deutschen *wahrscheinlich* (Péteri 2013) und seines ungarischen Äquivalents *valószínűleg* (Péteri 2015) vorgelegt und auch Korpusuntersuchungen zu den diskursstrategischen Funktionen der modalen Satzadverbien im Deutschen und im Ungarischen durchgeführt (Péteri demn.).

Im vorliegenden Beitrag möchte ich ein in der bisherigen Forschung kaum behandeltes Satzadverb, *offensichtlich*, erörtern. Bei diesem Satzadverb ist es besonders gut sichtbar, dass eine adäquate semantische Beschreibung ohne diskurspragmatische Aspekte überhaupt nicht möglich ist, dass es eine wesentliche diskursstrukturierende Funktion hat, indem die Diskursbeteiligten mit ihm sich selbst und auch die anderen Diskursteilnehmer positionieren (vgl. Günthner/Bücker 2009). Diese Funktion wirkt entscheidend auf seine Semantik zurück. Die Analysen basieren auf dem sog. Budapester Korpus, einem deutsch-ungarischen

thematischen Vergleichskorpus, das Presstexte sowie deutsche Bundestags- und ungarische Parlamentsprotokolle aus den letzten 15 Jahren enthält.

## 1. Die semantische Basis: Epistemik und Evidentialität

Das Satzadverb *offensichtlich* stellt eine Wortkomposition dar, die durch die Konstituenten *offen* bzw. *sichtlich* formal motiviert ist, wobei das Adjektiv seinerseits auf das Substantiv *Sicht* bzw. auf das Verb *sehen* zurückgeführt werden kann. Wenn man auch eine semantische Motiviertheit annehmen würde, könnte man davon ausgehen, dass das Satzadverb in seiner wörtlichen Bedeutung das Ausdrucksmittel der direkten, visuellen Evidentialität ist, d.h. durch seine Verwendung ein Sachverhalt als empirisch, visuell überprüfbar bewertet wird. Im Korpus sind Belege für diesen wörtlichen Gebrauch auch zu finden:

- (1) *Frau Präsidentin! Sehr geehrte Damen und Herren! Ich rede heute bewusst als männliches Mitglied meiner Fraktion und offensichtlich auch als einziger Mann überhaupt in dieser Debatte zum Fünften Bericht.* (Bundestag)

Der Ausdruck der direkten Evidenz setzt jedoch andererseits eine Äußerungssituation voraus, in dem der Sprecher unmittelbar anwesend ist. Im Gegensatz dazu gibt es auch reichlich Belege, die sich nicht auf die unmittelbar anwesende, gegenwärtige Situation beziehen, sondern auf etwas temporal Abwesendes (meistens Vergangenes) oder auch auf Annahmen, Hypothesen des Sprechers in Bezug auf das Wissen bzw. auf die Einstellungen der Diskursbeteiligten. Manchmal lässt sich sogar – wie später gezeigt wird – aus dem Kontext überhaupt keine Evidenz ermitteln, in diesen Fällen verfügt *offensichtlich* über eine besondere diskursstrategische Funktion. Daraus folgt, dass die Komposition durch die formal erkennbaren Konstituenten semantisch nur teilweise motiviert, in manchen Verwendungen sogar hochgradig lexikalisiert ist.

Was bedeutet also *offensichtlich*? Intuitiv könnte man sagen, das Satzadverb drückt einerseits einen sehr hohen Sicherheitsgrad des Sprechers aus. Der Sprecher ist sicher, dass die Proposition *p* wahr ist und möchte auch den Partner darüber überzeugen. Insofern übt das Wort eine epistemische Funktion aus. Andererseits verfügt es auch über eine evidentielle Bedeutung, indem es darauf verweist, dass es für die gegebene Behauptung auch Beweise, sog. Evidenzen gibt.

Zu einer theoretisch fundierten Entschlüsselung der Bedeutung von *offensichtlich* müssen wir dem Verhältnis der Epistemik und der Evidentialität nachgehen. In der angelsächsischen Forschungstradition werden die Epistemik und die Evidentialität meistens als mehr oder weniger getrennte Kategorien behandelt, auch wenn der enge Zusammenhang zwischen ihnen nicht aberkannt wird. Palmer behandelt zwar die Evidentialität in der ersten Ausgabe seiner bahnbrechenden Arbeit (Palmer 1986) als die Subkategorie der epistemischen Modalität, in

der zweiten Ausgabe (Palmer 2001) revidiert er jedoch seinen Standpunkt, indem die Evidentialität als selbstständige, von der epistemischen Modalität autonome Kategorie dargestellt wird, wobei zwischen den beiden auch Übergänge postuliert werden, nämlich die Domäne der Inferentialität bzw. der Quotativität (vgl. auch de Haan 2001). Auch der ungarische Sprachwissenschaftler Kiefer (2000: 331) plädiert für die Trennung der beiden Kategorien, auch wenn sie „auf einer metalinguistischen Ebene“ eng zusammenhängen. Er geht nämlich davon aus, dass natürliche Sprachen dadurch typologisiert werden können, ob die Grammatik auf dem epistemischen Modalsystem (z.B. Englisch) oder auf dem evidentialen (z.B. amerikanische Indianersprachen wie Kasaya oder Tuyuka) oder auf beiden Systemen (z.B. Deutsch) basiert.

Wenn jedoch auch auf der Ebene der Grammatik diese Systeme mehr oder weniger abgegrenzt werden können, kann man auf der Ebene des Diskurses keine derartigen Grenzen ziehen. Deshalb lassen sich in den neuesten korpusbezogenen bzw. diskurslinguistisch ausgerichteten Untersuchungen weniger scharfe Trennungen finden. Einen interessanten „mittleren“ Standpunkt nimmt die ungarische Modalitätsforscherin Kugler ein, indem sie zwar die beiden Domänen methodisch trennt, aber auf der Metaebene auch vereint. Die Epistemik sei notwendigerweise mit Subjektivierung verbunden (der Sprecher drückt seinen persönlichen Standpunkt, seine Annahmen usw. aus). Die Evidentialität beruhe hingegen auf bestimmten Beweisen, sog. Evidenzen, die visuell oder auditiv wahrnehmbare Informationen (direkte Evidenz), logische Schlussfolgerungen (Inferentialität) oder auch Äußerungen anderer Sprecher (Quotativität) sein können. Dementsprechend bedeute der Ausdruck der Evidentialität nicht notwendigerweise Subjektivierung, der Sprecher beziehe sich dadurch auf andere, von ihm unabhängige, äußere Informationsquellen (vgl. Kugler 2012: 145ff.). Auf der anderen Seite könnten diese Beweise jedoch unterschiedliche Sicherheitsgrade aufweisen, d.h. es gebe stärkere und schwächere Beweise. In der Tat ist es sehr selten, dass eine Evidenz als hundertprozentig sichere Quelle konzeptualisiert wird. Wenn die Evidenz nicht ganz sicher ist, kann man die Aussage nur mit einer gewissen epistemischen Unsicherheit behaupten. Deshalb fasst Kugler die beiden Domänen in einer übergeordneten Domäne, in der der Epistentialität zusammen.

Wir können mit gutem Grund davon ausgehen, dass zwischen der Domäne der Epistemik und der der Evidentialität lediglich eine methodische Trennung möglich ist, die eng mit dem Grad der Faktizität des dargestellten Sachverhaltes zusammenhängt. Der Sprecher stellt den Sachverhalt entweder als Annahme (etwas, was aufgrund bestimmter Wissensbestände notwendig und oder möglich ist, d.h. modal-epistemisch markiert ist) oder als Fakt dar. Es handelt sich – wie Helbig/Helbig (1990: 49) mit Recht bemerken – nicht darum, ob der Sachverhalt wirklich ein Fakt ist, dies wäre nämlich kein linguistisches, sondern ein philosophisches Problem, sondern darum, ob der Sprecher den gegebenen Sachverhalt als Fakt oder als Annahme betrachtet. Dies kann im Falle isolierter Sätze meistens relativ gut mit der Negationsprobe getestet werden. Bei einer faktischen

Darstellung ist das Gegenteil des Sachverhaltes bereits ausgeschlossen, bei einer epistemischen Annahme nicht (vgl. Beispiel 2.). Im Falle authentischer Korpusbelege ist die Entscheidung etwas komplizierter, weil Annahme und Faktizität keine Dichotomie, sondern ein Kontinuum darstellen und weil der Grad der Faktizität erst im ganzen Diskurszusammenhang beurteilt werden kann.

- (2) *Er kommt vermutlich.* (Annahme)  $\rightarrow =$  *Er kommt oder er kommt nicht.*  
*Er kommt offensichtlich.* (Faktizität)  $\rightarrow \neq$  *Er kommt oder er kommt nicht.*

Das Verhältnis der Epistemik und der Evidentialität kann m.E. gerade in der germanistischen Tradition mit dem plausibelsten Modell erklärt werden. Ausgehend von der Sprachtheorie von Bühler werden sämtliche Arten der Modalität als ein Sonderfall der Deixis betrachtet (vgl. Diewald 1999, Leiss 2009). Nach Bühler (1934: 79ff.) sei die Deixis, die bei ihm wesentlich weiter gefasst ist als in der angelsächsischen Literatur, eines der wesentlichsten Prinzipien der natürlichen Sprachen. Die menschliche Kommunikation konstruiere sich nämlich nicht nur durch die Benennung der Dinge und Sachverhalte (Symbolfeld), sondern auch durch das Zeigen auf sie (Zeigfeld). Dadurch bringe der Sprecher einen mentalen Raum zustande, in dem die Aufmerksamkeit des Partners auf bestimmte Teile der Welt fokussiert werde, während andere Teile entweder in den Hintergrund gestellt oder vollkommen ausgeschlossen würden. Die Origo, der Ausgangspunkt der Deixis sei meistens der Sprecher selbst. Der Endpunkt, das Ziel des Zeigens lasse sich erst in der konkreten Situation bestimmen.

Die Deixis kann am besten mit dem ausgestreckten menschlichen Arm veranschaulicht werden (vgl. Tanaka 2011). Der Ausgangspunkt ist stets der Rumpf, der Zielpunkt ist von Situation zu Situation variabel. Das Ziel des Zeigens ist sogar bei dem physisch realisierten Zeigen erst in der konkreten Situation zu bestimmen. Wenn jemand z.B. auf ein Buch auf dem Bücherregal zeigt, lässt sich der konkrete Zweck des Zeigens, ob nämlich das gegebene Buch nur als physikalisches Objekt oder sein Inhalt oder sein Verfasser in den Fokus der Kommunikation gestellt wird, erst im konkreten Diskurszusammenhang ermitteln (vgl. Stuckenbrok 2009: 213). Somit hängen Deixis und Fokussierung auch notwendigerweise eng zusammen, durch die Deixis wird nämlich die Aufmerksamkeit des Partners in der Situation gesteuert.

Bühler unterscheidet ferner die konkrete räumliche Deixis (bei ihm: *demonstratio ad oculos*), die Anapher, durch die ein Verhältnis zu Elementen des früher Gesagten hergestellt wird und eine abstrakte Form, nämlich die „Deixis am Phantasma“, bei der der Sprecher auf abwesende, vorgestellte bzw. fiktive Inhalte zeigt. Dieser Bühlersche Gedanke wird in der modernen Germanistik mit Begriffen wie die illokutive (Abraham 2012) oder modale Deixis (Leiss 2009) erweitert. Dadurch wird nämlich ein spezielles Verhältnis zwischen dem Wissen des Sprechers und der Proposition hergestellt. Diejenige Proposition, auf die sich

die Modalisierung bezieht, wird zugleich auch in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gestellt.

In diesem Gedankengang lässt sich auch die Evidentialität neu definieren. Sie stelle eine besondere Form der Deixis dar, indem der Sprecher ausdrückt, dass die dargestellte Information nicht primär von ihm stammt, sondern aus einer äußeren Quelle übernommen wird. Die deiktische Origo ist in diesem Fall nicht der Sprecher selbst, sondern die Quelle der Information. Diese steht in einem spezifischen Verhältnis zum propositionalen Gehalt. In diesem Sinne unterscheidet Leiss (2009) ein Eigenbewusstsein bei der epistemischen Deixis und ein Fremdbewusstsein bei der evidentialen. Die Einschaltung einer fremden Quelle in die Informationsvermittlung ziehe notwendigerweise auch eine gewisse Distanzierung des Sprechers nach sich. Die Modalverben seien die komplexesten Ausdrucksmittel der Modalität, indem sie beide gleichzeitig ausdrücken könnten (doppelte Deixis). Mit den Satzadverbien werde entweder die epistemische oder die evidentielle Deixis zum Ausdruck gebracht.

Zusammenfassend können wir Folgendes festhalten: Epistemik und Evidentialität hängen einerseits eng zusammen, müssen andererseits besonders auf einer Metaebene auch getrennt werden. Die Unterschiede lassen sich mit den Begriffspaaren Annahme/Faktizität, Eigenbewusstsein/Fremdbewusstsein, Beteiligung des Sprechers/Distanzierung des Sprechers beschreiben. Eine klare Trennung ist jedoch deshalb nicht möglich, weil alle Paare nicht dichotomisch, sondern graduell zu verstehen sind und weil alle erst im konkreten Diskurszusammenhang ermittelt werden können. Deshalb ist eine diskurslinguistische Erweiterung der Forschungsperspektive unumgänglich.

## **2. „Abstrakte“ Verwendungen von *offensichtlich***

Wie schon angedeutet, bezieht sich *offensichtlich* häufig auch auf Inhalte, die nicht unmittelbar anwesend sind und nicht überprüft werden können. Es kann sich dabei um lokal oder temporal Abwesendes bzw. um angenommene Partnereinstellungen und -absichten oder Einstellungen und Absichten anderer Diskursbeteiligten handeln. Man kann mit gutem Grund annehmen, dass die Bedeutung von *offensichtlich* gerade durch diese „abstrakten“ Verwendungen von der direkten Evidentialität entfernt hat. Wenn der gegebene Inhalt infolge der temporalen oder lokalen Abwesenheit oder wegen Bezugs auf subjektive Inhalte für den Partner nicht empirisch nachprüfbar, d.h. im wörtlichen Sinne überhaupt nicht „offen sichtlich“ ist, treten diejenigen Bedeutungskomponenten in den Vordergrund, die mit der evidentialen Deixis mitassoziiert werden, d.h. der hohe Sicherheitsgrad, die Faktizität, das Fremdbewusstsein und/oder die Distanzierung des Sprechers. Diesen Prozess der Bedeutungsabstrahierung können wir am besten durch die Analyse von Korpusbelegen mit zeitlicher Distanzierung verfolgen.

Während sich die epistemischen Satzadverbien (z.B. *vielleicht*, *wahrscheinlich*) sehr häufig auf zukünftige Inhalte beziehen, ist bei *offensichtlich* der Zukunftsbezug äußerst selten. Dagegen bezieht sich *offensichtlich* häufig auf vergangene Inhalte.

- (3) *Wir haben eine Debatte darüber gehabt, ob der KSZE-Vertrag Europa weiterbringen würde. Eine der beiden Parteien, die hier eine Fraktionsgemeinschaft führen, hat ihn bis zuletzt für eine Gefährdung des Bündnisses gehalten. Wie man heute sieht, haben sie offensichtlich Unrecht gehabt. Diese Debatten gab es immer.* (Bundestag)

Im Beleg (3) wird auf eine frühere Meinung einer Fraktion im Bundestag in Bezug auf den sog. KSZE-Vertrag hingewiesen, die sich offensichtlich als falsch erwiesen hat. Dieser Beleg demonstriert die kontinuierliche Bedeutungsentwicklung. Zwar bezieht sich das Satzadverb auf Vergangenes, hängt doch mit der Gegenwart zusammen, indem gerade aus den in der Gegenwart nachweisbaren Fakten folgt, dass die damalige Meinung falsch war. So werden die beiden Zeitebenen mit dem Gebrauch von *offensichtlich* verbunden. Die Vergegenwärtigung, die Aktualisierung des Inhaltes wird auch mit dem Ausdruck *Wie man heute sieht* hervorgehoben. Es handelt sich um die Beurteilung einer vergangenen Situation aus einer gegenwärtigen Perspektive, aufgrund gegenwärtiger Evidenzen.

Eine ähnliche Aktualisierung findet man auch im Beleg (4), in dem es sich um den möglichen Aufenthaltsort eines bekannten Terroristen handelt:

- (4) *Diverse Zeugen, die sich sogar amerikanischen Lügendetektortests unterzogen haben, wollen Kabuga gesehen haben. Geholfen wurde Kabuga dabei offensichtlich von höchster Stelle. Viele glaubwürdige Hinweise, so Prosper, deuteten darauf hin, dass Kenias Staatssekretär für Innere Sicherheit, Zakayo Cheruiyot, Kabuga verborgen halte.* (Der Spiegel)

Die Evidenzen für die Schlussfolgerung sind zwar keine empirisch unmittelbar überprüfbareren Beweise, sind sowohl räumlich als auch zeitlich abwesend, doch handelt es sich um Zeugenberichte, die einerseits durch amerikanische Lügendetektoren verifiziert wurden, andererseits aus sonstigen Gründen „glaubwürdig“ sind. Daraus folgt ein pauschales Urteil: Der Terrorist konnte sich bis jetzt vor den Behörden verstecken, weil er von einem hochstehenden Politiker in Kenia verborgen gehalten wird. In diesem Beleg spielt auch die Quotativität eine wesentliche Rolle. Aussagen anderer Personen werden aber im Allgemeinen nicht als starke Beweise betrachtet und würden allein für eine kategorische Schlussfolgerung nicht ausreichen. Deshalb wird die Glaubwürdigkeit dieser Aussagen im vorliegenden Text besonders hervorgehoben.

Wir sehen also, dass in den Fällen, in denen es keine unmittelbaren Evidenzen für die Aussage gibt, nach anderen, indirekten Evidenzen (logische Schluss-

folgerungen, Glaubwürdigkeit von Aussagen bzw. Überlieferungen) gesucht und aufgrund dieser eine kategorische, faktische Feststellung gemacht wird. In noch „abstrakteren“ Verwendungen, in denen sich offensichtlich nicht mehr auf Tatsachen, sondern auf subjektive Einstellungen, Positionen der Diskursbeteiligten bezieht, kann man eine weitere Abstrahierung der Bedeutung beobachten, die jedoch erst durch die Mittel der Diskursanalyse ermittelt werden kann.

### **3. Die diskurspragmatische Perspektive: Von der direkten Evidenz bis zur Autorität**

Die konkrete diskurspragmatische Funktion von *offensichtlich* hängt davon ab, was für Evidenzen in der jeweiligen Situation vorliegen bzw. postuliert werden. Im Beispiel (1) liegt direkte Evidenz, im Beispiel (2) Inferentialität, in (3) Quotativität vor (wobei es sich – wie gezeigt – nicht um diskret abgrenzbare, sondern einander überlappende Domänen handelt). Die Quelle für die Information kann eine persönlich erlebte Situation, die auch für die Adressaten, d.h. für die anderen Abgeordneten unmittelbar zugänglich und nachprüfbar ist, oder eine logische Schlussfolgerung, die für den Partner genauso nachvollziehbar sein könnte/sollte wie für den Sprecher, oder die Aussage einer glaubwürdigen Person sein.

In den folgenden Beispielen (5) bis (7) bezieht sich *offensichtlich*, auf die Bewertung der Situation, auf Meinungen, Einstellungen, Absichten der Diskursbeteiligten (Sprecher, Partner oder angesprochene Personen):

- (5) *Herr Minister Schily, Sie haben eine sachliche Auseinandersetzung angemahnt. Genau das haben wir heute versucht. Da es in der heutigen Debatte - warum auch immer - offensichtlich nicht möglich war, sich mit unseren Punkten auseinander zu setzen, ist meine Bitte, dass wir uns im Ausschuss ausführlich über dieses Thema unterhalten. Wir sollten einfach einmal das Pro und Kontra abwägen.* (Bundestag)

Hier liegt der Behauptung ähnlich wie im Beleg (1) eine persönlich und mit den Kommunikationspartnern gemeinsam erlebte Situation zugrunde. Die mit *offensichtlich* modalisierte Aussage bezieht sich jedoch auf eine Möglichkeit: Es war heute nicht möglich, sich mit unseren Punkten auseinanderzusetzen. Die Evidenz ist andersartig als im vorangehenden Fall. Während diese Evidenz im Beispiel (1) empirisch nachprüfbar ist (die gemeldeten Redner sind registriert, man kann im Register kontrollierten, ob sich wirklich nur ein männlicher Redner gemeldet hat), ist sie in (5), eine Beurteilung der Situation durch den Sprecher, die notwendigerweise auch einen subjektiven Bezug hat. Der Sprecher hat die Situation wahrgenommen und ist zu der Schlussfolgerung gekommen, dass die Besprechung der gegebenen Punkte nicht möglich war. Bei solchen abgeleiteten Schlussfolgerungen wird in der einschlägigen Literatur über Inferentialität

gesprochen. Diesem Urteil könnte der Partner unter Umständen widersprechen, indem er behaupten könnte, dass die Auseinandersetzung mit dem erwähnten Problem durchaus möglich gewesen wäre, auch wenn sie nicht getan wurde. Dies wird jedoch durch den Gebrauch von *offensichtlich* gewissermaßen eingeschränkt. Obwohl eine Möglichkeit dem Wesen nach kein Fakt sein kann, wird sie vom Sprecher als Fakt dargestellt. Mit *offensichtlich* kommt zum Ausdruck, dass die Schlussfolgerung aus der gegebenen Situation sehr plausibel abgeleitet werden kann. So wird daran appelliert, dass der Partner in diesem Bezug keinen Gegenstandspunkt formulieren wird. Dadurch, dass die Bedeutung von *offensichtlich* das statische Merkmal <faktisch> hat, wird bei einer in der Realität nicht faktischen Schlussfolgerung ihre Plausibilität hervorgehoben und dadurch die Möglichkeit eines Einwands seitens des Partners eingeschränkt. M.a.W. nimmt bei abgeschwächter Evidenz (Inferentialität ist notwendigerweise schwächer als die direkt wahrnehmbare Evidenz) die autoritäre Funktion des Satzadverbs zu.

Im Beispiel (6) liegt einerseits quotative Evidenz vor, (darauf verweisen das Verb *erfahren* sowie der Konjunktivgebrauch), andererseits wird aus den Behauptungen einer Person aus der ZDF-Hierarchie auch eine Schlussfolgerung gezogen (inferentiale Komponente):

- (6) *Erst später habe ich hintenrum erfahren, dass jemand von oben aus der ZDF-Hierarchie gefragt hatte, ob wir über einen anderen Moderator nachgedacht hätten. Der Balder habe doch früher diese Schweinesendung gemacht, hieß es, und danach habe ich nichts mehr von denen gehört. Offensichtlich hat das ZDF Schwierigkeiten mit meiner Person.* (Der Spiegel)

Es wird auch hinzugefügt, dass die Quelle für die Information „jemand von oben“, d.h. eine im gegebenen Zusammenhang autoritäre Person ist. Die Meinung der Leiter der ZDF-Hierarchie kann mit der Meinung des ZDF identifiziert werden, aus der angegebenen Meinung folgt also eindeutig, dass das ZDF Schwierigkeiten mit der Person des Sprechers hat. Bei quotativer Evidentialität kann *offensichtlich* in dem Fall benutzt werden, wenn die Informationsquellen in der gegebenen Situation autoritäre bzw. maßgebende Personen sind.

Am interessantesten ist in dieser Reihe das Beispiel (7). Hier liegt nämlich überhaupt keine nachweisbare Evidenz vor:

- (7) *Vor zwei Jahren haben Sie noch überall erzählt: Die Künast kann noch nicht einmal eine Kuh melken; anderes habe ich auch nie behauptet. (Peter H. Carstensen [Nordstrand] [CDU/ CSU]: Das stimmt! Es hätte auch etwas mit Tierschutz zu tun, wenn Sie das machen würden!) In Brüssel werden aber auch keine Kühe gemolken, sondern da wird Politik gemacht. Auf dem Gebiet kann ich offensichtlich mehr als andere.* (Bundestag)

Dass Frau Künast, die damalige Bundeslandwirtschaftsministerin Politik besser machen kann als andere, ist eindeutig ihre eigene, subjektive Beurteilung. Der Gebrauch von *offensichtlich* wird jedoch dadurch motiviert, dass die Möglichkeit einer Einrede auch hier eingeschränkt werden sollte, und zwar durch die Autorität des Sprechers. Mit *offensichtlich* wird implizit angedeutet, dass die Aussage nicht nur das Wissen der Sprecherin widerspiegelt, sondern dieses Wissen mit dem Wissen vieler anderer, vielleicht sogar der meisten Leute übereinstimmt. Wer damit nicht einverstanden ist, schließt sich selber aus dieser Mehrheit aus. In diesem Beispiel ist *offensichtlich* also eindeutig ein Autoritätsmerkmal.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Sprecher mit dem Gebrauch von *offensichtlich* die Absicht hat, mögliche Gegenmeinungen auszuschließen. Wenn hinter der Aussage eine in der Situation unmittelbar anwesende, nachprüfbare Evidenz steht (direkte Evidentialität), werden Einwände durch diese Evidenz automatisch ausgeschlossen. Bei schwächeren Evidenzen nimmt die Rolle der Autorität zu. Dies kann bis dahin gehen, dass *offensichtlich* auch ohne Evidenzen als reines Autoritätsmerkmal benutzt werden kann. Das ursprünglich von der wörtlichen Bedeutung der Konstituenten motivierte zusammengesetzte Satzadverb *offensichtlich*, ein Wort für die direkte Evidenz, löste sich im Gebrauch von dieser wörtlichen Bedeutung und wurde zunehmend ein Diskursmarker. Die ursprüngliche evidentialen Bedeutung kann nicht mehr in jedem Kontext nachgewiesen werden, diejenigen Bedeutungskomponenten jedoch, die mit der evidentialen Deixis assoziiert werden, nämlich die Faktizität und der (mindestens implizite) Verweis auf das Fremdbewusstsein, werden beibehalten und für verschiedene diskursstrategische Ziele ausgenutzt.

#### **4. *Offensichtlich* als diskursstrukturierendes und diskursstrategisches Merkmal**

Von Wittgenstein stammt der berühmte Satz: „Denn die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache feiert“ (Wittgenstein 2003 [1953]: §38). Ich bin überzeugt, dass diese Aussage genauso auch für die linguistischen Probleme zutrifft. Der Sprecher benutzt Zeichen aus dem Inventar der Sprache, um bestimmte Ziele in der Kommunikation zu verwirklichen. Zu diesen Zielen gehört nicht nur die bloße Vermittlung von Informationen, sondern das Überzeugen, die Positionierung von sich selbst im gegebenen Diskurs, ja häufig sogar auch eine gewisse Machtausübung bzw. das Erreichen einer Machtposition im Diskurs durch die Sprache. Dazu sind sehr vielfältige und komplexe Strategien unentbehrlich, die richtige Auswahl der verwendeten sprachlichen Zeichen ist eine davon.

Die modalen Ausdrucksmittel dienen ganz besonders zur Positionierung des Sprechers und der anderen Diskursbeteiligten und dadurch strukturieren sie den Diskurs. Das Satzadverb *offensichtlich* ist mit seiner faktischen bzw. vom Sprecher distanzierenden, ‚objektivierenden‘ Bedeutung ein gutes sprachliches

Mittel, den Standpunkt des Sprechers als überzeugend, nachweisbar, allgemeingültig und/oder auch als autoritär zu charakterisieren. Im folgenden Beleg aus einer Bundestagsdebatte aus dem Jahr 2003 wird das Satzadverb *offensichtlich* in der Rede vor dem Bundestag im Kontrast zum epistemischen Satzadverb *wahrscheinlich* zur Charakterisierung des Sprecherstandpunktes im Gegensatz zum Standpunkt der angesprochenen Personen benutzt.

- (8) *Von welchem Konsolidierungskurs reden Sie **denn**, Herr Eichel? Es ist angesprochen worden: Im letzten Jahr gab es mit über 31 Milliarden Euro die dritthöchste Neuverschuldung seit Bestehen der Bundesrepublik Deutschland. [...] Das ist kein Weg in die Konsolidierung; das ist ein Weg in den Schuldenstaat heute (Dietrich Austermann [CDU/CSU]: Das ist die Wahrheit!) und zu mehr Steuern und zu einem noch stärkeren Steuerstaat morgen.*

*Wir **müssen** schauen, dass wir da wieder herauskommen und nicht noch tiefer hineingeraten. Da **frage ich mich schon**: Wo bleibt **denn** die Generationengerechtigkeit, von der Sie landauf, landab immer reden? Sie reden zwar von der Gerechtigkeit, aber Sie handeln nicht entsprechend. Es ist **offensichtlich**, dass Reden und Handeln bei Ihnen zwei total unterschiedliche Dinge sind.*

*Sie **sollten nicht glauben**, dass die Leute draußen im Lande so dumm sind, dass sie das nicht langsam **erkennen könnten**. Jetzt heißt es schon: Es ist **wahrscheinlich** nicht einzuhalten und nahezu ausgeschlossen, dass wir bis zum Jahr 2006 einen ausgeglichenen Haushalt vorlegen **können** - so Ihr Sprecher, Herr Eichel. **Man kann sagen**, dass eines **auf jeden Fall** ausgeschlossen ist, nämlich dass es in unserem Land unter Ihrer Regierung zukünftig aufwärts gehen wird. Das ist ganz **sicher**. (Deutscher Bundestag, 2003)*

Der angesprochene Partner dieser Rede, Herr Eichel, war damals der sozialdemokratische Bundesfinanzminister, der in der Debatte über das Stabilisierungsprogramm der Bundesregierung häufig von oppositionellen Politikern aus der Reihe der Unionsparteien kritisiert wurde.

Die Rede wird mit einem Fragesatz eingeleitet, der mit der Modalpartikel *denn* modalisiert wird. Bereits mit der Modalpartikelverwendung wird angedeutet, was durch den weiteren Kontext klar wird: Der Fragesatz kann nicht als eine wirkliche Frage interpretiert werden, sondern als rhetorische Frage, d.h. als implizite Mitteilung, die einen gegensätzlichen Inhalt hat zur sprachlich ausgedrückten Proposition des Satzes. Den Konsolidierungskurs, von dem Herr Eichel spricht, gibt es in der Realität überhaupt nicht. Das zeigt auch der weitere Kontext, in dem Daten geliefert werden, die einer wirtschaftlichen Konsolidierung eindeutig widersprechen. Im Folgenden sind modal unmarkierte Aussagesätze zu finden, die den eigenen Standpunkt des Sprechers zusammenfassen. Dadurch, dass sie

mit modalen Mitteln überhaupt nicht gefärbt sind, wirken sie sehr kategorisch und sachlich.

Im zweiten Absatz erscheinen wieder modale Ausdrucksmittel. Hier fordert der Sprecher den ganzen Bundestag implizit zum gemeinsamen Nachdenken auf, er stellt wieder eine rhetorische Frage, deren rhetorischer Charakter mit der einleitenden Redewendung *Da frage ich mich schon* sowie mit der Modalpartikel *denn* markiert wird.

Am Ende des Gedankenganges steht der zusammenfassende Satz: *Es ist offensichtlich, dass Reden und Handeln bei Ihnen zwei total unterschiedliche Dinge sind*. Dieser Satz hat im gegebenen Kontext einen besonderen Status. Hier wird das Wesen des Vorwurfs zusammengefasst und diese Zusammenfassung wird als logische Folge der bisherigen Überlegungen eingestellt. Da nämlich im vorliegenden Fall für den Vorwurf keine direkten (visuellen oder sonstigen direkt wahrnehmbaren) Evidenzen gibt, suchen wir automatisch nach einer möglichen inferentialen Lesart. Dass Reden und Handeln bei dem angesprochenen Politiker unterschiedliche Dinge sind, folgt daraus, dass er über Konsolidierung spricht, während immer neue Schulden gemacht werden bzw. dass er über Steuerverminderung und Generationengerechtigkeit spricht, während die Neuverschuldung später notwendigerweise Steuererhöhungen nach sich ziehen und die Lage der nächsten Generation erschweren wird.

Andererseits wird mit der Wahl von *offensichtlich* auch an das ganze Publikum, an den Bundestag appelliert, indem die Argumente dadurch als Fakten dargestellt und mögliche Einwände stark eingeschränkt werden. *Offensichtlich* stellt daher ein hervorragendes und auch häufig benutztes Mittel zur Zusammenfassung und zur kategorischen Festlegung des eigenen Standpunktes dar.

Im nächsten Teil der Rede ändern sich die modalen Ausdrucksmittel. Während im ersten Redeteil die kategorischen Aussagen dominieren und modale Marker nur zur Kennzeichnung rhetorischer Fragen benutzt werden, sind im zweiten Teil mehrere epistemisch-modale Ausdrucksmittel zu finden, darunter Modalverben (vor allem das MV *können*), epistemische Verben (*glauben*, *erkennen*) und auch ganze Redewendungen wie *man kann sagen* oder *auf jeden Fall*. Die Häufung dieser Ausdrucksmittel suggeriert eine bestimmte epistemische Unsicherheit. Die zentrale Rolle trägt dabei das epistemische Satzadverb *wahrscheinlich*, das im vorliegenden Diskursabschnitt als das epistemische Pendant des faktisch-evidentialen *offensichtlich* funktioniert. Womit lässt sich diese Unsicherheit bzw. der plötzliche Wechsel von einem sehr selbstsicheren, kategorischen Sprecherstandpunkt zu unsicher markierten Annahmen erklären? Die Antwort auf diese Frage finden wir, wenn wir den Satz mit *wahrscheinlich* lesen. Der Satz stammt nicht vom aktuellen Sprecher selbst, sondern wurde sinngemäß vom Regierungssprecher zitiert. Im zweiten Teil der Rede handelt es sich also nicht mehr um den eigenen Standpunkt, sondern gerade um den Standpunkt der kritisierten Regierung, der – mindestens so wird es vom Sprecher dargestellt – unsicher und unbegründet ist. Darauf verweist auch die negierte Verwendung des epistemischen Verbs *glau-*

ben: *Sie sollten nicht glauben*. Im letzten Satz kehrt die kategorische Redeweise mit dem Satzadverb *sicher* zurück.

Aus dem vorliegenden Beispiel ist es gut zu sehen, dass die modalen Satzadverbien im Text eine wesentliche diskursstrategische und textstrukturierende Funktion haben. Der vorliegende Redeauszug gliedert sich dadurch in drei Teile: *offensichtlich* (eigener Standpunkt) – *wahrscheinlich* (fremde Position) – *sicher* (zusammenfassende Kritik der Fremdposition aus der eigenen Sicht). Die weiteren modalen Ausdrucksmittel bzw. die modal unmarkierten, kategorisch wirkenden Aussagen gruppieren sich um diese Satzadverbien. Das eigentliche strategische Ziel des vorliegenden Redeauszugs besteht darin, sich selbst im Gegensatz zum kritisierten Partner zu positionieren. Während die eigene Position als gut begründet, durchdacht und plausibel dargestellt wird, wird der Gegner als unsicher und anfechtbar positioniert.

## 5. Fazit

Das Satzadverb *offensichtlich* stellt eine Komposition aus den Konstituenten *offen* + *sichtlich* dar. Aufgrund der wörtlichen Bedeutung sollte es einen Sachverhalt als visuell unmittelbar wahrnehmbar charakterisieren. Seine Bedeutung verlagert sich jedoch in den modalen Bereich, wobei seine Platzierung zwischen Epistemik und Evidentialität erst in einem komplexen Modell der sprachlichen Modalität möglich ist. Im Diskurs übernehmen ferner die Ausdrucksmittel der Modalität, darunter auch die modalen Satzadverbien verschiedene diskursstrategische Funktionen. Durch den Ausdruck von Sprechereinstellungen kann der Sprecher nämlich sich selbst oder auch die anderen Diskursbeteiligten (Partner, angesprochene Personen) im Diskurs positionieren. Die vorliegende Analyse hat gezeigt, dass die richtige Funktion des Satzadverbs erst mit Berücksichtigung dieser diskurslinguistischen Perspektive ermittelt werden kann. In manchen Verwendungen ist die diskursstrategische Funktion sogar die primäre, durch die die ursprüngliche Bedeutung in den Hintergrund gestellt wird. Die Analyse des vorliegenden Satzadverbs leistete dadurch einen wesentlichen Beitrag zum Verhältnis von Semantik und Diskurspragmatik.

## 6. Literatur

- Abraham, Werner (2012): Sprecherdeixis und Merkmaldistributionsdifferential deutscher Modalitätselemente. In: *Deutsche Sprache* 1/2012. S. 72–95.
- Busse, Dietrich (2008): Diskurslinguistik als Epistemologie – Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung. In: Warnke, Ingo H./ Spitzmüller, Jürgen (Hgg.): *Methoden der Diskurslinguistik*. Sprachwissen-

- schaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin/New York: de Gruyter, S. 57–88.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart [u.a.]: Fischer.
- de Haan, Ferdinand (2001): The Relation between Modality and Evidentiality. In: Müller, Reimar/Reis, Marga (Hgg.) (2001): Modalität und Modalverben im Deutschen. Hamburg: Buske (Linguistische Berichte, Sonderheft 9), S. 201–216.
- Diewald, Gabriele (1999): Die Modalverben im Deutschen. Grammatikalisierung und Polyfunktionalität. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 208).
- Drescher, Martina (2003): Sprachliche Affektivität. Darstellung emotionaler Beteiligung am Beispiel von Gesprächen aus dem Französischen. Tübingen: Niemeyer.
- Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (2009): Einleitung zum Sammelband: Grammatik im Gespräch: Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung. In: diess. (Hgg.): Grammatik im Gespräch. Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung. Berlin/New York: de Gruyter, S. 1–19.
- Helbig, Gerhard/Helbig, Agnes (1990). Lexikon deutscher Modalwörter. Leipzig: Enzyklopädie.
- Kiefer, Ferenc (1994): Modality. In: Asher, Roger E./Simpson, James M. Y. (eds.): The Encyclopedia of Language and Linguistics. Volume 5. Oxford: Pergamon Press, S. 2515–2520.
- Kövecses, Zoltán (2002): Emotion Concepts. Social Constructionism and Cognitive Linguistics. In: Fussell, S. R. (ed.): The Verbal Communication of Emotions. Mahwah NJ: Lawrence Erlbaum, S. 109–123.
- Kugler, Nóra (2012): Az evidencialitás jelölői a magyarban, különös tekintettel az inferenciális evidenciátípusra. [http://linguistics.elte.hu/people/Kugler\\_Nora/Azevidencialit%E1sjel%F6l%F5i\\_KN.pdf](http://linguistics.elte.hu/people/Kugler_Nora/Azevidencialit%E1sjel%F6l%F5i_KN.pdf)
- Leiss, Elisabeth (2009): Drei Spielarten der Epistemizität, drei Spielarten der Evidentialität und drei Spielarten des Wissens. In: Abraham, Werner/Leiss, Elisabeth (Hgg.): Modalität. Epistemik und Evidentialität bei Modalverb, Adverb, Modalpartikel und Modus. Tübingen: Stauffenburg. S. 3–24.
- Maynard, Senko K. (1993): Discourse Modality: Subjectivity, Emotion and Voice in the Japanese Language. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- Nuyts, Jan (2005): The modal confusion: On terminology and the concepts behind it. In: Klinge, Alex/Müller, Henrich Hoeg (eds.): Modality. Studies in form and function. London: Equinox, S. 5–38.

- Palmer, Frank Robert (1986): *Mood and Modality*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Palmer, Frank Robert (2012): *Mood and Modality*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Péteri, Attila (2013): *Wahrscheinlich*. Das vielseitige modale Satzadverb im Sprachkontrast. In: Abraham, Werner/Leiss, Elisabeth (Hgg.): *Funktion(en) von Modalität im Deutschen*. Berlin: de Gruyter. S. 186–202.
- Péteri, Attila (2015): *A valószínűleg* mondathatározó szemantikája és szintaxisa kontrasztív kitekintéssel. In: *Magyar Nyelv*. Jg. 111. Heft 1. S. 9–20.
- Péteri, Attila (demn.): *Konzepte der Wahrscheinlichkeit, der Vermutung und des Zweifels im deutsch-ungarischen Vergleichskorpus „EU-Beitritt Ungarns“*. In: Felder, Ekkehard (Hg.): *Literarische und diskursive Erinnerungen – narratologische, diskursanalytische und korpuslinguistische Annäherungen*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Stukenbrok, Anja (2009): *Referenz durch Zeigen. Zur Theorie der Deixis*. In: *Deutsche Sprache* 4/2009. S. 289–315.
- Tanaka, Shin (2011): *Deixis und Anaphorik. Referenzstrategien in Text, Satz und Wort*. Berlin [u.a.]: de Gruyter.
- Wittgenstein, Ludwig (2003 [1953]): *Philosophische Untersuchungen. Kritisches-genetische Edition* [Hg von Schulte, J.] Frankfurt/M.: Suhrkamp.

# POLITIKER/-INNEN IM DISKURS. EINE DISKURSLINGUISTISCHE ANALYSE

Roberta V. Rada

## 1. Einleitung

Was wissen wir, Alltagsmenschen, über wichtige Ereignisse in unserer engen und weiten Umgebung, was über die Handlungen und Äußerungen von als wichtig erachteten Personen wie Politikern, Wissenschaftlern oder Promis, die einen Einfluss auf unser Denken und Fühlen haben? Meistens haben wir keine persönlichen, unmittelbaren Erfahrungen, sind daher auf die Medien und deren Berichterstattung angewiesen. Wie Luhmann (2004: 9) formuliert: „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt wissen, wissen wir durch Massenmedien.“ Demnach stellt sich die Frage, welche kollektiven Wissensbestände die Medien über Ereignisse, Sachverhalte und Personen für die Öffentlichkeit vermitteln. Da dieses Wissen an sich nicht greifbar ist, zumal wir Menschen nicht in die Köpfe sehen können, „bleibt der analytische Weg über die *Performanz* von Wissen, d.h. vor allem: über *sprachliche Performanz*“ (Vogel 2009: 87, Hervorh. im Original). Ein Zugang zu solchen Wissenssystemen ist durch die Sprache, durch die sprachlichen Ausdrücke gegeben. Von sprachlichen Strukturen ausgehend kann nämlich auf Wissen, d.h. auf Konzepte, Einstellungen, Bewertungen, Denkweisen geschlossen werden. Die Analyse des Sprachgebrauchs als Spuren kognitiver Wissensstrukturen steht im Zentrum neuerer linguistischer Ansätze, die unter dem Begriff „linguistische Diskursanalyse“ zusammengefasst werden können.

Dieser Beitrag setzt sich in diesem Sinne zum Ziel, das über die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel und den ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán anlässlich ihres Treffens im Herbst 2012 in Berlin in der deutschen und ungarischen Presse konstituierte und vermittelte Wissen mit Methoden der linguistischen Diskursanalyse zu ermitteln. Dazu werden im Rahmen qualitativer Analysen die relevanten sprachlichen Strategien/Muster aufgedeckt und in deutsch-ungarischem Vergleich ausgewertet. Das der Analyse zugrunde liegende Korpus umfasst jeweils 40 deutsch- und ungarischsprachige Texte.

## 2. Theoretische Grundlegung: Diskurslinguistik und linguistische Diskursanalyse

Es wird von der (auch) in der Diskurslinguistik zugrunde gelegten erkenntnistheoretischen Prämisse des Konstruktivismus ausgegangen, dass die uns umgebende Wirklichkeit nur über die Sprache als Medium zugänglich und wahrnehmbar ist. Der Sprache, als Mittel der Konstitution und Vermittlung von Wissensbeständen, Denkinhalten, Wertesystemen usw., kommt dabei ein Perspektivierungspotenzial zu (vgl. Köller 2004), d.h., durch sprachliche Zeichen können jeweils unterschiedliche Aspekte der bezeichneten Sachverhalte (Ereignisse, Gegenstände, Personen usw.) sichtbar gemacht werden. Durch die Sprache wird für uns daher zwangsmäßig eine perspektivierte Wirklichkeit präsentiert. Wirklichkeit und Wissen sind in diesem Sinne Konstruktionen, sie werden von der Sprache nicht als objektiv Gegebenes (einfach) abgebildet, sondern geprägt, konstituiert. Das trifft insbesondere auf die Massenmedien zu, in denen eine durch verschiedene Interessen geleitete, perspektivierende Wirklichkeitskonstitution in Bezug auf gesellschaftlich relevante Themen stattfindet. Diese Wirklichkeitskonstitution nennt Felder (2009: 23) „Medienrealität“.

Die Aushandlung, d.h., die Wahrnehmung und Konstitution gesellschaftlicher Wirklichkeit erfolgt in Anlehnung an die von Foucault inspirierte Diskursforschung der französischen poststrukturalistischen Schule in Diskursen. Diskurse werden nach Foucault (1981) als soziale Praxis der Hervorbringung und Aushandlung von Wissen beschrieben. Sie sind jeweils an eine gegebene historische Situation, an konkrete politische Machtverhältnisse gebunden. Der Diskurs erweist sich als Ort, als strategisches Feld, an dem Kämpfe um Meinungen, Denkweisen, Bedeutungen, Positionen ausgetragen werden. Gleichzeitig gilt der Diskurs auch als Instrument dieses Kampfes, als Mittel der Macht. Die im Diskurs Mitwirkenden, die sogenannten Akteure, versuchen den Diskurs dazu auszunutzen, andere zu kontrollieren, ihr (sprachliches und nicht-sprachliches) Handeln zu normieren. Diskurse fungieren als Formationsysteme von Wissen, die Ausschließungs- und Produktionsbedingungen für Äußerungen steuern. Sie sind auf der Ebene der gesellschaftlichen Interaktion angesiedelt und manifestieren sich als Aussagenensembles, d.h. als Ensembles von Wissens-elementen, in denen auf gesellschaftlicher Ebene ein Thema verhandelt wird. Sie manifestieren sich als Verbünde inhaltlich zusammengehöriger Texte, die sich als thematisch bestimmte Textnetze darstellen lassen. Über diese Textnetze ist ein analytischer Zugang zu kollektiven, für bestimmte soziale Gruppen in einer bestimmten Epoche typischen Denk- und Argumentationsmustern möglich.

Für die Linguistik ist ein Diskurs eine *Menge von Texten zu einem gleichen Thema*, das über einen längeren Zeitraum hinweg auf gesellschaftlicher Ebene verhandelt wird. Die thematische Gebundenheit an ein Diskursthema ist die zentrale diskurskonstitutive Eigenschaft (vgl. Felder 2013, Busse/Teubert 1994).

Diskurse sind für die Linguistik ausschließlich über Textkorpora zugänglich. Die *Korpusbasiertheit* ist somit eine Grundvoraussetzung für diskurslinguistische Forschungsziele. Ein Diskurs darf aber nicht mit einem Korpus gleichgesetzt werden. Textkorpora dienen lediglich dazu, Teilmengen von Diskursen für die linguistische Analyse verfügbar zu machen (Niehr 2014: 33). Jung (1996: 459f.) bemerkt, dass Texte im Allgemeinen nicht eindeutig als zu einem Diskurs gehörig erfasst werden können, zumal in thematisch einschlägigen Texten Inhalte vorkommen können, die man nicht zum gleichen Diskurs rechnen kann. Da im Text das Thema wechselt/wechseln kann, ist derselbe Text gleichzeitig auch in andere Diskurse eingebunden. Das für Analysezwecke herangezogene konkrete Korpus kann den Gesamtdiskurs als „virtuelles Textkorpus“, bestehend aus Teildiskursen, nur ausschnitthaft repräsentieren. Darüber hinaus kann die Zusammenstellung des Diskurskorpus unterschiedlich erfolgen und sie hängt von dem jeweiligen Diskursanalytiker bzw. seinem Forschungsinteresse ab (Niehr 2014: 32). Generell ist bei der Korpuszusammenstellung die Diversität von Kommunikationsbereichen und Textsorten zu berücksichtigen.

Der Diskurs, bestehend aus einer bestimmten Menge von Texten, wird als *textübergreifende, transtextuelle Einheit* aufgefasst, der als Kontext für die Einzeltexte funktioniert. Der singuläre Text gilt durch die Einbettung in solche textübergreifenden Zusammenhänge somit als die Konstituente eines größeren Kontextes, wobei seine Existenz sich „der beabsichtigten oder unbeabsichtigten Bezugnahme auf andere Texte [verdankt]“ (Warnke 2002: 136). Den kommunikativen Zusammenhalt einer Vielzahl von singulären Texten im Diskurs nennt Warnke (ebd.) Diskursivität. Diskursivität ist die Eigenschaft der Einzeltexte, Teil eines oder mehrere Diskurse zu sein (Warnke 2002: 137). Texte des Diskurses sind also durch ein partiell übereinstimmendes Diskursivitätsmerkmal gekennzeichnet, das „durch intertextuelle Bezüge in einzelnen Texten konkretisiert wird“ (ebd.). Insofern Texte explizit oder implizit, formal oder inhaltlich aufeinander Bezug nehmen, stehen sie in einem wechselseitigen Beziehungsgefüge (Busse/Teubert 1994: 14).

In der Einleitung ist auf die Medienbedingtheit unseres Wissenserwerbs hingewiesen worden. In diskurslinguistischem Zusammenhang muss noch einmal ihre Rolle bei der diskursiven Wissenskonstituierung betont werden, zumal die Massenmedien beeinflussen können, welches Wissen über ein bestimmtes Thema vermittelt wird. Da die *Massenmedialität* durch *Öffentlichkeit* bedingt ist, werden Diskurse hauptsächlich öffentlich oder teilöffentlich über ein gesamtgesellschaftlich relevantes und meistens kontrovers diskutiertes Thema geführt.

Die Hervorbringung von Wissen erfolgt in Form von sprachlichen Handlungen der Akteure, die Wissen ihren divergierenden Interessen entsprechend (mit)konstituieren, zum Verschwinden bringen, regulieren, usw. Da sich im diskursiven Gefüge die Aushandlung von Wissen regelgeleitet erfolgt und die diskursive Einheit durch die Wiederkehr von formalen und inhaltlichen Elementen gewährleistet wird, besteht die Aufgabe der Diskurslinguistik in der Aufdeckung

von Regel- und Musterhaftem. Nach Bubenhofer (2009) besteht die linguistische Diskursanalyse in der Suche nach *Sprachgebrauchsmustern*. Diese auf der Ausdrucksebene sprachlicher Zeichen liegenden rekurrent und hochfrequent oder signifikant auftretenden Einheiten sollen Hinweise auf das diesen Einheiten zugrunde liegende Denken, Fühlen und Wollen (vgl. Hermanns 1995) der Menschen einer Zeit geben, die die Texte und Textfragmente, die das Korpus konstituieren, produzierten. Diese Sprachgebrauchsmuster können auf den verschiedensten linguistischen Ebenen angesiedelt werden (Felder 2009: 24ff.). Diskursanalysen operieren daher auf unterschiedlichen Ebenen, auf denen jeweils das konkrete Datenmaterial systematisiert und ausgewertet werden kann, wie die Ebene der Lexeme, der Wortverbindungen, des Satzes, des Textes und der Text-Bild-Beziehungen (vgl. pragma-semiotische Textarbeit bei Felder 2009, 2013 oder DIMEAN bei Spitzmüller/Warnke 2011).

### 3. Korpus und Vorgehensweise

Die Grundlage der Untersuchung bildet ein kleines Korpus, das auf der Basis des sog. Budapester Korpus<sup>1</sup> erstellt worden ist. Das Budapester Korpus ist als zweisprachiges thematisches Korpus konzipiert, bestehend aus einem deutschsprachigen Teil<sup>2</sup> mit inhaltlich-thematisch bestimmten Teilkorpora, wie Berliner Mauer\_DE, Jahrestag EU\_DE, Ungarnbild\_DE, EU-Beitritt Ungarn\_DE, Merkel-Orbán\_DE, Wirtschaftskrise\_DE, Lidl\_DE, Telekom\_DE usw. Es handelt sich also um eine große Menge von Medientexten, die verschiedene Mediendiskurse repräsentieren. Die Recherche der Texte erfolgte auf der Basis bestimmter Suchwörter/-ausdrücke, sonstige Filterungen (etwa nach Textsorten) fanden nicht statt. Der ungarischsprachige Teil<sup>3</sup> ist wesentlich kleiner, er besteht vorläufig aus folgenden Teilkorpora: EU-Beitritt Ung\_HU, Jahrestag EU\_HU, EP Wahlen\_HU, Merkel-Orbán\_HU, EuroParl\_HU. Die parallelen zweisprachigen Teilkorpora erlauben vergleichende Untersuchungen.

Bei der Generierung des Diskurskorpus für die Zwecke vorliegender Analyse ist von den Teilkorpora Merkel-Orbán\_HU bzw. Merkel-Orbán\_DE ausgegangen, die mithilfe der Suchausdrücke Merkel\* UND Orbán\* (d.h. das gemeinsame Vorkommen beider Ausdrücke) in den Texten recherchiert worden sind. Die

<sup>1</sup> Der deutschsprachige Teil ist größtenteils von den MitarbeiterInnen des Lehrstuhls für Linguistik des Germanistischen Seminars der Universität Heidelberg, der ungarischsprachige ausschließlich von denen des Lehrstuhls für germanistische Sprachwissenschaft am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität, mithilfe der Datenbank LexisNexis bzw. aufgrund von Homepages ungarischer online zugänglicher Presseprodukte zusammengestellt worden.

<sup>2</sup> Der deutsche Teil enthält zurzeit 4.485.491 Types, 138.452.793 Tokens, 146.534 Texte.

<sup>3</sup> Der Gesamtumfang des ungarischen Teiles beläuft sich auf 685.949 Types, 15.354.939 Tokens, 4.721 Texte.

deutschsprachigen Texte stammen aus der Zeitspanne 1998–2013, die ungarischsprachigen aus den Jahren zwischen 2007 und 2012. Dem Forschungsziel gemäß wurde auch eine zeitliche Einschränkung gemacht. Sie war nötig, weil im Korpus Texte enthalten sind, die nichts mit dem Treffen von Viktor Orbán und Angela Merkel im Oktober 2012 zu tun haben, es überhaupt nicht thematisieren. Es sind daher ausschließlich Texte berücksichtigt worden, die zu diesem Ereignis unmittelbar Stellung nehmen, es kritisch reflektieren, usw. Dafür ist eine Zeitperiode festgelegt worden, eine Woche vor und nach dem Treffen am 12. 10. 2012, in der das Treffen in den Fokus des Medieninteresses geraten ist. Der Besuch des ungarischen Ministerpräsidenten umfasst neben dem Treffen mit der Bundeskanzlerin und der darauf folgenden Pressekonferenz im Kanzleramt zu Berlin auch eine Reihe von anderen Veranstaltungen und Programmpunkten, wie ein Interview, das vom ungarischen Regierungschef dem „Handelsblatt“ gegeben worden ist, ein Gespräch, geführt im Axel-Springer-Haus, die Ehrung von bedeutenden Vertretern der Sinti und Roma (Romani Rose und Ferenc Snétberger) im Gebäude der ungarischen Botschaft. Der Besuch des ungarischen Premiers in Berlin wurde auch von Demonstrationen sowie der Überreichung einer Petition durch die ungarischen Journalisten Balázs Nagy-Navarro und Aranka Szávuly zum Schutz der Medienfreiheit in Ungarn begleitet. All das wird im untersuchten Mediendiskurs thematisiert und kommentiert. Die im Kanzleramt geführten Verhandlungen betrafen die Bankunion der EU, die Einführung der gemeinsamen ungarischen Währung in Ungarn sowie die Steuerharmonisation und den Haushalt der EU.

Das konkrete Korpus besteht aus 40 deutschen Medientexten, die aus deutschen gedruckten und online Presseorganen wie „Frankfurter Rundschau“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, „Spiegel“, „Berliner Morgenpost“, „Berliner Tageszeitung“, „Stuttgarter Nachrichten“, „Mitteldeutsche Zeitung“ usw. stammen. 28 ungarische Texte aus „Népszabadság“ und „Magyar Narancs“ sind im erwähnten Budapester Korpus enthalten. Sie wurden durch weitere 22 ungarische Texte aus den online erreichbaren Presseprodukten „Heti Világgazdaság“, „Magyar Nemzet“ und „168 óra“ ergänzt, um die Vergleichbarkeit quantitativ zu verbessern. Von den Textsorten her haben wir es fast ausschließlich mit Meldungen, Berichten und Kommentaren zu tun.

In Anbetracht der geringen Zahl der Texte wurden für die Auswertung des Textkorpus in erster Linie qualitativ-hermeneutische Methoden genutzt. Quantitativ-korpuslinguistische Verfahren erlauben einen ersten sortierenden Zugriff. Mit entsprechenden Analysesoftwaren und Suchanfragen ist es möglich, Konkordanzen, d.h. Kollokationen, Clusters usw. zu ermitteln, die zur statistischen Berechnung und Identifizierung von rekurrenten sprachlichen Mustern dienen (vgl. Kreuz/Wengeler 2014, Niehr 2014). Qualitative Methoden sind auf ein hermeneutisches Verfahren angewiesen. Dafür müssen die Volltexte des Korpus vom Forschenden gelesen und interpretiert werden (vgl. Diskurshermeneutik bei Hermanns 2007). Generell wird in der Diskurslinguistik ein qualitatives diskurshermeneutisches Verfahren nicht nur für unverzichtbar, sondern für das

den Erkenntniszielen einer linguistischen Diskursanalyse besser entsprechende Vorgehen gehalten, das mit quantitativen Verfahren angereichert und/oder unterstützt werden kann (Kreuz/Wengeler 2014: 70–71). Im Sinne eines induktiven Verfahrens wurde vom Korpus geleitet (corpus-driven) nach Auffälligkeiten in den Texten gesucht, nach sprachlichen (z.B. lexikalischen, grammatischen, usw.) Strukturen, deren häufiger Gebrauch auffallend war. Bei der Analyse und Ermittlung rekurrenter sprachlicher Muster wurde sich auf die Ebene der Wortschatzeinheiten sowie auf bestimmte Phänomene der Intertextualität auf Textebene konzentriert. Es geht einerseits um die Redeberichte in Form von Nominal- oder Verbalphrasen, andererseits um die redeeinleitenden/redesignalisierenden Verben, die für sämtliche Formen der Redewiedergabe eine wichtige Rolle spielen. Der untersuchte Mediendiskurs ist ja themenbedingt prototypischerweise durch die Redewiedergabe, d.h. durch die Wiedergabe von Äußerungen einer Person (z.B. eines Politikers) durch eine andere Person (durch den Journalisten) (vgl. Fabricius-Hansen 2002: 70) geprägt.

Ausgehend von den ermittelten Mustern konnte diskursives Wissen in Bezug auf die beiden Politiker eruiert werden. Die Analyse wurde in beiden Teilkorpora, jeweils in Bezug auf Merkel und Orbán, durchgeführt. In diesem Zusammenhang ist noch zu erwähnen, dass Angela Merkel und Viktor Orbán nicht nur Regierungschefin bzw. -chef ihrer Länder sind, sondern sowohl im nationalen als auch im internationalen Kontext eine Regierung, eine bestimmte politische Partei bzw. politisch-ideologische Richtung vertreten. Darüber hinaus sind sie auch durch ihre Rollen und Positionen in der EU definiert.

## 4. Auswertung des deutschsprachigen Teilkorpus

### 4.1. Konzeptualisierung des ungarischen Premiers

Hinsichtlich der Wissensvermittlung in Bezug auf den ungarischen Ministerpräsidenten sollen im deutschen Korpus folgende Sprachgebrauchsmuster hervorgehoben werden.

#### a. Bezeichnungen, mit denen auf Viktor Orbán referiert wird

Unter diesen Bezeichnungen dominieren eindeutig Eigennamen, die aus dem Vor- und Nachnamen des ungarischen Politikers, z.B. *Viktor Orbán* oder nur aus dem Nachnamen, z.B. *Orbán* bestehen, wobei in der deutschen Presse auch die Schreibweise *Orban*<sup>4</sup> anzutreffen ist. Darüber hinaus sind auch offizielle, in der Diplomatie übliche Amtsbezeichnungen anzutreffen, die oft durch die

<sup>4</sup> Also ohne diakritisches Zeichen über dem Graph /a/, das im Ungarischen die Länge des [a]-Vokals markiert.

Landesbezeichnung ergänzt werden: *Ungarns bzw. ungarischer Premier/Ministerpräsident/Regierungschef*. Nur selten gab es Beispiele für metaphorische Bezeichnungen des Typs *der Mann mit dem Zweidrittelhammer*.

## b. Ideologievokabular

Die Verwendung von Elementen des Ideologievokabulars dient im deutschen Mediendiskurs dazu, die Ideologie(n) zu benennen, die dem Land im deutschen Mediendiskurs zugeschrieben wird (werden): *Antiziganismus, Roma-Hass, antisemitisch, rassistische Vorfälle im Land*. Darüber hinaus werden Ideologiewörter auch zur Charakterisierung der von Orbán vertretenen politischen Ideologie eingesetzt: *rechtskonservativ, nationalkonservative/konservative FIDESZ-Regierungspartei*. Auch sein Redestil wird abgewertet: *mythisch-nationalistische Rede*. Solche rekurrent auftretenden Wörter und Ausdrücke werden verwendet, um Orbán bzw. seine Tätigkeit zu stigmatisieren:

*Immer wieder schwappen Wellen von Roma-Hass über Ungarn. Die Regierung Orbán hat das nicht wirksam eingedämmt – dieser Entwicklung sogar, wie manche Kritiker meinen, Vorschub geleistet.* (Der Tagesspiegel: Ein Kreuz mit dem Orden; Ungarns rechtskonservativer Regierungschef Orbán zeichnet Romani Rose vom Zentralrat der Roma aus, 12.10.2012)

## c. Frame: „Normwidriges Verhalten“

Es fallen auch Wörter und Ausdrücke ins Auge, mit deren Hilfe das öffentliche Verhalten des ungarischen Premiers als problematisch eingestuft wird: *Gefahr, international umstritten / umstrittenster Regierungschef/Politiker in der EU/ in Europa, umstrittener Ungar, heftig umstrittene Innen- und Europa-Politik*. Es wird auch thematisiert, welche Reaktionen dieses Verhalten in politischen Kreisen in Deutschland und in der EU auslöst: *Streit, Bedenken, Kritik, scharf kritisiert, Proteste, Skepsis, Sorgen, Mahnung*.

*Orbán steht seit Monaten in der Kritik. Er hat eine neue Verfassung erarbeiten lassen, ein neues Mediengesetz eingeführt und damit wütende Proteste der Opposition im eigenen Land und Sorge in der EU ausgelöst. Jüngste Äußerungen zur nationalen Frage wurden ebenfalls im In- und Ausland mit Unbehagen aufgenommen, [...].* (Spiegel Online: Ungarns Ministerpräsident: Proteste bei Orbáns Berlin-Besuch. 12.10.2012)<sup>5</sup>

Auch dieses Sprachgebrauchsmuster trägt zur negativen Bewertung bei.

<sup>5</sup> Hervorhebungen von mir, R.R.

#### d. Redeeinleitende Verben

Bei den redeeinleitenden Verben geht es um *verba dicendi* und *sentiendi* (*denken, glauben, befürchten, wissen, hoffen* usw.). Letztere werden oft als Äußerungsverben verwendet, obwohl sie nicht äußerlich wahrnehmbare Sprechhandlungen denotieren (Fabricius-Hansen 2002: 19). Redeeinleitende Verben erlauben den Nachvollzug der von dem Journalisten intendierten Interpretation des kommunikativen Sinnes der wiedergegebenen Äußerungen. Durch diese Verben kann wiedergegebene Rede neutral dargestellt werden, z.B. *sagen, meinen*, sie kann aber auch bewertet werden. Das Verb *behaupten* signalisiert beispielsweise, dass der Wahrheitsgehalt wiedergegebener Rede fraglich ist. Das redeeinleitende Verb kann auch paraverbale Elemente des ursprünglich Gesagten wiedergeben, z.B. *jammerte*. Bei der direkten Rede ist das redesignalisierende Verb dem Sprecher zuzuordnen, von dem die zitierte Äußerung stammt (z.B. ein Politiker), bei der indirekten Rede dagegen sind die Anteile von dem Sprecher der wiedergegebenen Äußerung bzw. dem dieses Zitierenden (z.B. Journalist) nicht immer klar auseinanderzuhalten, also das redeeinleitende Verb kann nicht eindeutig informieren, wessen Stimme dominiert.

Die Verben, die Orbáns Äußerungen als fremde Rede einleiten, sind häufig Verben mit unterstellender Bedeutung (vgl. Heringer 2006: 48), mit denen der zitierende Journalist dem ungarischen Premier eine gewisse Haltung in Bezug auf das Geäußerte unterstellt, z.B. *verspricht der Kanzlerin, mehrmals versichert er, erklärte pflichtschuldigst, warb Orban um Verständnis*.

*Und Viktor Orbán erklärte noch pflichtschuldigst, der Euro sei „eine große Errungenschaft“. Er sehe da eine Perspektive. Die lautet: „Ungarn muss sich dann dem Eurobereich anschließen, wenn er uns tatsächlich eine Perspektive bietet und wir dazu bereit sind.“* (Frankfurter Rundschau: Ungarn geht auf Distanz zum Euro; Kanzlerin Merkel bescheinigt ihrem Amtskollegen Orban Fortschritte bei Reformen, 12.10.2012)

Im Spiegel dieser Verben erscheint Orbán in der Position des Unterlegenen, des um Verständnis Bittenden.

#### 4.2. Die Konzeptualisierung der deutschen Bundeskanzlerin

Relevante Denk- und Bewertungsmuster in Bezug auf die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel werden hauptsächlich durch folgende rekurrent auftretende Sprachgebrauchsmuster vermittelt.

### a. Bezeichnungen, mit denen auf Merkel referiert wird

Auch auf die deutsche Bundeskanzlerin wird mittels neutraler Bezeichnungen referiert, wie Eigennamen: *Angela Merkel* bzw. *Merkel*, sowie Amtsbezeichnungen: *deutsche Bundeskanzlerin/Kanzlerin/Regierungschefin*. In Bezug auf die deutsche Bundeskanzlerin tauchten nur vereinzelt andersartige Benennungen auf. Diese waren nicht metaphorisch motiviert (wie bei Orbán), sondern deuteten – wahrscheinlich auf ironische Weise – auf die positive persönliche Beziehung von Merkel zu Orbán hin: *Duzfreundin von Orban*.

### b. Redeberichte

Redeberichte stellen besondere Formen der Redewiedergabe dar. Der Journalist hört/liest die Rede/Äußerung des Politikers (hier der deutschen Bundeskanzlerin), interpretiert sie und leitet einen gewissen Sachverhalt ab, der nur in seinem Text verbalisiert wird. Er formuliert nicht den reinen Ausspruch, sondern fasst in eigenen Worten zusammen, was gesagt wurde und ordnet es in sein eigenes Begriffssystem ein. Der Redebericht kann lediglich aus einer Phrase bestehen, die nicht einmal lexikalischer Bestandteil der wiedergegebenen Rede gewesen ist.

In den Redeberichten wurde Merkels Einstellung gegenüber Orbán ausgedrückt. Dies äußert sich

- in einem Verzicht auf die öffentliche Kritik an dem ungarischen Politiker:  
*Kritik äußert sie nicht, verzichtet auf öffentliche Kritik an den innenpolitischen Verhältnissen, kaum Kritik, Kanzlerin hat die Kritik nicht zu eigen gemacht, hatte Orban geschont /nutzt die Gelegenheit nicht, öffentlich zu kritisieren*
- in dem Entgegenbringen von Verständnis und Offenheit für die Probleme Ungarns:  
*zeigt Verständnis, äußert großes Verständnis, offenes Gespräch geführt*
- in der Anerkennung der Bemühungen und der Leistung der ungarischen Regierung, die von der EU bemängelten Defizite beheben zu können:  
*bescheinigt Ungarn/Budapest Fortschritte, Merkel sieht Fortschritte in Ungarn*
- in einer bewussten Distanzhaltung:  
*Merkels Distanz zu Orban / auf Distanz halten; heikel, wenn sie sich neben so einen Mann stellt; es ist notwendig, dass sie sich nicht zu oft in der Nähe des ungarischen Regierungschefs zeigt*

## 5. Analyse des ungarischen Teilkorpus

### 5.1. Konzeptualisierung von Viktor Orbán im ungarischen Medien-diskurs

#### a. Benennungen des ungarischen Premiers

Wie im deutschen Korpus überwiegen auch in den ungarischen Presstexten neutrale Bezeichnungen wie *Orbán Viktor*, *magyar miniszterelnök*, *miniszterelnök*, *magyar kormányfő*. Es kommen nur wenig wertende, negativ konnotierte Benennungen vor, wie *bajkeverő*, *FIDESZ és vezére*.

#### b. Metaphern

In dem ungarischen Korpus, insbesondere in der links orientierten liberalen Presse ist die Verwendung von metaphorischen Ausdrücken in der Konzeptualisierung des ungarischen Regierungschefs augenfällig. In den zugrunde liegenden konzeptuellen Metaphern werden Prädikationen in Bezug auf seine Person von konkreten anschaulichen Herkunftsbereichen übertragen, und dadurch wird Wissen konstruiert. Die metaphorischen Ausdrücke lassen sich auf die folgenden konzeptuellen Metaphern zurückführen:

- POLITIK ist SPORT, genauer BOXEN: *ütésektől szédelő, megroggyant bokszoló, tizedik kiütés után, padlóra küldi*  
*Miért volt kíméletes Merkel Orbánnal? Egyáltalán kíméletes volt? Vagy csupán sportszerű? Mondván, minek rúgjon bele valakibe, aki minden külső segítség nélkül is hamarosan padlóra küldi magát?* (HVG: Már nem félnek Orbántól, 16.10.2012)
- POLITIK ist KAMPF: *addig folytatja a küzdelmet, amíg össze nem esik; rohamoz, támad*  
*Persze látszólag semmi változás. Első blikkre ugyanolyan erővel rohamoz, támad, dacol, mint korábban.* (HVG: Már nem félnek Orbántól, 16.10.2012)
- POLITIK ist JAGD: *sebzett vad*  
*A Nemzeti Együttműködés feje legyengült már annyira, hogy ne jelentsen igazi veszélyt Európára. Ugyanakkor sebzett vadként önmagára, a hazájára nagyon veszélyes.* (HVG: Már nem félnek Orbántól, 16.10.2012)

Im Spiegel dieser konzeptuellen Metaphern erscheint der ungarische Politiker als der aggressive Kämpfer, der jedoch besiegt wird.

In den sprachlichen Metaphern *kuncsorgás Merkelnél, személyes találkozóért kilincsel, Canossa-járás* wird Orbáns Demütigung, das Sich-Ducken des Unterlegenen versprachlicht.

*Canossa-járásnak ígérkezik ez a német kancellárnál, akinek támogatását el kell nyerni, hogy az ország végképp ne szakadjon el és le a megtagadott Európától.* (Népszabadság online: A ló tétován fordul, 6.10.2012)

### c. Expressive, negativ wertende Ausdrücke

In solchen Ausdrücken werden dem ungarischen Regierungschef bestimmte negative Merkmale und Eigenschaften zugeschrieben: *durva reformokat, megosztó politikát folytat; rosszul dönt; nemzetközi baklövések; gyenge, legyengült, Orbán gyengesége; önmagára, a hazájára veszélyes, Európára nem jelent igazi veszélyt; unortodox;*

*A budapesti német nagykövetség Berlinbe küldött táviratai nyilván részletesen, alaposan taglalják a magyar miniszterelnök ámokfutását: Nyugat-ellenességét, Brüsszel és Moszkva egybemosását, hazugságait az IMF-feltételekről és a többi.* (Magyar Narancs, Eörsi Mátyás: A bajkeverő semlegesítése. Miért fogadja Merkel Orbán Viktort?, 6.10.2012)

Die wertenden Ausdrücke werden oft mit Adverbien und Modalwörtern kombiniert, die der negativen Wertung Nachdruck verleihen: *feletőbb gyakran találtak különösnek, szokatlanul öntudatos viselkedés*

Häufig erfolgt die negative Wertung in Kombination mit Negationswörtern, wodurch positiv bewertete Eigenschaften ins Negative verkehrt werden: *nem Európa-konform, nem számít hiteles politikusnak, nem könnyű tárgyaló partner, nemzetközi megítélése nem javul*

### d. Ausdrücke, die negativ bewertete Gefühle, Einstellungen benennen

Neben negativ wertenden Ausdrücken findet man auch häufig Ausdrücke, die nicht negative Bewertungen vermitteln, sondern solche, d.h. negative Gefühle und Einstellungen benennen, z.B. *visszatetszést kelt, már nem félnek tőle, kellemtelen érzés az Orbán kormánnyal szemben, hitetlenséget vált ki, értetlenséget vált ki, eloszlatni a bizalmatlanságot.* Die vermittelten negativen Einstellungen markieren ganz eindeutig das Bestreben der ungarischen Akteure, im ungarischen Mediendiskurs in Bezug auf den eigenen Ministerpräsidenten Viktor Orbán negative Bewertungsmuster durchzusetzen.

*Hiába, Orbánt ideológiai elképzelései vezették Kutaiszibe kampányolni, nem az elemzések. Ne csodálkozzon, ha rossz ómennek nyilvánítják vizitjeit.* (Népszabadság online: Orbán, ómen, 3.10.2012)

### e. Frame „Unterstützung“

Durch die Rekurrenz von Wörtern und Ausdrücken, die Elemente des Frames „Unterstützung“ verbalisieren, wie *el kell nyerni Merkel támogatását, más pártfogója nincs a horizonton, nem csapna össze Merkellel, nem kívánja ellenfélnek, rászorul Berlin jóindulatára/megértésére/támogatására, Angela Merkel rokonszenvét meg kell nyernie* werden die Ungleichheit der Verhandlungspartner, die Unterlegenheit und Ausgeliefertheit von Viktor Orbán konzeptualisiert.

*Orbán újra bizonyíthat Berlinben – Német-magyar viszony – A hisztériának vége, most már jöhet a tárgyszerű párbeszéd* (Titel eines Kommentars, verfasst von Edit Inotai, in Népszabadság online, 11.10.2012)

### f. Mittel der Redeeinleitung

Eine ähnliche Rolle spielen redееinleitende Verben, die in der Redewiedergabe von Viktor Orbán verwendet werden: *arra kérte/kéri Merkelt, köszönetet mondott, külön értékelte, megerősítette, kíván körbejárni*

## 5.2. Konzeptualisierung von Angela Merkel im ungarischen Mediendiskurs

### a. Benennungen der deutschen Bundeskanzlerin

Im ungarischen Mediendiskurs wird auf die deutsche Bundeskanzlerin ausschließlich mittels neutraler Bezeichnungen wie *Angela Merkel, kancellár/német kancellár, kormányfő, német kormányfő* referiert.

### b. Attribute

Zur Konzeptualisierung von Angela Merkel tragen bestimmte Wörter und Ausdrücke, vielfach Adjektive in attributiver Funktion bzw. Nominalphrasen mit solchen bei, durch die der deutschen Bundeskanzlerin positiv bewertete Merkmale zugeschrieben werden, z.B. *pragmatikus kancellár, európai integráció iránt elkötelezett, praktikus, fajsúlyos uniós kormányfő*.

*A német kancellár a belpolitikai színpadon is úgy igyekszik megmutatkozni, mint az egész Európáért felelős vezető, aki mindeközben megvédi a német adófizetők érdekeit is. Erről szól a költségvetési és pénzügyi unió, amelynek kezdeményezője és legerőteljesebb sürgetője: (Magyar Narancs, Eörsi Mátyás: A bajkeverő semlegesítése. Miért fogadja Merkel Orbán Viktort?, 6.10.2012)*

In den Ausdrücken tauchen als Element von Nominalphrasen *Európa/európai* bzw. *unió/uniós* auf, was auf die Machtposition von Merkel in der EU-Politik hinweist.

### c. Redeberichte

Interessanterweise spielen hinsichtlich der Konzeptualisierung der deutschen Bundeskanzlerin im ungarischen Mediendiskurs dieselben Redeberichte als sprachliche Gebrauchsmuster wie im deutschen Diskurs eine Rolle. Dies mag damit zusammenhängen, dass wir es in den ungarischen Medientexten mit Übersetzungen aus den deutschen Presseprodukten zu tun haben. Es erscheinen ähnliche Formulierungen, in denen Einstellungsbekundungen der deutschen Kanzlerin versprachlicht werden, so

- ihr Verständnis: *érti, hogy mi történik Európában / érti a magyar álláspontot, segítette a megértést, a német kancellár megérti / pontosan tudja*
- ihre Offenheit und Dialogbereitschaft: *első kézből médiatorzítás nélkül hallhatta / nyíltan beszéltünk/nyílt beszéd /nyílt beszélgetést folytattak / párbeszéd – nyílt*
- ihr Streben nach Konsens und ihre Kompromissbereitschaft: *jó kapcsolat / tisztelik a magyarokat / örömmel fogadta /üdvözölte / méltatta Orbán kompromisszumkészségét /Berlin konszenzust szeretne /személyes szimpátia*
- die Schonung des ungarischen Premiers in der Medienöffentlichkeit: *kíméletes Orbánnal, Merkel nem bántotta Orbánt, relatív puha német fogadtatás, nyílt, közvetlen bírálat nem volt*

## 6. Fazit

Ziel dieses Beitrags war, im Rahmen einer linguistischen Diskursanalyse zu ermitteln, wie Politiker im Mediendiskurs konzeptualisiert werden. Exemplarisch wurde am Beispiel des deutschen und ungarischen Mediendiskurses mit dem übergeordneten Diskursthema Merkel-Orbán-Treffen im Oktober 2012 in Berlin analysiert, welche Sprachgebrauchsmuster auf der Ebene der Lexeme und des Textes dominieren. Ausgehend von der Analyse solcher Muster lassen sich folgende Schlussfolgerungen über die vermittelten Denk- und Bewertungsmus-

ter ziehen. Durch die Einbeziehung anderer Kriterien und Analyseebenen könnte selbstverständlich ein differenzierteres Bild über die beiden Politiker gezeichnet werden.

Sowohl im deutschen als auch im ungarischen Mediendiskurs wird über die beiden Politiker ein vergleichbares, relativ einheitliches Bild vermittelt. In der Konzeptualisierung des ungarischen Ministerpräsidenten überwiegt in beiden Diskursen die negative Bewertung in Bezug auf die von der Orbán-Regierung vertretene politisch-ideologische Richtung, sowie die Tätigkeit dieser (vgl. Ideologievokabular, expressive wertende Ausdrücke). Sie betrifft aber teilweise auch die Person des ungarischen Politikers, z.B. seinen Verhandlungs- und Redestil. Er wird als ein „Problemkind“ der EU konzeptualisiert (Frame „normwidriges Verhalten“). Im Vergleich zur deutschen Verhandlungspartnerin erweist er sich als der Schwache, Ausgelieferte und Unterlegene, der auf das Wohlwollen der deutschen Bundeskanzlerin angewiesen ist (Frame „Unterstützung“, redeeinleitende Verben). Diese Einstellung all dem gegenüber, was die deutsche Bundeskanzlerin in ihrem Land aber vor allem in der Europäischen Union vertritt, wird sehr augenfällig und explizit von Viktor Orbán selbst formuliert: „Wenn es eine Person auf diesem Planeten gibt, die ich nicht zum Gegner haben möchte, dann ist das Angela Merkel“. Es wird in der Berliner Zeitung (14.10.2012) zum Zitat der Woche gewählt und in der deutschen Presse auch kommentiert: „Der Mann, der einst zu den Protagonisten des antikommunistischen Widerstands gehörte, hatte seinen Berlinbesuch quasi mit einer Verbeugung vor der Kanzlerin begonnen.“ (Spiegel Online 12.10.2012).

Ein Unterschied zwischen dem deutschen und ungarischen Mediendiskurs ergibt sich im Spiegel der Analyseergebnisse hinsichtlich der Vielfalt der Sprachgebrauchsmuster der Bewertung und der Expressivität, der Ausdruckstärke. Die negative Bewertung wird im Ungarischen neben wertenden Wörtern und Ausdrücken, die negative Gefühle bzw. Einstellungen benennen, auch in zahlreichen Metaphern vermittelt. Die ungarische Presse scheint einen stärkeren Geltungsdrang hinsichtlich der Durchsetzung der vermittelten Wissensbestände zu haben. Bei der Konzeptualisierung von Merkel sind in beiden Diskursen die Redeberichte hervorzuheben, die die in der Pressekonferenz gemachten Äußerungen von Merkel in Form von kurzen interpretierenden Zusammenfassungen wiederaufnehmen. Im Spiegel dieser erscheint Merkel als Machthaberin, als eine gewichtige, einflussreiche europäische Politikerin, die alles aus der übergeordneten Perspektive der EU betrachtet. Merkel wird als die in jeder Hinsicht Überlegene gezeigt, die zwar das Recht hätte, andere zu bestrafen, zu disziplinieren, die aber schont, als verständnisvoll, offen, wohlwollend gezeigt wird. Offensichtlich ist sie auch klug genug, um einschätzen zu können, mit welchen Vor- oder Nachteilen für ihr Land und für die EU ein offener Angriff des ungarischen Ministerpräsidenten wäre. Die ungarische Presse identifiziert sich mit dem Bild, das in der deutschen Presse über Merkel vermittelt wird, und will offensichtlich keine weiteren bzw. abweichenden Wissensbestände durchsetzen.

Konzeptualisierungen können sich mit der Zeit, abhängig von der konkreten sozio-politischen Situation, von aktuellen Problemen gesamtgesellschaftlicher Relevanz ändern. So wäre beispielsweise nicht nur hochinteressant, sondern auch aufschlussreich, eine solche Analyse in der gegenwärtigen politischen Situation (Herbst 2015), geprägt durch die Migrantenkrise, zu wiederholen.

## 7. Literatur

- Bubenhof, Noah (2009): Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse. Berlin/New York: De Gruyter.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (2002): Nicht-direktes Referat im Deutschen – Typologie und Abgrenzungsprobleme. In: Baudot, D. (Hg.): Redewiedergabe, Redeerwähnung. Formen und Funktion des Zitierens und Reformulierens im Text. Tübingen: Niemeyer, S. 7–29.
- Felder, Ekkehard (2009): Sprache – das Tor zur Welt!? Perspektiven und Tendenzen in sprachlichen Äußerungen. In: ders. (Hg.): Sprache. Im Auftrag der Universitätsgesellschaft Heidelberg. Berlin u.a.: Springer Verlag, S. 13–57.
- Felder, Ekkehard (2013): Linguistische Diskursanalyse im Forschungsnetzwerk „Sprache und Wissen“. In: Keller, Reiner/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden: Springer, S. 167–197.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heringer, Hans-Jürgen: Die Welt vom Hörensagen. Der Deutschunterricht 5/2006: S. 40–51.
- Hermanns, Fritz (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen: Niemeyer, S. 69–101.

- Hermanns, Fritz (2007): Diskurshermeneutik. In: Warnke, Ingo H. (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York: De Gruyter, S. 187–210.
- Jung, Matthias (1996): Linguistische Diskursgeschichte. In: Böke, Karin/Wengeler, Matthias/Jung, Matthias (Hg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 453–472.
- Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/New York: De Gruyter.
- Kreuz, Christian/Wengeler, Matthias (2014): Quantitative und qualitative Methoden der Diskurslinguistik am Beispiel der sprachlichen Konstruktion von Wirtschaftskrisen. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 1/2014: S. 60–72.
- Luhmann, Niklas (2004): Die Realität der Massenmedien. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Niehr, Thomas (2014): Einführung in die linguistische Diskursanalyse. Darmstadt: WBG.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin: De Gruyter.
- Warnke, Ingo (2002): Text adieu – Diskurs bienvenue? Über Sinn und Zweck einer poststrukturalistischen Entgrenzung des Textbegriffes. In: Fix, Ulla/Adamzik, Kirsten/Antos, Gerd/Klemm, Michael (Hg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt am Main: Lang, S. 125–141.
- Warnke, Ingo (2008): Text und Diskurslinguistik. In: Janich, Nina (Hg.): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen: Narr, S. 35–55.
- Vogel, Friedemann (2009): „Aufstand“ – „Revolte“ – „Widerstand“. Linguistische Mediendiskursanalyse der Ereignisse in den Pariser Vorstädten 2005. Frankfurt am Main: Peter Lang (= Europäische Hochschulschriften, Reihe XXI; 343).

# **KORPUSLINGUISTISCHE UNTERSUCHUNG KOMMUNIKATIVER ROUTINEFORMELN**

Krisztina Mujzer-Varga

## **1. Einleitung**

Beim Spracherwerb sowie dem Gebrauch einer Sprache spielt neben der Kreativität auch die Routine eine bedeutende Rolle. Diese Routine macht sich beim Sprechen durch den Gebrauch solcher Mehrwortverbindungen bemerkbar, die als Einheiten gespeichert sind und als solche hervorgerufen werden können. Die sog. Routineformeln werden in erster Linie als eine Untergruppe innerhalb der Phraseologismen erforscht, in der einschlägigen Fachliteratur haben sich allerdings mehrere Termini durchgesetzt und verbreitet. Auf die umfangreiche Forschung zu phraseologischer Varianz und Modifikation kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Wir verweisen hier vor allem auf Hyvärinen (2011) und Rusila (2009 und 2014), zwei Vorreiterinnen auf dem Gebiet der Erforschung von Routineformeln, Stein (1995) sowie Coulmas (1981).

Mein Forschungsthema umfasst die pragmatischen Funktionen der Routineformeln (RF). Trotz der relativen Verbreitung des Terminus Routineformel habe ich mich in Anlehnung an Hyvärinen (2011) entschlossen, die formelhaften Ausdrücke in meiner Arbeit kommunikative Routineformeln (KRF) zu nennen, um dadurch die in der geschriebenen Varietät der Sprache vorkommenden Formeln nicht auszuschließen. (Allerdings wird im Rahmen dieser Arbeit auf kommunikative Routineformeln in Anlehnung an Stein (1995) auch als gesprächsspezifische Formeln bzw. Gesprächsformeln verwiesen, da sie sich auf dieselbe Erscheinung beziehen.)

Gesprächsspezifische Formeln – wie auch der Name schon sagt – werden in der Fachliteratur vor allem auf ihr Vorkommen in der gesprochenen Sprache erforscht, obwohl sie sich immer mehr auch in der Schriftsprache, besonders in journalistischen Textsorten, verbreitet haben. Mithilfe des Deutschen Referenzkorpus des Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim, können die pragmafunktionellen Leistungen dieser Routineformeln quantitativ, aber auch qualitativ erforscht werden. Zielsetzung meiner Forschungsarbeit ist die Beantwortung der

Frage, von wem kommunikative Routineformeln in welcher Situation und zu welchem Zweck eingesetzt werden.

Der vorliegende Aufsatz entstand im Rahmen einer zukünftigen interdisziplinären Forschung, dessen Hauptziel die Erforschung von sog. Routineformeln ist. Als Arbeitsdefinition verwende ich in Anlehnung an Stein (1995) und Hyvärinen (2011) folgende Definition: Kommunikative Routineformeln sind situationsungebundene Wortverbindungen der geschriebenen und gesprochenen Sprache, die im mentalen Lexikon als Einheiten gespeichert sind und bestimmte kommunikative Aufgaben und Routinen erfüllen.

Zum Thema der Routineformeln bin ich durch die Übersetzungswissenschaft gekommen, wo neben der Kreativität die Routine ebenfalls eine wichtige Rolle spielt. Beim Problematisieren rücken kommunikative Formeln, die das *verbum dicendi* *sagen* enthalten, immer mehr ins Blickfeld. Zu differenzieren wäre als Erstes zwischen der wörtlichen Bedeutung des Verbs (im Sinne von ‚äußern‘, ‚ausdrücken‘, ‚mitteilen‘, ‚artikulieren‘) von der oft im übertragenen Sinne verwendeten Bedeutung in usuellen Wortverbindungen wie z.B. im Ausdruck *ich sag mal so*. In Anlehnung an die Auffassung von Koch/Oesterreicher (1994) soll auch das Konzept der konzeptionellen Mündlichkeit sowie medialen Schriftlichkeit verwendet werden, da das Auftreten bestimmter gesprächsspezifischer Formeln – wie auch die Formel *um das Mindeste zu sagen* – vor allem in der Schriftsprache untersucht wird. Im zweiten Teil meines Beitrages sollen die Ergebnisse einer korpuslinguistischen Untersuchung mit der Suchanfrage [um das /+w4 zu sagen] dargestellt werden. Die Textbelege stammen aus dem „Deutschen Referenzkorpus“, die Suchanfragen wurden mithilfe von COSMAS II. durchgeführt. Die Untersuchung ist weder repräsentativ noch umfassend, es sollen lediglich erste Ergebnisse eines Probedurchlaufs präsentiert werden.

## 2. Theoretischer Hintergrund – Begriffsbestimmung

In der deutschsprachigen Fachliteratur hat sich keine Auffassung durchsetzen können, es herrscht eine Vielzahl an Bezeichnungen vor. Aus der Liste der möglichen Termini lässt sich schlussfolgern, dass in vielen Fällen den Elementen ‚Formel‘, ‚Phraseologismus‘ Attribute wie ‚pragmatisch‘, ‚kommunikativ‘ oder ‚vorgeformt/formelhaft‘ vorangehen. Der Inhalt der Bezeichnungen deckt sich bei den verschiedenen Bezeichnungen jedoch nicht vollständig.

In der Regel geht die Phraseologie von drei grundlegenden Eigenschaften der Phraseologismen aus, die quasi als Bedingungen auftreten: ihrer Festigkeit, der Polylexikalität sowie ihrer Idiomatizität. Es gibt jedoch einige Gruppen, die nicht prototypisch sind und nicht allen Kriterien entsprechen. So beschreiben Burger et al. (1982) innerhalb der pragmatischen Phraseologismen eine Randerscheinung, die ausschließlich aufgrund kommunikativ-pragmatischer Kriterien klassifiziert werden können. Sie gehen von der Behauptung aus, dass die meisten

pragmatischen Phraseologismen hinsichtlich ihrer kommunikativen, also funktionalen oder auch pragmatischen Verwendbarkeit nicht festgelegt sind. Dazu kommt noch, dass bestimmte Typen in bestimmten pragmatischen Funktionen vorkommen können oder mit statistisch nachweisbarer, auffällender Häufigkeit dort vorkommen, so fordert die KRF *sagen wir mal...* nicht zum Sprechen auf, sondern weist auf ein Beispiel hin, das im Weiteren als Ausgangspunkt dienen soll<sup>1</sup>:

*Oder sagen wir mal, die Chipkarten der Krankenkassen. Auf denen ist aber auch alles gespeichert.* (BRZ08/APR.12611)

Diese besondere Gruppe von Phraseologismen wird bei Burger et al. (1982) nicht aufgrund ihrer strukturellen Beschaffenheit, sondern hinsichtlich ihrer pragmatischen Eigenschaften vorgeführt: Es sind die gesprächsspezifischen Phraseologismen, die nur in einem kommunikativ-funktionalen Rahmen vollständig beschrieben werden können. Als Unterscheidungsmerkmal dienen die folgenden Charakteristika: Diese pragmatischen Phraseologismen kommen in erster Linie in Texten gesprochener Sprache, in Gesprächen vor (und zwar mit großer Häufigkeit); die eigentliche Bedeutung geht zugunsten einer Funktion, die generell auch als metakommunikativ anzusehen ist, verloren. Wir sprechen hier von Desemantisierung, d.h. die eigentliche semantische Bedeutung wird ganz oder vollständig durch diese Funktion verdrängt, wie bei der KRF *Was du nicht sagst!*, die in erster Linie Erstaunen ausdrücken soll.

### 3. Interdisziplinärer Forschungsansatz

Mein Forschungsthema ist interdisziplinär ausgerichtet: Im Vordergrund steht selbstverständlich die Pragmatik; sie ermöglicht mir die pragmatisch-funktionelle Betrachtungsweise, die mir als Ausgangspunkt dient. Aus der Perspektive der Lexikologie handelt es sich bei den Routineformeln eigentlich auch um usuelle Wortverbindungen, syntaktisch gesehen können sie ebenfalls charakterisiert werden (Matrixsatz, Fragesatz, Konjunktionalsatz usw.), eine wichtige Rolle spielen auch die Satzzeichen, die die Formeln umgeben. Die Korpuslinguistik soll als Instrument verwendet werden, das zum Zweck führt. Im Deutschen Referenzkorpus kann auch aufgrund der Textsorte geforscht werden, und schließlich hilft die Psycholinguistik auch bei der Definierung der formelhaften Sprache. Die Ergebnisse meiner Forschungen sollen in der Phraseodidaktik und der Übersetzungswissenschaft Verwendung finden. Meine Forschungsfrage soll wie folgt formuliert werden: Welche kommunikative Funktion erfüllen kommunikative Routineformeln, die das *verbum dicendi* „sagen“ enthalten? Doch was sind eigentlich kommunikative Routineformeln?

<sup>1</sup> Die Textbelege in diesem Beitrag stammen aus dem Deutschen Referenzkorpus, ihre Analyse wurde mithilfe von Cosmas II durchgeführt.

Innerhalb der pragmatischen Phraseologismen unterscheidet die Fachliteratur (z.B. Burger/Buhofer/Sialm 1982) zwischen Routineformeln (RF) i.e.S. und gesprächsspezifischen Formeln, die aber beide formelhaften Charakter aufweisen. Stein (1995) definiert die gesprächsspezifischen Formeln<sup>2</sup> und als mehrgliedrige (komplexe) und formal (relativ) feste Einheiten unterschiedlicher Bauart und Größe, die typisch sind für dialogische Texte, in die sie als fertige und reproduzierte Einheiten einfließen, um eine oder mehrere kommunikative Funktionen zu übernehmen, und fügt hinzu (1995: 130):

Die Textproduktion unter Bedingungen konzeptioneller Mündlichkeit basiert – nicht nur im bevorzugt untersuchten Alltagsgespräch – auf einer ganzen Reihe von Routinen. Kompetente Sprecher können ohne größeren Verbrauch von Planungsressourcen auf mehr oder weniger feste Äußerungsteile und Strukturen zurückgreifen, um bestimmte kommunikative Aufgaben und Handlungen (wie Eröffnung und Beendigung von Gesprächen, Themenbearbeitung und Themenwechsel, Durchführung von Korrekturen/Reparaturen, Kommentierung von Äußerungen usw.) auf bewährte und angemessene Weise zu bewältigen.

Als Nächstes sollen die wichtigsten, allgemein gültigen Merkmale von Gesprächsformeln (oder gesprächsspezifischen Formeln) aufgezählt und kurz erläutert werden, wobei erneut darauf hingewiesen wird, dass ich in meiner Forschung über kommunikative Routineformeln spreche, die sich größtenteils mit dem Begriffsinhalt dieser überschneiden:

- Die Fachliteratur fasst diese Gruppe der festen Wortverbindungen als pragmatisch feste Phraseologismen auf, die allerdings ein wichtiges Merkmal i.d.R. nicht aufweisen, nämlich die Idiomatizität.
- Unter dem psycholinguistischen Aspekt sind sie

strukturell nicht besonders fest, aber psycholinguistisch fest: sie werden oft völlig unbewusst verwendet; Als psycholinguistische Festigkeit wird die Tatsache bezeichnet, dass die Phraseologismen im mentalen Lexikon als eine Einheit, d.h. in gleicher Weise wie ein einzelnes Wort, gespeichert worden sind und dass sie automatisch als Ganzes erkannt und abgerufen werden können. (Burger 2007: 17).

Ihre Aufgabe ist es, kommunikative Routinen und Aufgaben zu erfüllen, für die Regulierung des Kommunikationsablaufs und das Kommunikationsmanagement zu sorgen.

- Die Situationsgebundenheit dieser Formeln ist ebenfalls ein entscheidendes Merkmal, das die Routineformeln i.e.S. von den

<sup>2</sup> Bei Coulmas (1981) werden sie diskursive Formeln genannt.

gesprächsspezifischen Formeln trennt. Weitere Unterschiede sind in der Tabelle 1 aufgeführt:

RF	GF
Situationsungebundenheit	Situationsungebundenheit
Äußerungsautonomie	Unselbstständigkeit (Gegenbeispiel: <i>Das musste mal gesagt werden!</i> )
(potenzielle) Idiomatizität	Nicht-Idiomatizität
Monofunktionalität	Polyfunktionalität
werden zur Durchführung von Sprechhandlungen gebraucht	können nicht zur Durchführung von Sprechhandlungen gebraucht werden

Tabelle 1. Unterschiede zwischen Routineformeln und gesprächsspezifischen Formeln

- Gesprächsspezifische Formeln können Leerstellen eröffnen: ein typisches Beispiel ist die Partizipialgruppe [...] *gesagt*, deren Leerstelle durch eine Reihe an Adjektiven geschlossen werden kann; mit korpuslinguistischen Mitteln kann nachgewiesen werden, dass diese in den meisten Fällen durch die Adjektive *offen*, *ehrlich* usw. geschlossen wird.
- Mit dieser Eigenschaft lässt sich zum Teil auch erklären, dass GF lexikalisch veränderbar sind, sie lassen sich in den meisten Fällen auch modifizieren.
- In der Fachliteratur geht man theoretisch von der Annahme aus, dass gesprächsspezifische Formeln, wie dem Terminus zu entnehmen ist, ausschließlich in der mündlichen Kommunikation verwendet werden. Dieser wäre entgegen zu setzen, dass mit korpuslinguistischen Mitteln ihr Vorkommen in geschriebenen journalistischen Texten nachzuweisen ist, vor allem in Reformulierungen.
- Inversion kann ebenfalls auftreten; dies ergibt sich ebenfalls daraus, dass es sich in erster Linie um eine Erscheinung aus der gesprochenen Sprache handelt: *Nicht schlecht, würde ich sagen.* (A09/DEZ.06454)
- Wotjak (2005: 373) versteht GF als Teil einer Äußerung: Imperativformen, einfache Frageformen, Fragesätze, Vergleichssätze und (vollständige) Aussagesätze sind zwar satzwertige Wendungen und aus syntaktischer Perspektive eigenständige Sätze, doch können sie nicht selbständig existieren; sie kommen am Anfang, in der Mitte oder am Ende einer Äußerung vor, müssen jedoch immer mit einem Kontext stehen.

Ruusila (2014) formuliert kritisch, wenn sie schreibt, dass pragmatische Phraseologismen in Wörterbüchern nur ungenügend behandelt werden. Die Verwendung von Formeln im Allgemeinen ist immer noch ein sehr wenig erforschtes Gebiet, es sind in erster Linie Wörterbücher für den Bereich Deutsch als Fremdsprache, die eventuell eine Liste von kommunikativen Formeln aufstellen und konkrete Beispiele für ihre situative Anwendung angeben. Bei Kempcke (2000) lassen sich allerdings in einigen Fällen Beispiele für KRF finden, die dann mit ihrer Funktion sowie ihrer Paraphrase aufgelistet sind. Dem Verwender des Wörterbuchs wird anhand von Paraphrasen und mithilfe von Erklärungen der Gebrauch von Formeln näher gebracht. Demnach verwendet man die kommunikative Wendung *das musste einmal gesagt werden* in einer Situation, wenn jemand eine längst fällige kritische Äußerung getan hat. Die Formel *offen gesagt*, als Paraphrase: ‚wenn ich es einmal offen ausdrücken darf‘ wird einleitend geäußert, wenn jemand seiner Äußerung eine gewisse Glaubwürdigkeit verleihen will.

Kommunikative Formeln können in erster Linie aufgrund ihrer syntaktischen Struktur bzw. ihrer Funktion beschrieben werden. In der Tabelle 2 werden zusammenfassend die wichtigsten syntaktischen Strukturen dargestellt, in der KRF vorkommen können. In der rechten Spalte stehen einige relevante Beispiele aus meinen Forschungen:

Syntaktische Struktur	Formel
Partikelkombinationen	
Nominalgruppen	
Verbformen (1. u. 3. Pers. Sg./Pl.)	<i>ich würde sagen.../ würd' ich sagen sagen wir mal</i>
Imperativformen	<i>sag mal! sagen Sie mal!</i>
Einfache Frageformen	<i>und was sagen Sie dazu?</i>
Partizipialgruppen	<i>ehrlich gesagt offen gesagt wie gesagt</i>
Konjunktionalsätze	<i>Ich würde mal sagen, [...]</i>
Fragesätze	<i>Wie sagt man doch so schön? Darf ich dazu was sagen? Wie sagt man das noch mal?</i>
Vergleichssätze	<i>wie man so sagen kann wie man so schön sagt wie eben schon gesagt wurde wie ich eben schon sagte</i>
Restriktivsätze	<i>[...], wenn ich das mal so sagen darf.</i>
nicht-konsekutive <i>um</i> -Sätze:	<i>um das klar zu sagen</i>

Syntaktische Struktur	Formel
(vollständige) Aussagesätze	<i>Grundsätzlich ist Folgendes zu sagen... Das musste einmal gesagt werden Das sage ich Dir!</i>

Tabelle 2. Syntaktische Klassifikation von Gesprächsformeln (vgl. Stein 1995: 137f.)

#### 4. Funktionale Klassifikation von Routineformeln

Die Funktionen von RF lassen sich nicht leicht auflisten, weil nicht jede Routineformel eindeutig einer Subklasse zugeschrieben werden kann. Im Folgenden sollen zwei/drei Funktionsgruppen kurz dargestellt werden:

Fleischer (1997) teilt die Formeln aufgrund ihrer Funktion in folgende Gruppen ein:

1. Höflichkeitsformeln (Kontaktformeln)
  - 1.1 Grußformeln: *Guten Tag! Meine Damen und Herren!*
  - 1.2 Konversationsformeln: *wenn ich fragen darf; bitte mal herhören!*
  - 1.3 Tischformeln: *Wohl bekomm's!*
  - 1.4 Dankesformeln: *Ich bedanke mich.*
2. Schelt- und Fluchformeln: *Verflixt und zugenäht!*
3. Kommentarformeln (Reaktion auf Verhalten des Partners oder sonstige Gegebenheiten der Kommunikationssituation)
  - 3.1 Formeln des Zweifels, der Ablehnung, der Kritik: *Das fehlte gerade noch!*
  - 3.2 Formeln des Erstaunens: *Das haut den stärksten Seemann um!*
  - 3.3 Formeln der Zustimmung, Bestätigung: *Und ob! Das will ich meinen!*
4. Stimulierungsformeln (Aufforderung an den Partner zu bestimmtem Verhalten, u.a.)

In der Tabelle 3 wird die funktionale Klassifikation von Gesprächsformeln nach Stein dargestellt und der Auffassung von Coulmas (1981) gegenübergestellt (zitiert von Ruusila 2009: 30). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass bei den einzelnen gesprächsspezifischen oder kommunikativen Formeln keine Monofunktionalität herrscht, bei vielen RF lässt sich eine sehr starke Funktionsspezialisierung feststellen, wobei eine dominante Funktion in den Vordergrund tritt, an die weitere, sekundäre Funktionen hinzutreten können.

Coulmas (1981)	Stein (1995)
Gesprächssteuerung (Vorbereitung des Redebeitrags, Aufforderung zur Reaktion, Ende des Gesprächs, Verzögerungsmittel) <i>mehr kann ich nicht dazu sagen, also ich würde sagen,</i>	Regulierung des Kommunikationsablaufs - Organisation des Sprecherwechsels (Übernahme, Beibehaltung und Übergabe der Sprecherrolle) <i>Darf ich sagen? wenn ich das sagen darf?</i>
Metakommunikative bzw. metasprachliche Kommentierung <i>Kannst du das nochmal sagen?</i>	Aufmerksamkeits- und Verständnissicherung und -kontrolle <i>Sag mal!</i>
	Normalisierung einer abweichenden Interaktionsmodalität
Entlastung	Indikatoren der Versprachlichung (Verzögerungsmittel) <i>Wie sagt man (noch)? Was sagen wir?</i>
	Indikatoren der nicht-reformulativen Bearbeitung
Evaluation des Gesprächsablaufs oder der eigenen emotiven/kognitiven Einstellungen bzw. die des Hörers <i>Ich muss dir leider sagen, ...</i>	Indikatoren der reformulativen Bearbeitung bzw. Kommentierung der Ausdrucksweise (Signale der Paraphrase, Reparatur/Korrektur, Wiederholung) <i>um das ganz kurz zu sagen, wie gesagt</i>
	Indikatoren der Redebewertung und Redekommentierung <i>offen gesagt, würde ich sagen</i>

Tabelle 3. Kommunikative Funktionen bei Coulmas und Stein (aus Ruusila 2009: 30)

Im Folgenden sollen noch einige Beispiele für die funktionale Klassifikation von GF bei Stein (1995) verdeutlichen, dass sich neben die dominante Funktion in den meisten Fällen auch eine sekundäre Funktion gesellt.

- **Formel: *ich muss sagen***

dominante Funktion: Gesprächssteuerung: Sicherung der Sprecherrolle  
 Funktionsspektrum: Kennzeichnung drastischer Formulierungsweise  
*Ich muss sagen: das finde ich zum Kotzen!*

- **Formel: *wie sagt man das?***

dominant: Formulierungshilfe: Überbrückung – Verzögerung  
 Funktionsspektrum: Explizierung von Formulierungsproblemen  
*Dann gehe ich zum ... ööööh ..... wie sagt man das? na, zum Bäcker*

- **Formel: *sag mal/sagen Sie mal***

dominant: Aufmerksamkeitssteuerung  
 Funktionsspektrum: Gesprächssteuerung  
*Sag mal, wie spät ist es eigentlich?*

## 5. Analyse

Um die Theorie mit einer empirischen Untersuchung zu ergänzen, sollen im Folgenden die Ergebnisse einer kleinen Untersuchung ergänzt werden. Dazu wurde mithilfe von Cosmas II eine Suchanfrage mit [um das /+w4 zu sagen] gestartet, d.h. es sollte geprüft werden, welche Elemente in den bis zu vier Leerstellen zwischen *um das* bzw. *zu sagen* auftreten können.

Die insgesamt 2.278 Treffer stammen aus insgesamt 1.916 Texten, die wiederum 20 Textsorten zuzuordnen sind; die meisten Treffer befinden sich in den folgenden Textsorten: Feuilleton (15), Kommentar (20), Interview (29), Meldung/Agenturmeldung (34), Bericht (61).

Die Kookkurrenzanalyse zeigt eine eindeutige Häufung von *deutlich* (213 Treffer), gefolgt von *klar* (87 Treffer), *in aller Deutlichkeit* (35 Treffer) bzw. *in aller Klarheit* (15 Treffer).

Die qualitative Untersuchung der KWICs ergibt, was die unspezifischen Treffer betrifft, ebenfalls ein interessantes Bild, nämlich ein erhöhtes Vorkommen der festen Wortverbindung *um das Mindeste/mindeste zu sagen*. Eine detailliertere Suchanfrage resultiert insgesamt 151 Treffer in 149 Texten. Dies ist zum gesamten Umfang des Korpus eine sehr geringe Anzahl von Treffern. Das Auftreten dieser Formel innerhalb eines Satzes wird in Tabelle 4 zusammengefasst<sup>3</sup>:

..., um das Mindeste zu sagen.	im Nachfeld	25
..., um das mindeste zu sagen.	im Nachfeld	16
..., um das Mindeste zu sagen,	im Mittelfeld	46
– um das Mindeste zu sagen	im Nachfeld, nach Gedankenstrich	5
– um das mindeste zu sagen	im Nachfeld, nach Gedankenstrich	4

Tabelle 4. Das Vorkommen der Formel *um das mindeste/Mindeste zu sagen*

<sup>3</sup> Quasthoff (2010) gibt im Wörterbuch der Kollokationen im Deutschen zahlreiche Adjektive als mögliche Besetzungen der Leerstelle an: *allgemein, generell, pauschal, ausdrücklich, definitiv, deutlich, direkt, ehrlich, explizit, geradeheraus, glasklar, klar, knallhart, konkret, offen, unmissverständlich, unumwunden, unverblümt, unzweideutig, dezidiert, eindeutig, exakt, hundertprozentig, korrekt, präzise, richtig, sicher, zutreffend, zweifelsfrei, nüchtern, öffentlich, offiziell, seriös, verbindlich, wahrheitsgemäß, pathetisch, schön, banal, einfach, lapidar, leicht, simpel, kryptisch, verklausuliert, vorsichtig, prophetisch, vorweg, ironisch, kokett, plakativ, pointiert, sarkastisch, scherzhaft, spaßeshalber, spöttisch, freundlich, höflich, milde, ruhig, flapsig, salopp, umgangssprachlich, grob, kurz, platt, profan, prosaisch, ruppig, abfällig, abschätzig, verächtlich, sinngemäß, wörtlich, beiläufig, leichthin, spontan, ungefragt, trotzig, undiplomatisch, selbstkritisch.*

Was die kommunikative Funktion dieser Formel betrifft, handelt es sich meines Erachtens um die Kennzeichnung pointierter Ausdrucksweise, die allerdings auch etwas Ironisches an sich hat, wie auch im folgenden Beispiel:

*Das ist gut und schön, aber die Wortwahl ist, um das mindeste zu sagen, unglücklich.* (Z01/105.02128)

Ich denke auch, dass hier etwas auf vorsichtige Weise zum Ausdruck gebracht werden soll, was eigentlich hätte auch drastischer formuliert werden können. Als Parallelform kämen somit auch die Formeln *geline gesagt* oder *um es vorsichtig auszudrücken* in Frage.

Als Teil meiner Recherche habe ich den Versuch unternommen, die Herkunft dieser Formel zu recherchieren und musste feststellen, dass sie in dieser Form in den bekannten Nachschlagewerken nicht vermerkt ist. Das könnte einerseits dadurch erklärt werden, dass diese Formel im Deutschen nicht traditionell bekannt ist. Auf der Seite [linguee.de](http://linguee.de) wird neben der festen Wortverbindung *um das Mindeste/mindeste zu sagen* auch die Form *das Mindeste, was man (hierzu/dazu) sagen kann* – eventuell auch mit einem anderen Subjekt – angegeben. Somit ergibt sich die Annahme, dass diese Formel eventuell aus dem Englischen – und zwar als die Übersetzung der festen Wortverbindungen *to say the least...*, *which is at the very least ...* oder *the least that can be said* – in die deutsche Sprache übernommen wurde. Auf Übersetzungsportalen wie [linguee.cc](http://linguee.cc) werden diese als Äquivalente zur Formel *um das mindeste zu sagen* angegeben.

## 6. Fazit

Die vorliegende Arbeit hat sich zum Ziel gesetzt, einige Aspekte der kommunikativen Routineformeln darzulegen, dabei sollten ihre wichtigsten Merkmale als Mittel zur Abgrenzung zu situationsabhängigen Routineformeln i.e.S. dienen. Kommunikative Routineformeln, die keine prototypischen Phraseologismen sind, können und sollten auch interdisziplinär erforscht werden. Dieser Beitrag soll als Ausgangspunkt für weitere Forschungen dienen.

## 7. Literatur

- Burger, Harald/Buhofer, Annelies/Sialm, Ambros (1982): Handbuch der Phraseologie. Berlin/New York: de Gruyter.
- Burger, Harald/Dobrovol'skij, Dmitrij/Kühn, Peter/Norrick Neal R. (2007): (Hg.). Phraseologie. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Bd. 1. Berlin/New York: de Gruyter.
- Coulmas, Florian (1981): Routine im Gespräch: zur pragmatischen Fundierung der Idiomatik. Wiesbaden: Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion (= Linguistische Forschungen 29).

- Fleischer, Wolfgang (1997): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer.
- Hyvärinen, Irma (2011): Zur Abgrenzung und Typologie pragmatischer Phraseologismen – Forschungsüberblick und offene Fragen. In: Hyvärinen, I./Liimatainen, A. (Hg.): *Beiträge zur pragmatischen Phraseologie*. Frankfurt a. M. [u.a.]: Lang. S. 9–44.
- Kempcke, Günter (2000): *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Unter Mitarbeit von Barbara Seelig [u.a.], Berlin/New York: de Gruyter.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, H./Ludwig, O. (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Halbbd. 1. Berlin/New York (=HSK 10), S. 587–604.
- Quasthoff, Uwe (2010): *Wörterbuch der Kollokationen im Deutschen*. Berlin: de Gruyter.
- Ruusila, Anna (2009): Wie sollten pragmatische Phraseologismen lexikografisch dargestellt werden? <https://helda.helsinki.fi/bitstream/handle/10138/24826/wiesollt.pdf?...1> (Zugriff am 15. November 2015).
- Ruusila, Anna (2011): Lexikografische Darstellung pragmatischer Phraseologismen – Eine Herausforderung [http://www.vakki.net/publications/2011/VAKKI2011\\_Ruusila.pdf](http://www.vakki.net/publications/2011/VAKKI2011_Ruusila.pdf) (Zugriff am 15. November 2015).
- Stein, Stephan (1995): *Formelhafte Sprache: Untersuchungen zu ihren pragmatischen und kognitiven Funktionen im gegenwärtigen Deutsch*. Frankfurt a. M. [u.a.]: Lang.
- Wotjak, Barbara (2005): Routineformeln in Lernwörterbüchern. In: Barz, I./Bergenholtz, H./Korhonen, J. (Hg.): *Schreiben, Verstehen, Übersetzen, Lernen. Zu ein- und zweisprachigen Wörterbüchern mit Deutsch*. Frankfurt a. M. [u.a.]: Lang. S. 371–387.

# KONZEPT UND ERFORSCHUNG VON DEUTSCH-ALS-FREMDSPRACH- LERNERVARIETÄTEN

Ágnes Huber

## 0. Einleitende Gedanken

Multikulturelle Einflüsse der Globalisierung machen sich in allen Lebensbereichen, auch hinsichtlich der Fremdsprachenkompetenz bemerkbar. Dem Erlernen von Fremdsprachen, v.a. dem der großen Sprachen<sup>1</sup>, zu denen neben dem Englischen, der Lingua franca unserer Zeit, u.a. auch das Deutsche gehört, kommt eine immer größere Bedeutung zu. Mit der erhöhten Nachfrage nach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache geht, sowohl innerhalb der deutschsprachigen Länder, als auch im europäischen Ausland (vor allem in den osteuropäischen Ländern), ein erhöhter Bedarf an gut ausgebildeten Lehrkräften, geeigneten Lehrmaterialien und nicht zuletzt Forschungen bez. des Sprachlernprozesses einher.

Die vorliegende Arbeit beabsichtigt, einen Beitrag zum letzterwähnten Punkt zu leisten: Sie gewährt einen Einblick in die beim Erlernen von Fremdsprachen entwickelte sog. *Lernervarietät* sowie als Hinführung zum Thema, ohne Anspruch auf Vollständigkeit bezüglich der Darstellung der Spracherwerbsmodelle<sup>2</sup>, in die Strategien *kontrastive Analyse* und *Fehleranalyse*. Die Zielsetzung ist Grundbegriffe zu klären und die als relevant erachteten themenbezogenen Ansätze vorzustellen, ferner das methodische Potenzial der Korpuslinguistik – auch anhand eines Großprojektes und eines im Aufbau befindlichen Lernerkorpus – für den Einsatz in der Erforschung der Lernervarietät zu erörtern.

Vorab zu klären ist die Tatsache, dass hier nur das gesteuerte, bewusste, institutionalisierte, durch Unterricht gelenkte, d.h. „domestizierte“ (Klein 1992: 31) (Fremd)Sprachenlernen, nicht aber der natürliche, implizite, unbewusste

---

<sup>1</sup> Zum Stellenwert der großen Sprachen siehe Nelde (1996: 109).

<sup>2</sup> Zum Nachschlagen der Spracherwerbsmodelle bieten sich u.a. folgende Werke an: Bausch/Christ/Krumm (2007); Storch (1999); Rösch (2011).

(Erst- oder Zweit-) Spracherwerb<sup>3</sup> behandelt wird. Als Grunddichotomie wird, von der terminologischen Vielfalt<sup>4</sup> selektierend, das Begriffspaar *Muttersprache*<sup>5</sup> – *Fremdsprache*<sup>6</sup> bevorzugt verwendet, v.a. in den Zitaten erscheinen aber auch weitere synonym gebrauchte Termini.

## 1. Kontrastive Analyse

Kontrastivität, das Grundkonzept der kontrastiven Analyse, lässt sich mitnichten auf eine bestimmte sprachwissenschaftliche Disziplin einengen, sie ist als eine, auf allen Ebenen der Systemlinguistik einsetzbare Herangehensweise zu verstehen, die zwei Sprachen ausgehend von ihrer strukturalistischen Beschreibung vergleicht und nach gemeinsamen sowie abweichenden Merkmalen sucht. Vorliegender Beitrag befasst sich mit Fragestellungen der Fremdsprachenerwerbsforschung: Laut Hessky (1994, zit. nach Brdar-Szabó 2010: 519) bezieht sich *Kontrastivität* in diesem Sinne auf die „Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen der Muttersprache (MS) und der Fremdsprache (FS)“. Brdar-Szabó (ebd.: 520) führt die Definition weiter aus und definiert die Methode als

[...] die explizite Bewusstmachung von Unterschieden, Ähnlichkeiten und Identitäten in den Form- und Funktionszuordnungen als Strategie des kognitiven Lernens sowie [...] die implizite Bewusstmachung von Kontrasten und Kontrastmangel in Situationen des Zweitspracherwerbs zur optimalen Steuerung des Lernprozesses.

Wie Brdar-Szabó (ebd.: 522) betont, ist Kontrastivität nicht mit der angewandten kontrastiven Linguistik oder mit der Kontrastivhypothese zu verwechseln. Die *angewandte kontrastive Linguistik* erzielt, durch synchrone Sprachvergleiche einen Beitrag zur Verbesserung des Fremdsprachenunterrichts zu erreichen (Bausch/Raabe 1978: 56f.). Auf die *Kontrastivhypothese* – deren extreme, z.T. aber auch falsch interpretierte Auffassungen die kontrastive Linguistik in einen üblen Ruf brachten (Brdar-Szabó 2010: 522) – soll im Folgenden eingegangen werden.

<sup>3</sup> Der in der einschlägigen Fachliteratur oft erscheinenden strikten Verwendung der beiden Begriffe *Erwerb/erwerben* und *Lernen/(er)lernen* wird in der vorliegenden Arbeit nicht gefolgt, es geht ja hier ausschließlich um das Phänomen ‚Deutsch als Fremdsprache‘.

<sup>4</sup> Siehe u.a. bei Kniffka/Siebert-Ott (2012: 29).

<sup>5</sup> Das authentische, durch Automatismen gekennzeichnete Kommunikationsmittel (Bergner/Zehetmair 2014: 5).

<sup>6</sup> „Fremd“ nicht nur im Sinne unbekannt und fern, sondern auch die Spannung des faszinierenden, zu entdeckenden *Neuen* enthaltend (Hernig 2005: 15).

Das Aufeinandertreffen zweier Sprachen resp. Sprachsysteme beim Lernprozess zieht selbstverständlich die gegenseitige Beeinflussung der Varietäten nach sich: „Nach der [von Fries in den 1940er Jahren initiierten und von Lado weitergeführten]<sup>7</sup> Kontrastivhypothese werden die Mechanismen des Zweitspracherwerbs primär durch die Struktur der Erstsprache des Lerners gesteuert“ (Brdar-Szabó 2010: 521). Laut der starken Version der Hypothese beeinflusst die Muttersprache den Fremdspracherwerb so, dass identische Elemente leicht erlernbar sind, abweichende dagegen Lernschwierigkeiten und damit Fehler verursachen (Edmondson/House 1993: 208). Die schwache Version formuliert vorsichtiger und liegt der Realität gewiss näher<sup>8</sup>, ist aber an sich wenig aussagekräftig – sie behauptet, dass manche Fehler auf die interlingualen Unterschiede zurückzuführen sind (ebd.: 210).

Aus der Tatsache der Einwirkung der Muttersprache auf die Fremdsprache folgt, dass es beim Fremdsprachenlernen zu Transfererscheinungen kommt. *Transfer*, mit Lado (1967, zit. nach Juhász 1970: 30) die „Übernahme muttersprachlicher Gewohnheiten in die Zielsprache“, kann sowohl positiv, d.h. ohne Fehlerbildung, als auch negativ, d.h. Fehlerbildung verursachend, verlaufen (Edmondson/House 1993: 208). Negativer Transfer wird auch *Interferenz* genannt. Juhász (1970: 9), dessen empirische Ergebnisse auch heute noch beeindruckend und lehrreich erscheinen, definiert das Phänomen als „die durch die Beeinflussung von anderen sprachlichen Elementen verursachte Verletzung einer sprachlichen Norm bzw. der Prozeß [sic!] der Beeinflussung“.<sup>9</sup> Der Unterschied zwischen den beiden Phänomenen Transfer und Interferenz besteht also lediglich im linguistischen „Ergebnis“ (ebd.: 32).<sup>10</sup>

Die kontrastive Analyse wurde starker Kritik unterzogen<sup>11</sup>, außer Zweifel steht m.E. dennoch, dass die Strategie des systematischen linguistischen Vergleichs der Mutter- und der Fremdsprache in Kombination mit anderen Konzepten und Techniken didaktisch nützlich, sogar unerlässlich in der einschlägigen Forschungspraxis ist. In den folgenden Punkten sollen weitere Spracherwerbs-

<sup>7</sup> <http://www.grin.com/de/e-book/72121/hypothesen-zum-zweitspracherwerb> (Abruf: 05.08.15)

<sup>8</sup> Außer Zweifel steht nämlich, dass u.a. auch ein Kontrastmangel zu Fehlern führen kann (Edmondson/House 1993: 208–212; Juhász 1970: 92f.), laut der Statistik von Juhász (ebd.: 22) ist aber für mehr als 50 % der Fehler die interferierende Wirkung der Muttersprache verantwortlich.

<sup>9</sup> Zur Interferenz kann es nicht nur zwischen Mutter- und Fremdsprachen kommen, es können auch innerhalb einer Sprache Interferenzerscheinungen beobachtet werden (Juhász 1970: 9).

<sup>10</sup> Dabei soll angemerkt werden, dass es in der einschlägigen Fachliteratur auch andere Definitionsvorschläge zu den Begriffen *Transfer* und *Interferenz* zu finden sind: siehe Wode (1984/84: 21).

<sup>11</sup> Näheres zu den Kritikpunkten und der aktuellen Bewertung des Ansatzes siehe bei Brdar-Szabó (2010: 520f.).

strategien behandelt werden, die sich als kooperierende Ansätze für empirische Erhebungen anbieten.

## 2. Fehleranalyse

Fehleranalyse entwickelte sich Mitte der 1960er Jahre als Zweig der Angewandten Linguistik, die Methode der Filterung fehlerhafter Verwendungen aus fremdsprachlichen Äußerungen ist aber wahrscheinlich so alt wie der Fremdsprachenunterricht selbst (Edmondson/House 1993: 204). Trotz der Tatsache, dass die Grundidee des Konzeptes nicht als revolutionär gelten kann, bietet die Strategie im Vergleich zur kontrastiven Analyse eindeutige Vorteile, weil sie sich an das Forschungsziel, d.h. an den Lernprozess sowie das Lernprodukt annähert und langfristige Informationen zu diesen bieten kann (Kasper 1995: 263f.). Fehler können nicht ausschließlich als Anzeichen dafür betrachtet werden, dass die Lernenden den im Unterricht vermittelten Lernstoff sich nicht erwartungsgemäß angeeignet haben – was bis zu den 1960er Jahren als „Sünde“ des Fremdsprachenlerner gesehen wurde (Kleppin 2000: 986) –, sie indizieren auch die Tatsache, „dass Lerner dabei sind, sich das System der Zielsprache zu erschließen und dass dabei verschiedene Hypothesen aufgestellt werden, bei deren Nichtzutreffen ein Fehler auftritt“ (Edmondson/House 1993: 204). Ein objektiver Zugang zur Sprachbeherrschung der Lerner kann durch die Fehleranalyse keineswegs geschaffen werden – auf welchem Sprachniveau sich Lerner gerade befinden, wird durch die Fehler, die jeweilig gemessenen Teilaspekte betreffend, nur durch die Distanz zur zielsprachlichen Norm gezeigt (Kohn 1990: 186).

Fehleranalyse stellt einen in bestimmte Arbeitsschritte teilbaren komplexen Prozess dar, wobei anzumerken ist, dass die Stadien natürlich nicht isolierbar und voneinander unabhängig zu betrachten sind. Die Tätigkeit der Fehleranalyse setzt mit der in der Fachliteratur oft vernachlässigten, doch, wie Kasper bereits 1975 in ihrer Dissertation zeigte, breit gefächerten und viele Fragen aufwerfenden Phase der *Fehleridentifizierung* an, wobei grundlegende Kriterien wie Grammatikalität, Akzeptabilität, Angemessenheit und der Normbegriff geklärt werden müssen (Kasper 1975: I–VII). Je nach Forschungsinteresse lassen sich weitere Arbeitsphasen bestimmen wie z.B. Fehlerbeschreibung, -erklärung, -korrektur, -bewertung, -klassifizierung sowie als langfristige Zielsetzungen Fehlertherapie, -prognose und -prophylaxe.<sup>12</sup> Von den erwähnten Stadien soll hier kurz auf den Punkt *Fehlerklassifizierung* eingegangen werden, wobei wir uns nicht der grundsätzlichen Problematik der Gliederung widmen<sup>13</sup>, sondern von den zahlreichen Vorschlägen in der Fachliteratur einige Klassifizierungsmöglichkeiten hervorheben und kurz skizzieren möchten: Corder (1967, zit. nach Edmondson/

<sup>12</sup> Eine ausführlichere Darstellung siehe bei Kleppin (2000).

<sup>13</sup> Zu den Problemen in puncto Fehlerklassifizierung siehe Edmondson/House (1993: 205f.).

House 1993: 205f.) schlägt eine Unterscheidung zwischen *errors* (Normverstöße, die vom Lerner nicht als Fehler wahrgenommen werden), *mistakes* (soziale Normverstöße) und *lapses* (Flüchtigkeitsfehler, Versprecher, die der Lerner selbst erkennen kann) vor. Bei Königs (1995), der sich ausführlich mit dem Bereich der Fehlerkorrektur auseinandersetzt, erscheint eine Gliederung linguistischer Art<sup>14</sup> und Knapp-Potthoff (1987) nimmt in ihrem unkonventionellen Klassifizierungsvorschlag die Lernerperspektive ein.<sup>15</sup>

Die Strategie der Fehleranalyse resümierend können einige Faktoren angeführt werden, die unbestritten als Vorteile der Methode im Vergleich zur kontrastiven Analyse gelten: Der Lernprozess bzw. in erster Linie die Lerneräußerungen werden in die Untersuchung miteinbezogen, neben den linguistischen erscheinen auch didaktisch begründete Bewertungsaspekte und bei der Fehlererklärung werden auch kontextuelle und sprachpsychologische Faktoren zunehmend berücksichtigt (Bausch/Christ/Krumm 1995: 263f.). Warum die Forschungstechnik der Fehleranalyse dennoch weiterer Ergänzungen bedarf, liegt in erster Linie – neben der bereits erwähnten Norm- und Typologisierungproblematik – daran, dass die Fehler oft isoliert als statische Sprachprodukte betrachtet werden (ebd.) und dem dynamischen Spracherwerbsprozess, den korrekten Äußerungen und dem Lernerindividuum nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt wird (Bausch/Raabe 1978: 60). Auf welche Weise die Lernaltersprachenanalyse resp. das Konzept der Lernervarietät die Resultate der Vorgängerstrategien verfeinern und bereichern kann, wird im nächsten Kapitel erläutert.

### 3. Lernaltersprachenanalyse

Das Lernaltersprachenkonzept ist ein interdisziplinär-integrativer, in breiten Fachkreisen akzeptierter (Rösch 2011: 24) Forschungsansatz des Zweit- bzw. Fremdspracherwerbs<sup>16</sup>, das sich in den 1970er–80er Jahren herausgebildet hat (Vogel 1990: 15, 21). Im Unterschied zu den beiden, in den vorigen Kapiteln behandelten Theorien strebt sie an, die gesamte Lernerperformanz – d.h. sowohl die fehlerhaften als auch die korrekten Strukturen – zu untersuchen (ebd.: 18; Kasper 1995: 264), den Ausgangspunkt bilden dabei authentische fremdsprach-

<sup>14</sup> Z.B. „R(echtschreibf), W(ortwahlf), A(usdruckf), T(empusf), Det (falscher Artikelgebrauch), Pron (falscher Pronomengebrauch), Präp (falsche Präposition, Konj (falsche Konjunktion)“ (Königs 1995: 269).

<sup>15</sup> Z.B. „Fehler, die man mit Überzeugung gemacht hat, weil man sich bezüglich der aufgestellten Hypothese absolut sicher war“; „Fehler, die man absichtlich macht“; „Fehler, die man selbst korrigieren kann“ (Knapp-Potthoff 1987, zit. nach Edmondson/House 1993: 206f.).

<sup>16</sup> Die allgemeine Akzeptanz verdankt die Lernaltersprachentheorie den Tatsachen, dass sie sich dazu eignet, andere Ansätze zu integrieren und wegen der durchlässigen Formulierung des Grundkonzeptes viel Raum für weitere Ergänzungen, Präzisierungen bietet (Wode 1984/85: 48f.).

liche Äußerungen (Brdar-Szabó 2010: 522). Die grundsätzliche Zielsetzung der Lernaltersprachenanalyse ist es, dem Mechanismus des Fremdsprachenlernens näherzukommen (Klein 1992: 10), konkret zu erfahren, „nach welchen Gesetzmäßigkeiten der Erwerbsprozess [sic!] abläuft und welche Faktoren ihn steuern“ (ebd.: 13f.). Es wurden diverse Theorie-Varianten des Grundmodells seit Selinkers Interlanguagehypothese (1972) erarbeitet und zu diesen mehrere Termini – *Interlanguage*, *Interimsprache*, *Intersprache*, *Zwischensprache*, *Lernaltersprache*, *Lernaltersprachenvarietät* – in Bezug auf die Untersuchungseinheit vorgeschlagen. Auf die verschiedenen Lernaltersprachenkonzepte<sup>17</sup> und die terminologischen Differenzen soll im vorliegenden Beitrag nicht näher eingegangen werden, im Fokus des Interesses steht vielmehr die Charakterisierung des Fremdsprachenlernprozesses resp. der Lernaltersprachenvarietät selbst.

Die Lernaltersprachenanalyse geht von der Annahme aus, dass Lerner im Laufe des Spracherwerbs Zwischensysteme, sog. Lernaltersprachen oder Lernaltersprachenvarietäten aufbauen (Sitta 1991: V). Es wird hier keine definitorische Abklärung angestrebt, es sollen aber an dieser Stelle drei Lernaltersprache-Erläuterungen zitiert werden, damit das Phänomen in einem zweiten Schritt charakterisiert und näher beleuchtet werden kann:

Mit Lernaltersprache bezeichnen wir das Sprachgebilde, das sich in einem Fremdsprachenlerner infolge der Konfrontation mit zielsprachlichen Daten herausbildet, ohne dabei jedoch völlig mit der jeweiligen Zielsprache identisch zu sein. (Vogel 1990: 13)

Beim Zweitspracherwerb bilden Lernende Lernaltersprachen aus. Dabei handelt es sich um grammatische Systeme, die Elemente der Zielsprache und der Erstsprache enthalten und außerdem Elemente, die weder in der Ziel- noch in der Erstsprache zu finden sind. (Rösch 2011: 24)

Unter dem Begriff ‚Lernaltersprachenvarietät‘ wird die erfolgreiche bzw. nicht erfolgreiche Dynamik der Aneignung einer zweiten Sprache in verschiedenen Übergangsstadien von der Ausgangssprache bis hin zur Zielsprache verstanden. (Dittmar 1997, zit. nach Walter/Grommer 2008: 6)

Ausgehend von den Definitionen ist Lernaltersprache eine eigenständige, von der vorhandenen Sprachkompetenz der Lerner, von den neu erworbenen sprachlichen Inhalten sowie von sonstigen, annehmbar universellen Spracherwerbsszügen beeinflusste Varietät, bei der die Muttersprache, die gelernte Fremdsprache und andere beherrschte bzw. gekannte Sprachen die tragende Rolle spielen und deren Erwerb zwar zielorientiert, dennoch von vielen Faktoren abhängig sowie unsicher, also nicht vorhersagbar ist.

Die Lernaltersprachenvarietät entfaltet sich nicht gleichmäßig und linear, man kann eher von „wellenförmigen Entwicklungsabläufen“ ausgehen, die manchmal schneller,

<sup>17</sup> Zu den Theorien siehe z.B. Klein (1992) und Vogel (1990).

manchmal langsamer und manchmal überhaupt nicht fortschreiten (Apeltauer 1995: 116, 128). Im letzterwähnten Fall, d.h. wenn die Entwicklung stockt und bestimmte Übergangsformen, die der Norm der Fremdsprache (noch) nicht entsprechen, sich verfestigen, spricht man von *Fossilierung* (ebd.: 116, Edmondson/House 1993: 218) – und wenn die gefestigte, also nicht mehr weiter ausgebaute Lernervarietät in dieser ‚unreifen‘ Form, also in einem zu frühen Lernstadium in natürlichen Kommunikationssituationen verwendet wird, kommt es zur Pidginisierung der Interlanguage. *Pidgins*<sup>18</sup> sind laut Vogel (1990: 16)

[...] grammatisch und lexikalisch stark vereinfachte und reduzierte Sprachen, die im Gegensatz zum Kreol nicht als Muttersprache, sondern immer nur als Zweitsprache von Sprechern verschiedener Ausgangssprachen erworben werden und die als Verständigungsmittel für eng begrenzte soziale Kontakte fungieren.

Das Miteinbeziehen der Teildisziplin Pidginforschung in die Praxis der Erforschung von Lernervarietäten erscheint aus dem Grunde relevant, da ihre Resultate mit denen der Lernaltersprachenanalyse weitgehend vereinbar sind (Vogel 1990: 21).

Die bisherigen Überlegungen zu den Eigenschaften der Lernaltersprache zusammenfassend sind diese spezifischen Varietäten individuelle, keine sozialen Phänomene, sie entstehen aus dem Zusammenwirken von mindestens zwei Sprachen, verfügen wegen der fehlenden Anwendungsautomatismen und wegen Wissenslücken über zahlreiche instabile Komponenten, trotzdem besitzen sie eine bestimmte innere Systematik und Autonomie, sie sind variabel<sup>19</sup>, d.h. stark zeit- und situationsabhängig, ihre Entwicklung wird überwiegend bewusst gesteuert, ist zielorientiert, dynamisch, ungleichmäßig, wellenartig und leicht störfähig (Klein 1992: 40f., Kniffka/Siebert-Ott 2012: 45f.; Vogel 1990: 13f.).

Trotz der bereits erwähnten breiten Akzeptanz des Ansatzes erfährt die Lernaltersprachenanalyse auch Kritik – interessanterweise wird in diesem Zusammenhang dasselbe Argument aufgeführt, das zur Verbreitung des Modells beigetragen hat: Lernervarietäten seien nicht ausreichend konkret und eng definiert worden (Sitta 1991: V). In einem Punkt sind sich allerdings alle einig: Es bedarf weiterer empirischer Studien, um zu erfahren, was innerhalb der einzelnen Erwerbssequenzen des Lernprozesses abläuft und wie das Phänomen Lernervarietät auf den verschiedenen Niveaustufen<sup>20</sup> beschrieben werden kann. Um sich dieser – mit

<sup>18</sup> Zur Beschreibung der Disziplin Pidginforschung und des Phänomens Pidginisierung siehe Klein (1992) und diverse Aufsätze im Band HSK Soziolinguistik (Ammon u.a. 2004).

<sup>19</sup> Die Variabilität von Lernaltersprachen kann nicht mit der systematischen Varianz von natürlichen Sprachen gleichgesetzt werden – Näheres bzw. eine Begründung siehe bei Vogel (1990: 51–54).

<sup>20</sup> Man denke in diesem Zusammenhang nicht nur an die GER-Niveaustufen – von Griebhaber (2009) wurde z.B. ein Sechs-Profilstufen-Modell zur Lernaltersprache ermittelt (Rösch 2011: 51).

Diehl (1991: 6) in ihrer Ganzheit momentan utopistisch erscheinenden – Zielsetzung zumindest anzunähern, bietet sich die Kooperation der aufgeführten Strategien, d.h. der Rahmenkonzepte kontrastive, Fehler- und Lernaltersanalyse, ferner das Heranziehen des methodischen Instruments der im folgenden Kapitel knapp behandelten Disziplin Korpuslinguistik als ein möglicher Lösungsweg an.

#### 4. Korpuslinguistik, Lernerkorpuslinguistik

Es wurde bereits erwähnt, dass die Lernaltersanalyse die konkreten Sprachprodukte, d.h. die fremdsprachlichen Äußerungen der Lerner erforscht. Korpuslinguistik in diesem Sinne bietet sich als methodisches Instrument an, da sie derselben Zielsetzung folgt, d.h. „Sprachgebrauch anhand von authentischen Sprachdaten zu untersuchen“ (Scherer 2006: 2) bezweckt. Mit der Kooperation und Verknüpfung der beiden Disziplinen Zweitspracherwerblichkeitsforschung und (Lerner)Korpuslinguistik beschäftigt sich der von Walter und Grommes 2008 herausgegebene Sammelband, in dem durch verschiedene empirische Studien gezeigt wird, wie die beiden Fachbereiche sich „gegenseitig befruchten können“ (Walter/Grommes 2008: 1). Das Ergebnis der Fusion heißt *Lernerkorpuslinguistik* – eine verhältnismäßig junge Disziplin, da Lernerkorpora erst seit den 1990er Jahren, v.a. zur englischen Sprache aufgebaut wurden<sup>21</sup> (ebd. 15). Im Fokus des Interesses stehen in möglichst natürlichen, kommunikativen Kontexten – d.h. nicht explizit für eine linguistische Untersuchung – entstandene geschriebene Texte fortgeschrittener Lerner.<sup>22</sup> Der Grund liegt darin, dass Essays nicht von Anfängern erstellt werden können (ebd.: 16).

Als Beispiel für Lernerkorpora sei Falko<sup>23</sup>, ein frei zugängliches fehlerannotiertes Korpus des Deutschen als Fremdsprache angeführt, das an der Humboldt-Universität zu Berlin entstanden ist und sich aus sechs Subkorpora (Lernerkorpus, muttersprachliches Kontrollkorpus und Vorlagenkorpus) zusammensetzt. Die Größe des Lernerkorpus beträgt insgesamt 280.767 Tokens. Die Lernertexte sind Textzusammenfassungen von linguistischen und literaturwissenschaftlichen Fachtexten, die von fortgeschrittenen Deutschlernern unter Prüfungsbedingungen entstanden sind.

Neben Falko soll ein, mit dem Großprojekt verglichen bescheidenes, im Aufbau befindliches Lerner- bzw. Aufsatzkorpus als weiteres Beispiel kurz her-

<sup>21</sup> Es gilt als Forschungsdesiderat, Lernerkorpora auch in anderen Sprachen aufzubauen (Walter/Grommes 2008: 15).

<sup>22</sup> Fortgeschrittene Lerner wurden bei der Erforschung des Zweitspracherwerbs typischerweise vernachlässigt, da man sich auf die Beschreibung des frühen Spracherwerbsstadiums konzentrierte (Walter/Grommes 2008: 4).

<sup>23</sup> <https://www.linguistik.hu-berlin.de/de/institut/professuren/korpuslinguistik/forschung/falko> (Abruf: 17.08.15)

angeführt werden. Das Korpus (im Sommersemester 2014/15 erstellte 55 Essays), dessen aktuelle Tokenanzahl 18.491 beträgt, stammt von fortgeschrittenen Lernern, von Germanistikstudenten der Eötvös-Loránd-Universität Budapest und wurde bzw. wird von der Verfasserin des vorliegenden Beitrages erstellt. Das Thema resp. der vorgegebene Titel der Essays lautet „So habe ich Deutsch gelernt“. Das Korpus soll zukünftig sowohl sprachlich-grammatisch als auch inhaltlich einer sorgfältigen Analyse unterzogen werden. Bei der Interpretation der Texte wird auch dem beim Fremdsprachenlernen besonders relevanten Aspekt *Sprachbewusstheit* besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Von den Domänen der Sprachbewusstheit (James und Garrett 1991, nach Wolff 2002: 33) muss man die kognitive<sup>24</sup> und die auf die Performanz bezogene<sup>25</sup> unbedingt in die Untersuchung miteinbeziehen, die affektiven Aspekte<sup>26</sup> sollen aber auch nicht vernachlässigt werden.

Bei der empirischen Arbeit empfiehlt es sich – und diese Feststellung soll auch als Fazit und abschließender Gedanke der Überlegungen des Beitrages gelten – den elementaren Fragestellungen der Zweitspracherwerbsforschung, d.h. (vereinfacht und keine Vollständigkeit anstrebend aufgelistet):

- wie das Erlernen einer Fremdsprache prozessual abläuft,
- wie die Sequenzen des Lernvorgangs (möglichst allgemeingültig) charakterisiert werden können,
- im Hinblick auf welche Merkmale sich (v.a. fortgeschrittene) Lernervarietäten von der Muttersprache und in erster Linie von der Fremdsprache unterscheiden und
- in welchen Fällen die von der Norm der Fremdsprache abweichenden Äußerungen mit der Interferenz, mit dem Kontrastmangel oder sonstigen, z.T. universell geltenden Faktoren erklärt werden können,
- wie die Gewährspersonen den eigenen Fremdspracherwerbsprozess beschreiben und beurteilen, bewerten

integrativ, d.h. durch die Verwendung der Erkenntnisse von den wichtigsten beteiligten wissenschaftlichen Disziplinen und Ansätzen nachzugehen. In einem breiteren Kontext sollten u.a. die Bereiche Linguistik, Psychologie, Soziologie, Erziehungswissenschaft, in einem engeren Kontext u.a. die im vorliegenden Beitrag dargestellten Modelle Fehler-, kontrastive und Lernaltersanalyse mitwirken.

<sup>24</sup> „[...] in der kognitiven Domäne geht es um die Entwicklung von Bewusstheit für Kategorien und Sprachregeln“ (James und Garrett 1991, nach Wolff 2002: 33).

<sup>25</sup> „[...] die Domäne der Performanz bezieht sich einerseits auf die Bewusstheit für die Verarbeitung der Sprache, andererseits auf das Sprachlernbewusstheit“ (ebd.).

<sup>26</sup> „Die affektive Domäne bezieht sich auf die Herausbildung von Haltungen, Meinungen, vom Interesse und ästhetischen Einfühlungsvermögen“ (ebd.).

## 5. Literatur

- Ammon, Ulrich [u.a.] (Hg.) (2004): *Soziolinguistik. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Bd. 3.1.* Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Apeltauer, Ernst (1997): *Grundlagen des Erst- und Fremdsprachenerwerbs.* Kassel: Universität Gesamthochschule Kassel.
- Bausch, Karl-Richard/Raabe, Horst (1978): *Zur Frage der Relevanz von kontrastiver Analyse, Fehleranalyse und Interimsprachenanalyse für den Fremdsprachenunterricht.* In: Wierlacher, Alois (Hg.): *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Bd. 4.* Heidelberg: Julius Groos, S. 56–75.
- Bausch, Karl-Richard/Christ, Herbert/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.) (2007): *Handbuch Fremdsprachenunterricht.* Tübingen/Basel: Francke Verlag.
- Bergner, Christoph/Zehetmair, Hans (Hg.) (2014): *Deutsch als Identitätssprache der deutschen Minderheiten.* In: *Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen 92*, S. 5. [http://www.hss.de/uploads/tx\\_ddceventsbrowser/\\_AMZ-92\\_Internetversion.pdf](http://www.hss.de/uploads/tx_ddceventsbrowser/_AMZ-92_Internetversion.pdf) (Abruf: 06.08.14).
- Brdar-Szabó, Rita (2010): *Nutzen und Grenzen der kontrastiven Analyse für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache.* In: Krumm, Hans-Jürgen/Fandrych, Christian/Hufeisen, Britta/Riemer, Claudia (Hg.): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband.* Berlin/New York: Walter de Gruyter Mouton, S. 518–531.
- Diehl, Erika (1991): *Das ewiges Ärger mit die deutsche Deklination. [sic!] Beobachtungen zu den Erwerbsstrategien frankophoner Deutschlerner.* In: Diehl, Erika/Albrecht, Helga/Zoch, Irene (Hg.): *Lernerstrategien im Fremdsprachenerwerb. Untersuchungen zum Erwerb des deutschen Deklinationssystems.* Tübingen: Max Niemeyer Verlag (= Reihe Germanistische Linguistik 114), S. 1–71.
- Edmondson, Willis/House, Julianne (1993): *Einführung in die Sprachlehrforschung.* Tübingen/Basel: A. Francke.
- Hernig, Marcus (2005): *Deutsch als Fremdsprache.* Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften (= Studienbücher zur Linguistik Bd. 5).
- Juhász, János (1970): *Probleme der Interferenz.* Budapest: Akadémiai Kiadó.
- Kasper, Gabriele (1975): *Die Problematik der Fehleridentifizierung. Ein Beitrag zur Fehleranalyse im Fremdsprachenunterricht.* Bochum: Zentrales Fremdspracheninstitut der Ruhruniversität Bochum.

- Kasper, Gabriele (1995): Funktionen und Formen der Lernaltersprachenanalyse. In: Bausch, Karl-Richard/Christ, Herbert/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht. Tübingen/Basel: Francke, S. 263–267.
- Klein, Wolfgang (1992): Zweitspracherwerb. Frankfurt am Main: Hain (= Athenäums Studienbuch: Linguistik).
- Kleppin, Karin (2000): Formen und Funktionen von Fehleranalyse, -korrektur und -therapie. In: Götze, Lutz/Helbig, Gerhard/Henrici, Gert [u.a.] (Hg.): Handbuch Deutsch als Fremdsprache. Bd. II. Berlin/New York, S. 986–993.
- Kniffka, Gabriele/Siebert-Ott, Gesa (2012): Deutsch als Zweitsprache. Lehren und Lernen. Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh.
- Kohn, Kurt (1990): Dimensionen lernaltersprachlicher Performanz. Theoretische und empirische Untersuchungen zum Zweitspracherwerb. Tübingen: Gunter Narr Verlag (= Ergebnisse und Methoden moderner Sprachwissenschaft Bd. 24).
- Königs, Frank G. (1995): Fehlerkorrektur. In: Bausch, Karl-Richard/Christ, Herbert/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht. Tübingen/Basel: Francke, S. 268–272.
- Nelde, Peter Hans (1996): Vitalität und Dynamik europäischer Sprachgrenzminderheiten. In: Sprachenpolitik in Grenzregionen. Hrsg. von Marti, Roland. Saarbrücken. (= Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung 29), S. 105–115.
- Reznicek, Mark/Lüdeling, Anke [u.a.] (2012): Das Falko-Handbuch. Korpusaufbau und Annotationen Version 2.01. Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für deutsche Sprache und Linguistik Korpuslinguistik. [https://www.linguistik.hu-berlin.de/institut/professuren/-korpuslinguistik/forschung/falko/Falko-Handbuch\\_Korpusaufbau%20und%20-Annotationen-\\_v2.01](https://www.linguistik.hu-berlin.de/institut/professuren/-korpuslinguistik/forschung/falko/Falko-Handbuch_Korpusaufbau%20und%20-Annotationen-_v2.01) (Abruf: 18.08.15)
- Rösch, Heidi (2011): Deutsch als Zweit- und Fremdsprache. Berlin: Akademie Verlag.
- Scherer, Carmen (2006): Korpuslinguistik. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Sitta, Horst (1991): Geleitwort. In: Diehl, Erika/Albrecht, Helga/Zoch, Irene (Hg.): Lernerstrategien im Fremdspracherwerb. Untersuchungen zum Erwerb des deutschen Deklinationssystems. Tübingen: Max Niemeyer Verlag (= Reihe Germanistische Linguistik 114), S. V–VII.
- Storch, Günther (1999): Deutsch als Fremdsprache. Eine Didaktik. Theoretische Grundlagen und praktische Unterrichtsgestaltung. München: Wilhelm Fink Verlag.

- Vogel, Klaus (1990): *Lernersprache*. Tübingen: Gunter Narr (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 341).
- Walter, Maik/Grommes, Patrick (2008): Die Entdeckung des fortgeschrittenen Lernalters in der Varietätenlinguistik. In: Walter, Maik/Grommes, Patrick (Hg.): *Fortgeschrittene Lernervarietäten. Korpuslinguistik und Zweitspracherwerbsforschung*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, S. 4–21.
- Wode, Henning (1984/85): Zweitspracherwerbsforschung im Rückblick. In: Eppeneder, Ralf (Hg.): *Lernersprache*. München: Goethe Institut (= Münchener Werkheft), S. 7–66.
- Wolff, Dieter (2002): Sprachbewusstheit im Fremdsprachenunterricht. In: *Der Deutschunterricht* 3/02, S. 31–38.

# **GESCHLECHT, SCHULE UND INTERAKTION**

Erika Kegyes

## **1. Einführung**

Die Erforschung des Zusammenhangs zwischen Geschlechterrollen und schulischer Interaktion ist sowohl aus dem Aspekt älterer als auch moderner Geschlechter- bzw. Gender-Theorien betrachtet, weitgehend verankert. Vor allem aber die Erziehungswissenschaft interessiert sich für die Frage der Geschlechtersozialisation in der Schule und damit im Zusammenhang für die empirische Untersuchung der Geschlechterstereotype im schulischen Umfeld. Intensiv erforschte und empirisch gut belegte Bereiche waren und sind in dieser Forschungsrichtung der pädagogischen Kommunikation: sprachliche Geschlechtertypisierung in den Schulbüchern, die kommunikativen Konzeptionen und die interaktiven Tradierungsformen von Geschlechterrollen in verschiedenen Schulfächern, die sprachliche und interaktionale Ungleichbehandlung von Mädchen und Jungen in der Schule, die Leistungsunterschiede zwischen Mädchen und Jungen beim Mutter- und Fremdspracherwerb. Mit der Entwicklung der Genderlinguistik wurde die Schule und die schulische Interaktion auch für die Linguisten ein Forschungsfeld. Ganz besonders prägend war für die linguistischen Forschungen die Frage, welche Rolle das Geschlecht im interaktionalen Schulalltag und in den schulischen Interaktionen spielt und ob sich das Geschlecht der LehrerInnen oder das Geschlecht der SchülerInnen auf die schulische Kommunikation auszuwirken vermag. Die frühere Forschung interessierte sich mehr für das kommunikative Verhalten der Lehrerinnen und der Lehrer, nur in wenigen Arbeiten wurde auch das Sprachverhalten der Schülerinnen und Schüler in Interaktion mit Lehrerinnen und Lehrern reflektiert. Die neuesten Forschungen versuchen das Zusammenspiel beider Kategorien zu analysieren.

Die Leitfrage der früheren linguistisch geprägten empirischen Untersuchungen war, welche Unterschiede in der Kommunikation gegenüber Schülerinnen und Schülern nachzuweisen sind, wenn sie in geschlechtlich homogenen und heterogenen Gruppen an den Unterrichtsstunden teilnehmen und ob und wie diese geschlechtlich aufgeteilten Gruppenformationen das kommunikative Verhalten von Lehrerinnen und Lehrern beeinflussen können. Die Ergebnisse dieser For-

schungsrichtung können in der folgenden Aussage resümiert werden: weniger die Geschlechtszugehörigkeit des Lehrpersonals, dafür umso mehr das Geschlecht der Lernenden eine Rolle spielte, wenn sich das kommunikative Verhalten der Lehrerinnen und Lehrer in einer bestimmten Unterrichtssituation veränderte. Ein wichtiges Ergebnis dieser Untersuchungen war, dass mit reichem empirischem Datenmaterial belegt werden konnte, dass das Geschlecht als einer der Faktoren, der die schulische Kommunikation intensiv beeinflussen, in den gemischtgeschlechtlichen schulischen Gruppen eine weniger bedeutende Rolle spielte. Diese Ergebnisse inspirierten die weiteren Forschungen, die auch dem nonverbalen Verhalten der Schüler und Schülerinnen mehr Beachtung schenkten.

Die neuesten Forschungen arbeiten mit den Methoden der Gesprächsanalyse, begnügen sich nicht mehr mit teilnehmender Beobachtung oder der Beschreibung des Ablaufs verschiedener Lehrer-Schüler-Interaktionen, sondern zeichnen die Gespräche auf Tonband oder Video auf und stellen komplexere Fragen, wie auch zum Beispiel Düro (2008), die empirisch untersuchte, ob und worin sich das sprachliche Verhalten von Lehrern und Lehrerinnen unterscheidet, wenn sie in Bezug auf das Sprach- und Lernverhalten der Geschlechter unterschiedliche Konzeptionen vertreten und ihre Vorstellungen über die Geschlechterrollen stark abweichen, und wie sich das auf das Verhalten von Schülern und Schülerinnen auswirkt. Die Grundlagen dieser Untersuchung von Düro (2008) bildeten Gruppendiskussionen mit Lehrern und Lehrerinnen und es wurde der Frage nachgegangen, ob und wie das eigene Geschlecht das kommunikative und pädagogische Verhalten als LehrerIn beeinflusst. Aus den Gesprächen stellte es sich heraus, dass nicht nur das Berufsbild Lehrer – Lehrerin durch den Faktor Geschlecht von vornherein mehr oder weniger stereotypisch bestimmt wird, sondern auch die Kommunikation von Lehrern und Lehrerinnen mit stereotypischen Vorstellungen beladen ist. Düro (2008) führte auch mit den Kindern Gespräche, um herausfinden zu können, wie sie über die kommunikativen Reaktionen der Lehrer und Lehrerinnen denken. Die Schülerinnen und Schüler nehmen die geschlechtlich unterschiedliche Kommunikationsweise des Lehrpersonals durchaus wahr, und diese Tatsache macht nach der Meinung von Düro (2008) die Interaktionen zwischen SchülerInnen und LehrerInnen komplexer, weil sie mehr oder weniger bewusst auch in geschlechtlichen Kategorien denken und das beeinflusst ihre Kommunikationsweise gegenüber Lehrern und Lehrerinnen.

Außerdem ist auch noch ein anderes Problem zu erwähnen, das die schulische Interaktion genauso beeinflussen kann wie das Geschlecht der Lehrenden und Lernenden. Die Schule ist gleichfalls ein Ort, wo die Geschlechterrollen konstituiert, aktualisiert, überprüft, modifiziert und nicht zuletzt weitergegeben werden. Die Schule ist also ein Konstruktions- und Diskussionsfeld der Geschlechterrollen, in dem darauf auch explizit Bezug genommen wird, dass Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer anders kommunizieren. Dies kam auch bei der diskursanalytischen Untersuchung von Jäckle (2009) deutlich heraus. In den ungesteuerten Interviews wurden sehr oft über die sozialen Rollen und über

das gesellschaftlich kodierte Rollenverhalten der Geschlechter Bemerkungen gemacht, in denen die Rollen vor allem geschlechtlich zugewiesen worden sind und es gab sehr viele Gesprächssequenzen, in denen auch in Gruppendiskussionen mit LehrerInnen ganz oft das Thema der Diskussion eben die Vorstellungen über die Geschlechter und die Erwartungen gegenüber den Geschlechtern waren. Jäckle (2009) hob auch hervor, dass in den spontanen Gesprächen im Lehrerzimmer ebenso unerwartet intensiv Bezug darauf genommen wurde, dass die Lernenden nicht nur SchülerInnen sondern auch Mädchen und Jungen sind. Deshalb ist auch der Aspekt der gesellschaftlich tradierten Meinungen über die Geschlechter in der schulischen Kommunikation wichtig. Dieser Aspekt steht mit dem schulischen Konstruktionsprozess der Geschlechterbilder in einer Wechselwirkung. Beide Vorgänge gehen auf eine unaufhebbare Differenzperspektive zurück, die als naturgegebene Begebenheit aussagt, dass Frauen und Männer sich unterscheiden, also es ist auch ganz natürlich, dass sie sich auch unterschiedlich ausdrücken müssen. In dieser Hinsicht wird in der Schule als Institution das traditionelle Modell der Geschlechterhierarchie am Leben gehalten und in vielen Formen der Alltagsrituale orientiert sich die Schule an dem Konzept der Geschlechterunterscheidung und der Trennung der Geschlechter. Die Ausgestaltung der eigenen Lehrerrolle wird demgemäß auch nach dem Geschlecht differenziert. Düro (2008) formuliert es so: Geschlecht wird auch im Lehrverhalten mit verortet und beeinflusst durch die unterschiedliche Interpretation der Lernenden die Kommunikationsart von Mädchen und Jungen direkt und explizit (vgl. Düro 2008: 200–207).

Auch Jäckle (2009) greift diese Gedanken auf und zeigt empirisch auf, dass Lehrerinnen und Lehrer, Schülerinnen und Schüler ihre diskursiven Praktiken auch durch ihr eigenes Geschlecht und durch das Geschlecht der Interaktionsperson beeinflusst vollziehen. Jäckle (2009) bezeichnet diesen diskursiven Raum als mikroperspektivische Ansicht der schulischen Interaktionsformen. Aus makroperspektivischer Sicht – wie es Jäckle (2009) ausführt, bildet die Schule auch einen anderen diskursiven Raum, einen viel größeren, eingebettet in die gesellschaftlichen diskursiven Praktiken. Hier wird im Wortgebrauch von Jäckle (2009: 129) „Wissen über die Geschlechter“ konstruiert und vermittelt.

Aus einem anderen Aspekt, und zwar aus dem Aspekt der Geschlechtsidentität untersuchte Horskemper (2010) das Handeln und die Interaktionen in den Unterrichtsstunden. Aus diesem Aspekt scheint aber das Geschlecht der unterrichtenden Personen wieder nicht so irrelevant zu sein, wie es früher behauptet wurde. Horskemper (2010) analysierte die Kommunikationsweise in den muttersprachlichen Unterrichtsstunden und stellte fest, dass Lehrer eine straffere Unterrichtsführung bevorzugen, den SchülerInnen weniger Freiraum zum Ausdrücken ihrer Meinung geben und die Schülerbeiträge länger kommentieren. Dagegen zeigten sich die Lehrerinnen in ihren schulischen Interaktionsmustern als Moderatorinnen, zogen sich mehr zurück, ließen den SchülerInnen mehr interaktiven Raum zum Gedankenaustausch. Auf dieser Makroebene der Kommunikation konnten Unterschiede zwischen Lehrerinnen und Lehrern belegt werden, auf

der Mikroebene der Interaktion jedoch nicht, da es zum Beispiel im Fragestil der Lehrenden keinen Unterschied gab.

## **2. Schule und Geschlechterdiskurs aus dem Aspekt der Kommunikation**

### ***2.1. Geschlechtsrollenfördernde Kommunikation und pädagogische Arbeit mit Jungen***

„Die unterschiedliche Wahrnehmung von Mädchen und Jungen seitens der Lehrkräfte zeigt sich beispielsweise deutlich in der signifikant geschlechtsspezifischer Verteilung der Aufmerksamkeit von Lehrkräften im Klassenzimmer“ (Jäckle 2009: 286). In der internationalen Forschung wird des Öfteren davon ausgegangen, dass Jungen häufiger aufgerufen werden und auf die Meinung von Jungen sowohl seitens der Lehrerinnen als auch seitens der Lehrer mehr geachtet wird, unabhängig davon, ob es in der Interaktion um Lob oder Tadel geht, auf das Verhalten der Jungen wird intensiver reagiert (vgl. Jäckle 2009). Auch aus der empirischen Studie von Frasch und Wagner (1992) geht es hervor, dass mit den Jungen sowohl die Lehrerinnen als auch die Lehrer öfter und länger während der Unterrichtsstunden, aber eigentlich auch in anderen schulischen informellen Gesprächen mehr interagieren als mit Mädchen. Dies ist als typisches Interaktionsmuster aufzufassen, das in der Fachliteratur der feministischen Pädagogik oft mit dem Terminus „Beachtungsplus für Jungen“ beschrieben wird. Dieses Phänomen unterstützt die These, dass die Jungen eine dominante Rolle in schulischen Kommunikationsstrukturen spielen. Diese Tatsache ist nur sporadisch mit der Begründung zu erklären, dass es mit den Jungen in den Schulen mehr Probleme gibt und aus diesem Grunde müssen sich die Lehrkräfte mit ihnen auch intensiver beschäftigen. Diese Argumentation begründet nicht die weitgehend bekannte Tatsache, dass sich die Jungen in den schulischen Kommunikationsformen dominanter (und sogar aggressiver) benehmen, weil sie die Aufmerksamkeit der Lehrkräfte für sich gewinnen wollen. Frasch und Wagner (1992) führten auf der Ebene der schulischen Interaktion die ersten Untersuchungen durch, die die Kommunikation in der Schule zwischen LehrerInnen und SchülerInnen unter die Lupe nahmen, jedoch fachspezifisch. Sie untersuchten die geschlechtsspezifischen Unterschiede im Verhalten der Lehrkräfte gegenüber Schülerinnen und Schülern in Fächern, in denen zwischen den Leistungen der Mädchen und Jungen signifikante Unterschiede zu entdecken waren. In Mathematik und Physik waren die Ergebnisse der Jungen sowohl in der Grundschule als auch bis in die oberen Klassen des Gymnasiums wesentlich besser, während die Mädchen in den Fächern der Mutter- und Fremdsprachen im Durchschnitt Besseres leisteten. Die Ergebnisse der kommunikationsanalytischen Untersuchung von Frasch und Wagner (1992) zeigten eine eindeutige Fachspezifik auf. In den Fächern der besseren

Leistungen waren die Geschlechter kommunikativer und nahmen auch mehr an Interaktionen mit LehrerInnen teil. Die Autorinnen erklärten diese empirisch gut belegten Unterschiede mit der Wirkung stereotypischer Erwartungen gegenüber den Geschlechtern und mit Kommunikationsmustern, die aus diesen sozialen und schulischen Erwartungen abzuleiten sind und erklärten, dass die Benachteiligung der Mädchen in schulischen Interaktionen allgemein zu beobachten ist, aber ganz besonders in Fächern, in denen ihre Leistungen nicht so gut sind wie die der Jungen. Die Autorinnen wiesen nach, dass auch die Lehrenden sehr tiefe stereotypische Vorstellungen gegenüber den Geschlechtern hegen. Der wichtigste Unterschied im stereotypischen Verhalten der Lehrkräfte hat sich in dieser Untersuchung eben darin gezeigt, wie LehrerInnen auf die Leistung von Mädchen und Jungen reagieren. Die Lehrkräfte fördern die Jungen im Allgemeinen mehr als die Mädchen, und besonders die Lehrerinnen waren in ihrem kommunikativen Verhalten gegenüber den Jungen pädagogisch fördernder. Fast unabhängig vom Geschlecht der lehrenden Person und vom Unterrichtsfach kann behauptet werden, dass die Jungen für „förderungswürdiger“ (Frasch/ Wagner 1992: 275) gehalten wurden als die Mädchen. Dies bedeutet, dass die Lehrkräfte die Jungen aus ihrer Lehrerrolle gesehen für begabter einstufen, die gesellschaftlichen Rollen der Männer für höher einschätzten, und deswegen den Jungen im Unterricht, im Allgemeinen und ganz besonders in der pädagogischen Kommunikation im Durchschnitt mehr Aufmerksamkeit und intensivere kommunikative Arbeit schenkten. Diese Ergebnisse fanden die Verfasserinnen vor dem Hintergrund der schulischen Ordnung und Kommunikationsstruktur so tiefgreifend, dass sie über eine systematische Benachteiligung der Mädchen in der Grund- und Mittelschule sprachen. Die Untersuchung basierte auf Beobachtungen der folgenden Interaktionskategorien: Melden, Aufrufen, Lob, Tadel, schülerinitiierte Interaktion und lehrerinitiierte Interaktion. Die Untersuchung wurde in den Fächern Mathematik, Physik und Deutsch bzw. Englisch durchgeführt. Die Ergebnisse wurden auf den folgenden Ebenen der Interaktion ausgewertet: Unterschiede im Aufmerksamkeitsverhalten, fachspezifische Unterschiede und kommunikative Behandlungsweise von Mädchen und Jungen. Aus dem Aspekt der Kommunikation sind die Ergebnisse auf der Ebene der Aufmerksamkeitsverteilung am wichtigsten. Hier wurde festgestellt:

- „Jungen werden signifikant öfter aufgerufen, sowohl relativ zu ihrer Zahl in der Klasse als auch relativ zu der Häufigkeit, mit der sie sich melden“ (Frasch/Wagner 1992: 272).
- Jungen werden verbal und nonverbal signifikant öfters gelobt, „sowohl relativ zur Schülerzahl als auch relativ zur Häufigkeit, mit der sie sich melden und aufgerufen werden“ (Frasch/Wagner 1992: 272).
- „Lehrerinnen sprechen bei Einzel- und Gruppenarbeit signifikant öfter Jungen als Mädchen an, vor allem in Sachkunde und Mathematik“ (Frasch/Wagner 1992: 272).

- „Lehrerinnen neigen noch stärker als ihre männlichen Kollegen dazu, Jungen häufiger als Mädchen aufzurufen, ohne dass sich diese vorher gemeldet haben“ (Frasch/Wagner 1992: 273).

Im Zusammenhang mit dem Geschlecht der lehrenden Person wurde immer auch die Frage gestellt, ob auch die männlichen Lehrer in den schulischen Interaktionen den Jungen mehr Aufmerksamkeit schenken als den Mädchen. Dies könnte damit erklärt werden, dass die männlichen Lehrer die traditionellen männlichen Rollen in diesen Interaktionen weitergeben. Es gibt Studien, z.B. Budde (2006), die belegen, dass männliche Lehrkräfte zum Schaden der Schülerinnen Scherzsituationen, die von den Jungen in der Klasse inszeniert werden, verbal mehr unterstützen. In einer der neuesten Studien (Niehaus 2011) aber, in der die ersten Ergebnisse aus einem Projekt in der Grundschule publiziert wurden, konnte die stereotypische Annahme, dass die männlichen Lehrer auch mehr Empathie und Emotionen Jungen gegenüber zeigen, sie mehr fördern und es ein Interaktionsmuster in der Schule gäbe, in dem „Lehrer die Jungen tatsächlich parteilich wahrnehmen“ (Niehaus 2011: 1), nicht belegt werden.

Die oben erwähnten Studien zeigen deutlich, dass das Verhalten von Lehrkräften das traditionelle Konzept von Männlichkeit auch in der Schule repräsentiert und dieses auch im Unterrichtsalltag in der Kommunikationsstruktur reproduziert wird.

## ***2.2. Geschlechtsrollenfixierende Kommunikation und pädagogische Arbeit mit Mädchen***

Aus den oben kurz dargestellten Studien geht es hervor, dass die Mädchen in der unterrichtlichen Kommunikation mehrfach vernachlässigt werden. Rosenbichler und Vollmann (1991) fassen, auf Beobachtungen basierend, „die defizitäre Situation“ der Mädchen wie folgt zusammen:

- Mädchen erhalten weniger Aufmerksamkeit in Unterrichtsinteraktionen.
- Mädchen haben weniger Interaktion mit Lehrkräften.
- Mädchen gegenüber erfolgen mehr Gesprächsakte, die auf Kritik abzielen.
- Mädchen beteiligen sich am Unterrichtsgeschehen kommunikativ weniger. (vgl. Rosenbichler/Vollmann 1991: 22–25).

Faulstich-Wieland (1991) untersuchte das kommunikative Verhalten und die Sprechweise der Lehrerinnen und Lehrer ihren Schülerinnen und Schülern gegenüber in Unterrichtsgesprächen, die zur Absprache von Projektaufgaben durchgeführt wurden. In dieser Studie wurde aufgezeichnet, dass die Bevorzugung oder die Benachteiligung von Mädchen und Jungen stärker vom Unterrichtsfach abhängig ist, als es früher angenommen wurde, da in Fächern wie Mathematik und Physik sowohl von den Lehrern als auch von den Lehrerinnen die Jungen des Öfteren aufgerufen wurden und dadurch zu Wort gekommen waren und insge-

samt mehr und länger sprechen konnten als die Mädchen. In Fächern wie Muttersprache und Literatur bekamen demgegenüber die Mädchen mehr Möglichkeiten, sich zu äußern und konnten sogar auch längere Beiträge zu einer Frage realisieren.

Lehrerinnen geben Mädchen mehr Chancen zu Kompromissen, behindern sie bei Ausübungen von Wortgefechten. Lehrerinnen bieten den Mädchen mehr „Bündnisangebote“ unter Mädchen an, kooperieren mehr mit ihnen. Ihrem eigenen und auch dem Verhalten ihrer Schülerinnen geben sie des Öfteren einen emotionalen Hintergrund, dadurch werden dann die Mädchen im Allgemeinen kommunikativ entmutigt, sich Konflikten auszusetzen (nach einem Vortragstext von Barbara Rendtorff an der Universität Hildesheim, 14.12.2009).

Zusammenfassend kann gesagt werden: Wahrnehmungen, Einstellungen und kommunikative Handlungsmuster von Lehrkräften können oft mit geschlechtsstereotypischen Deutungsmustern erklärt werden. Auf diese Weise werden traditionelle Konzepte über die Geschlechter aktiviert und auch im Klassenzimmer tradiert. Als Folge von stereotypen kommunikativen Behandlungsweisen von Mädchen und Jungen wird das Geschlecht auch in dem Unterrichtsgeschehen verankert. Diese Verankerung bedeutet aber vor allem das inszenierte Hervorrufen der Geschlechterdifferenz durch sprachliche Handlungen, die sich dann in das Identitäts- und Selbstbild von Schülerinnen und Schülern einbauen. Dieser Prozess führt sowohl bei den Mädchen als auch bei den Jungen zu der Erfahrung, dass es eine binäre Geschlechterordnung gibt und sie lernen nach den Mustern des typisch Weiblichen und Männlichen zu kommunizieren. Diese Muster können sowohl als geschlechtstypische als auch als geschlechtsspezifische Interaktionsmuster bezeichnet werden.

### **3. Geschlechtsspezifische Interaktionsmuster der Grundschullehrerinnen**

#### ***3.1. Die Untersuchung und die Ziele der Untersuchung***

Auch in Ungarn ist zu beobachten und ist schon in vielen soziologischen Studien belegt worden, dass die Frauen mit großer Wahrscheinlichkeit ihren traditionellen Rollenbildern entsprechende Berufe wählen (vgl. auch F. Lassú, o.J.). Der Anteil der Studentinnen ist in der pädagogischen Ausbildung am höchsten und ungefähr 70 Prozent der Studierenden in der Lehrerausbildung sind Frauen. Auch für die ungarische Bildungslandschaft ist es charakteristisch, dass die Anzahl der Lehrerinnen in allen Schultypen größer ist als die der männlichen Lehrkräfte, ausgenommen vielleicht die Ausbildungsstätten für technische Berufe. Wie auch Nagy (2000) betont, ist der Beruf Lehrer auch in Ungarn weitgehend weiblich konnotiert. Manche sprechen in diesem Kontext schon über den sozialen Prozess der „Verweiblichung bzw. Feminisierung der Schule“ und arbeiten Konzepte aus, damit auch „die Männlichkeit“ in der Schule stärker repräsentiert wird (vgl. Buda

1996). In der Schule von heute aber ist der weibliche soziale Rollenkatalog stärker präsent. In einer Studie von F. Lassú (o.J.) wird beschrieben, dass das Rollenrepertoire der Lehrerinnen ihre sozialen Rollen als Frau weitgehend abdeckt, sogar in vielerlei Hinsicht auch als damit identisch bezeichnet werden kann. Die Lehrerin in der Unterstufe realisiert ihre Mutterrolle oft auch gegenüber ihren Schülerinnen und Schülern und ihre Mütterlichkeit ist eigentlich auch als eine der wichtigsten Rollenerwartungen Lehrerinnen gegenüber gesellschaftlich kodiert. Auch in den Augen der Kinder erscheint die nette, beruhigende, sich kümmernde Lehrerin als eine „zweite Mutter“. So weist Thun (1996) darauf hin, dass die Lehrerinnen ihre Rolle als Mutter auch auf ihre Rolle in der Schule problemlos übertragen können und zeigen gern verstärkt ihre Mütterlichkeit, wenn sie keine eigenen Kinder haben. Die Lehrerinnen in der Grundschule realisieren ihre sozialen Rollen, die in der Gesellschaft oft als typische Frauenrollen kategorisiert werden, problemlos. Emotionalität, Empathie, Kommunikationskompetenz, Mütterlichkeit, diese sind ihre wichtigsten Rollenmarker als Frau und Lehrerin zugleich. Das Zusammenspiel dieser Rollen- und Handlungsformen der Lehrerinnen wird von F. Lassú (o.J.) zwar als komplex beschrieben, jedoch mit dem Verweis, dass Lehrerinnen auch in der Schule in erster Linie als Frauen handeln. Dies bedeutet aber zugleich auch eine starke Eingrenzung ihrer Handlungs- und Interaktionsmöglichkeiten als Frau in der Schule, weil sie sowohl von den Kindern als auch von den Eltern in erster Linie als Mütter wahrgenommen werden. Auch Kovács (2011) geht in ihrer Analyse davon aus, dass in der Schule die Rolle der Frau, der Lehrerin und der Mutter fließend interpretiert wird. Da sie „sich mit ihrer ganzen Person und Persönlichkeit am Unterrichtsgeschehen beteiligt“ (vgl. Kovács 2011: 12, übersetzt von K. E.), stellt sich manchmal ihre Rolle als Mutter, manchmal ihre Rolle als Lehrerin in den Vordergrund, die beiden Rollen sind aber durch ihre weibliche Identität voneinander nie ganz trennbar. Dies fasst Kovács (2011) in dem Prozess zusammen, dass die Frauen in ihrer Rollenausübung ihre traditionellen Frauenrollen auch auf die Schule als Interaktions- und Handlungsraum ausweiten. Haben diese Rollenrealisierungen es als Folge, dass die Lehrerinnen in schulischen Interaktionen die Jungen bevorzugen und die Mädchen benachteiligen oder eben umgekehrt: Zeigen sie sich in der Interaktion mit den Mädchen solidarischer und empathischer? In diesem Zusammenhang wird auch in ungarischen pädagogischen Publikationen immer wieder darauf hingewiesen, dass die pädagogische Praxis der Grundschulen umgestellt werden muss und die unterschiedlichen Erwartungen gegenüber Mädchen und Jungen abgebaut werden müssen, damit an den alten Mustern der Geschlechtsstereotype nicht weiter festgehalten wird (vgl. z.B. Grossmann 2008). Wie weit konservieren aber tatsächlich die Lehrerinnen selbst durch ihre Verhaltensformen, die auch durch ihre Rollenausübung als Frau mit beeinflusst werden, die geschlechtstypischen stereotypischen Erwartungen? Und welche Konsequenzen hat „die Schuld“ der Lehrerinnen, dass sie im Unterricht die Jungen bevorzugen und die Mädchen benachteiligen würden, für das Lehramt-Studium? Bei diesen Fragenstellungen ist es natürlich unumgänglich,

sich mit dem Thema Geschlecht/Gender bewusster auseinanderzusetzen, das eigene (geschlechtskonforme) Lehrverhalten zu reflektieren und das Lehrverhalten der Lehrkräfte in Hospitationen und Praktika auch mit dem Aspekt Gender zu ergänzen. Um die Relevanz der genderbewussten Kommunikation im Unterricht beweisen zu können, wird im Folgenden ein Beispiel aus der Hospitationspraxis vorgestellt.

### **3.2. Durchführung der Beobachtung und Beobachtungsbogen**

Mit insgesamt 10 StudentInnen haben wir Beobachtungen in einer städtischen Grundschule durchgeführt, wobei der Schwerpunkt auf dem kommunikativen Verhalten der Lehrerinnen gegenüber Mädchen und Jungen lag. Die Beobachtungen wurden mit Hilfe eines Beobachtungsbogens festgehalten, um die erhaltenen Daten statistisch erfassen zu können. Die folgenden Handlungsweisen der Lehrerinnen wurden in den Unterrichtsstunden beobachtet:

- Anzahl der Turns mit Mädchen und Jungen
- Verteilung der Aufmerksamkeit gegenüber Mädchen und Jungen in Form von Anreden oder Nachfragen (wie z.B. *Anna, ist es dir klar?*)
- Sprechhandlungsziele gegenüber Mädchen und Jungen (Tadeln, Lob usw.)
- Anzahl der erfolgreichen Wortmeldungen von Mädchen und Jungen
- Länge von Unterrichtsgesprächssequenzen mit Mädchen und Jungen (aus einer Frage-Antwort-Sequenz bestehende / aus mehreren Frage-Antwort-Sequenzen bestehende Dialoge)
- Form der Antwortsequenzen von Mädchen und Jungen (Ein-Wort-Antwort, Ein-Satz-Antwort und ausführliche, aus mehreren Sätzen bestehende Antwortsequenzen)

Die Beobachtungen wurden in ein und derselben Grundschule durchgeführt, so wurde bei einer Lehrerin auch mehrmals hospitiert. Die Hospitationen bilden einen Pflichtteil der Lehrerausbildung, dauern jeweils 3 Monate. Die StudentInnen haben dabei die Aufgabe, nach jeder beobachteten Stunde einen Beobachtungsbogen auszufüllen, den wir in dieser Untersuchung mit dem oben dargestellten geschlechtsspezifischen Aspekt ergänzt haben. Um valide Daten bekommen zu können, waren die Lehrerinnen darüber nicht informiert, dass ihre geschlechtsspezifische bzw. geschlechtstypische Kommunikationsweise auch beobachtet wird. In die Untersuchung wurden die Fächer Fremdsprache (Deutsch und Englisch), Muttersprache, Literatur und Geschichte mit einbezogen. Die Ergebnisse, die auf den Beobachtungsbögen festgehalten wurden, dienen zur Kontrastierung des kommunikativen Verhaltens der Lehrerinnen gegenüber Mädchen und Jungen. Dabei wurden die Daten statistisch erfasst und graphisch dargestellt. Bei dieser Untersuchung wurden die beobachteten Fächer nicht immer separat behandelt, da sie alle in den Bereich der Humanwissenschaften gehören und die

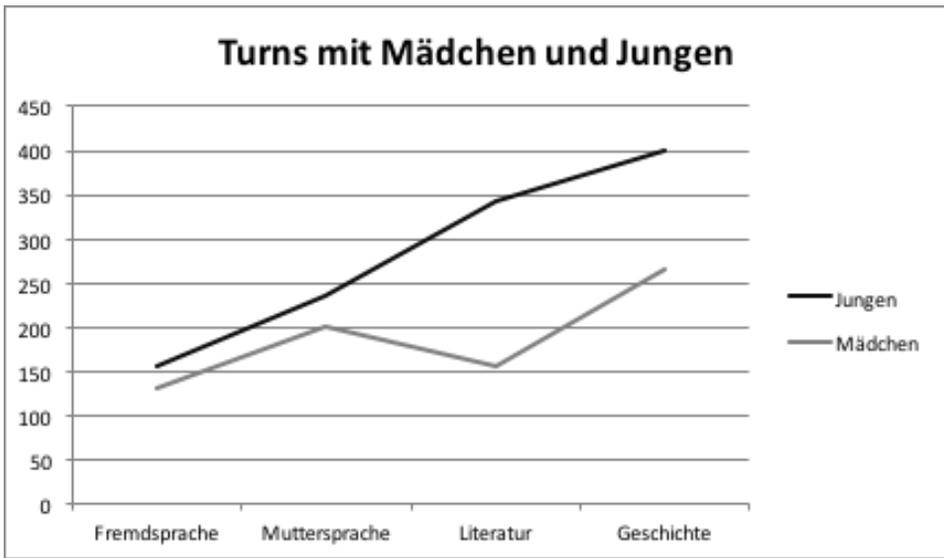
Lehrerinnen, bei denen hospitiert wurde, in einer Klasse manchmal mehrere Fächer unterrichten. Insgesamt 120 Unterrichtsstunden wurden beobachtet und ausgewertet. Die geschlechtsspezifische kommunikative Verhaltensweise von 12 Lehrerinnen wurde dabei unter die Lupe genommen. Die beobachteten Klassen waren die 5. und 6. Jahrgänge, je zwei Klassen. In einer Klasse sitzen im Durchschnitt 20 bis 25 Schüler, in allen Klassen waren im Durchschnitt mehr Schülerinnen als Schüler.

### 3.3. Ergebnisse

Aus den ermittelten Daten, die quantitativ interpretiert wurden, ging es hervor, dass die Lehrerinnen die Jungen systematisch bevorzugten, und zwar:

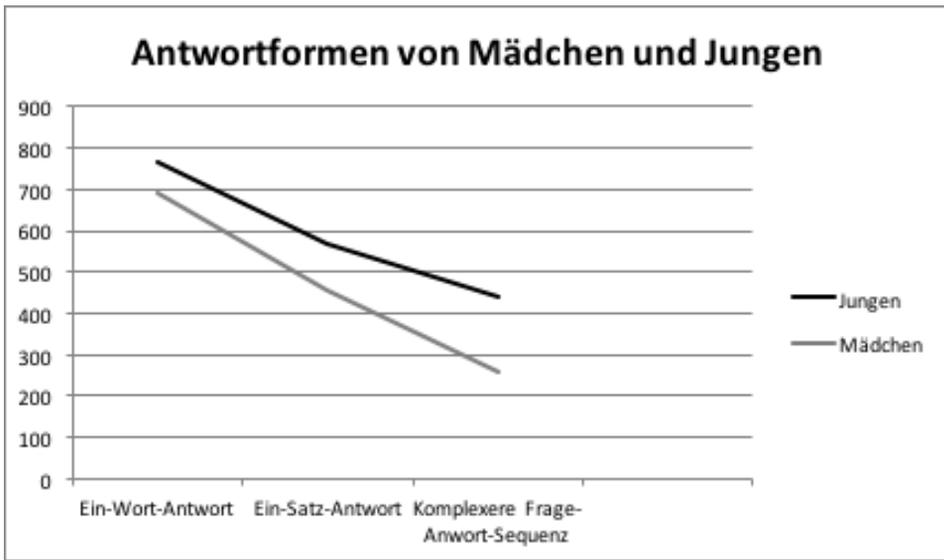
- Die Lehrerinnen agierten signifikant mehr mit Jungen.
- Die Lehrerinnen gaben Jungen öfter das Wort als Mädchen.
- Die Jungen sprachen in den Unterrichtsgesprächen signifikant länger als die Mädchen, da sie des Öfteren die Möglichkeit hatten, sich länger zu äußern und nicht nur Ein-Wort-Antworten oder Ein-Satz-Antworten zu geben.
- Die Lehrerinnen akzeptierten mehr Wortmeldungen von Jungen als von Mädchen und realisierten gegenüber Jungen nicht so oft Unterbrechungsversuche wie den Mädchen gegenüber.

Diese zwei wichtigen tendenziellen Ergebnisse der Beobachtungen sind in den Graphiken 1 und 2 im Einzelnen festgehalten. Graphik 1 zeigt, dass die Lehrerinnen in den Unterrichtsstunden mit Jungen im Durchschnitt mehr Turns realisieren. Als Turn wurden alle verbalen Reaktionen der Lehrerinnen erfasst, die Aufforderung, Bitte, Wunsch oder eine gezielte Frage ausdrückten. Die nonverbalen Reaktionen wurden in dieser Untersuchung nicht erfasst. Es gab aber viele Wortmeldungen von Mädchen und Jungen, die ohne verbale Verstärkung zugelassen wurden, dabei signalisierten die Lehrerinnen ihre Zustimmung oft auch nur nonverbal. Die Fälle, in denen nonverbale und verbale Signale parallel benutzt wurden, wurden in der Untersuchung mit erfasst. In den Sprachstunden (Fremdsprache und Muttersprache) ist der Unterschied zwischen den Turns Mädchen und Jungen gegenüber nicht gravierend. In den Literatur- und Geschichtestunden, die von uns beobachtet wurden, äußerten sich die Lehrerinnen gegenüber den Jungen signifikant in mehr Turns. Diese waren oft Sprechhandlungen, die zum Weiterführen einer verbalen Tätigkeit anspornten. Der Unterschied ist nach unseren Beobachtungen im Fach Literatur am auffälligsten, und wie es aus den Beobachtungen resultiert, die Lehrerinnen legten durch die größere Anzahl der von ihnen initiierten Turns implizit auf die Meinung von Jungen mehr Wert als auf die Meinungsäußerungen von Mädchen. Auch in expliziter Form der Kommunikation war dies der Fall, da die Jungen von den Lehrerinnen mehrmals zum Antworten aufgefordert wurden als die Mädchen.



Graphik 1

Da die Lehrerinnen mit den Jungen mehr agierten und interagierten und sie dabei intensiver aufforderten, Beiträge zu leisten, scheint es interessant zu sein, wie sich die Antwortformen von Mädchen und Jungen verteilen. Graphik 2 zeigt deutlich, dass sowohl Jungen als auch Mädchen in den meisten Fällen mit Ein-Wort-Sequenzen antworteten, die Anzahl der Ein-Satz-Antworten ist im Fall beider Geschlechter viel geringer. In diesen Fällen der Antwortform ist der Unterschied zwischen Mädchen und Jungen nicht signifikant, obwohl in beiden Antwortformen die Jungen mehr Raum und Zeit zum Interagieren bekamen. Auffällig ist der Unterschied bei der Verteilung von komplexeren Frage-Antwort-Strukturen. In den beobachteten 120 Unterrichtsstunden bei 12 Lehrerinnen hatten im Durchschnitt die Jungen mehr Möglichkeit bekommen, sich länger zu äußern, auch schon dadurch, dass sie des Öfteren mit der Lehrerin einen komplexeren, also aus mehreren Fragen und Antworten bestehenden Dialog führen konnten als die Mädchen. Dieses Ergebnis der Beobachtung bestätigt, dass die Lehrerinnen auf die Antworten von Jungen insgesamt mehr Wert legen, sie mehr zum Antworten ermutigen und die Jungen in den Stunden nicht nur öfter und länger mit den Lehrerinnen in Diskussion kommen als die Mädchen, sondern sie führen meistens auch aus mehreren Fragen und Antworten bestehende Gesprächssequenzen als die Mädchen. Das höhere Maß an Aufmerksamkeit, das die Lehrerinnen den Jungen schenken, wurde in dieser Untersuchung auch dadurch belegt, dass sie z.B. nach erklärenden Unterrichtssequenzen an die Jungen mehr Nach- und Rückfragen stellten als an die Mädchen.



Graphik 2

Wir haben auch die Ziele der Turns der Lehrerinnen verglichen. Aus den ermittelten Daten der Beobachtungsbögen ist auch darauf zu schließen, dass – entgegen unseren Erwartungen – eigentlich kein großer Unterschied in Bezug auf die Ziele der von den Lehrerinnen inszenierten Sprechhandlungen vorliegt, da die Anzahl der realisierten Lob- oder Tadelsequenzen im Durchschnitt nicht sehr unterschiedlich verteilt war. Der Unterschied liegt einerseits in der Anzahl der Aufforderungen zum Antworten, andererseits führen die Lehrerinnen gegenüber den Jungen mehrere Sprechhandlungen ein, die zu längeren Antworten animieren. Der Unterschied ist im Fall der Ziele der Turns der Lehrerinnen nicht so explizit wie im Fall der Anzahl der Turns. Dieser implizite Unterschied ist so zu formulieren, dass beim Loben oder Tadeln der Jungen meistens auch eine Begründung des Lobens oder Tadelns gegeben wurde, was bei den Mädchen in vielen Fällen ausblieb.

### 3.4. Gespräch mit den Lehrerinnen

Die wichtigsten Daten und Ergebnisse dieser Untersuchung wurden in einem Lehrerseminar vorgestellt. Hier wurden die eingeladenen Lehrerinnen zuerst mit den Ergebnissen der Beobachtungen der Hospitationen konfrontiert und anschließend wurde darüber diskutiert, ob es ihnen schon aufgefallen sei, dass sie die Jungen durch ihr kommunikatives Verhalten und durch ihre Interaktionsformen bevorzugen, ob es ihnen bewusst sei, dass dadurch die Geschlechterhierarchie auf einer impliziten Weise immer wieder festgelegt wird. Im Gespräch mit den

Lehrerinnen wurde auch thematisiert, was für sie die Rolle der Lehrerin bedeutet und was sie unter dem Begriff geschlechtsspezifische Sozialisation im institutionellen Rahmen der Schule verstehen. Es stellte sich in diesen Gesprächen heraus, dass die Sensibilisierung und Reflexion auf das Thema Geschlecht in der Schule sehr aktuell ist, da die Lehrerinnen die Meinung vertraten, dass die schulgesetzlichen Richtlinien auf eine Art von „Geschlechtslosigkeit in der Schule“ in der Praxis nicht funktionieren können und diese Richtlinien in Zukunft auch durch den Aspekt der geschlechtsspezifischen Erziehung ergänzt werden müssen. Die Lehrerinnen teilten auch die Auffassung, dass die Schule eine geschlechtlich neutrale Pädagogik nicht anwenden könne, die vor der Wende noch das pädagogische Ideal war und heute schon als Vergangenheit gelten sollte, was oftmals nicht der Fall sei. Aus diesem Grunde müssten in Zukunft auch moderne Unterrichtsmaterialien ausgearbeitet werden, die die Ideen der feministischen Pädagogik sensibilisieren könnten. Die Lehrerinnen äußerten sich derart, dass sie sich in der Praxis keine solch allgemeinen pädagogischen Methoden vorstellen können, die die Kinder als Subjekte ohne Geschlecht beschreiben, jedoch hätten sie während ihrer Ausbildung über geschlechtsspezifische Sozialisation oder über die Anpassung an Geschlechterrollen nicht sehr viel gelernt. Sie waren sich darüber auch einig, dass das Geschlecht sowohl in der theoretischen Pädagogik, als auch in der Schulpraxis mehr Raum und Bedeutung bekommen sollte, da die Erziehung zur Gleichbehandlung der Geschlechter auch die Aufgabe der Schule sei. Den Lehrerinnen war es aber nicht bewusst und sie wollten es nur mit Zögern wahrnehmen, dass sie durch ihre kommunikativen Praktiken und Handlungsmuster die Jungen bevorzugten und dadurch nicht die Gleichbehandlung der Geschlechter praktizierten. Sie gingen in ihren Äußerungen davon aus, dass sie aufgrund ihrer weiblichen Emotionalität und Sensibilität in den Unterrichtsstunden oft impulsiv handeln und sie sind sich darüber im Klaren, welche gesellschaftlichen Probleme es mit sich bringen kann, wenn beim Beruf Lehrer nur das weibliche Geschlecht als Modell für die Kinder zur Verfügung stehe. Sie selbst waren aber auch davon überzeugt, dass Geschlecht in der Schule und in der Unterrichtspraxis eine nicht so überdimensionierte Rolle spielen darf, dass es als der wichtigste Faktor in der Kommunikation mit den Kindern gesehen wird. Sie waren trotzdem überrascht, dass sie durch ihre Kommunikationsweise die Jungs mehr fördern könnten als die Mädchen. Sie selbst hatten es noch keineswegs so wahrgenommen, dass sie die Jungen bevorzugen würden. Dieses Gespräch mit den Lehrerinnen, die in den Unterrichtsstunden beobachtet wurden, konnte dazu beitragen, dass sie ihrem kommunikativen Verhalten den Geschlechtern gegenüber in Zukunft mehr Beachtung schenken und auf ihr Verhalten kritischer reagieren.

### **3.5. Interpretation der Ergebnisse**

Die hier vorgestellten Ergebnisse können und dürfen keineswegs verallgemeinert werden, jedoch repräsentieren sie die aktuelle Situation aus dem Aspekt der Genderpädagogik und machen auf ein aktuelles Problem in der schulischen Kommunikation aufmerksam. Die Einstellungen und die Kommunikationsformen der Lehrerinnen weisen auf ein Problem hin, das aus den geltenden Geschlechterkonzeptionen resultiert, die sie durch ihre kommunikativen Handlungsweisen auf einer latenten Weise verstärken, in dem sie die Dominanz der Jungen auf der Ebene der schulischen Kommunikation explizieren. Auf diese Weise tragen sie implizit dazu bei, dass die Mädchen ihre traditionelle, „zweitrangige“ Rolle früh lernen und akzeptieren. Demgegenüber wird es für die Jungen explizit gemacht, dass sie dominieren.

## **4. Zusammenfassung**

Geschlecht ist eine Orientierungskategorie in schulischen Interaktionen und hat symbolische Bedeutung. Die Schule ist eine Institution, in der soziale Rollen gebildet, vermittelt und weitertradiert werden. Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, dass Lehrer und Lehrerinnen in der Schule nicht nur aus ihrer beruflichen Position als Lehrer kommunizieren. Sie transportieren (sehr oft unbewusst) ihre Geschlechterrollen auch mit in die schulischen Interaktionsfelder. Die Lehrkräfte haben auch eigene Geschlechtsidentität, haben sozial und kulturell bestimmte Genderrollen, die sie „nicht zu Hause lassen können“. Sie vermitteln ihre Genderrollen durch ihre Kommunikation und durch ihr Verhalten gegenüber ihren Schülerinnen und Schülern. Die Institution Schule konstituiert so die Geschlechterrollen nicht nur mit, sondern sie führt diese auch in Interaktionen und Sprechhandlungen aus. Dabei ist ein sehr komplexer, jedoch letzten Endes ein sehr einfach wirkender Prozess nicht zu verkennen: die Schule vermittelt Wissen über die Geschlechter, da in vielen Lehrbüchern und Lehrmaterialien Frau und Mann, Frauen und Männer als Thema „behandelt werden“; in der Schule arbeiten Frauen und Männer, die auch in ihre Lehrerrolle die eigenen, subjektiven Konzepte und Einstellungen über die Geschlechter mit einbringen; die Schule als Institution hat die Aufgabe, die geltende soziale Geschlechterordnung zu vertreten; und nicht an letzter Stelle: In die Schule gehen Mädchen und Jungen, die eigene Vorstellungen über die Geschlechter haben und die praktisch die „Objekte“ der Erziehung sind. Diese Erziehung hat aber auch Komponenten, in denen das Geschlecht der Kinder eine Rolle zu spielen vermag, schließlich sind sie ja entweder Mädchen oder Jungen, und sie werden aufgrund ihrer biologischen Bestimmtheit von den Lehrkräften auch als Mädchen und Jungen wahrgenommen. Diese Wahr-

nehmung kann die Kommunikationsweise mit beeinflussen, in unserer Untersuchung zum Vorteil der Jungen, wenn auch nur unbewusst.

## 5. Literatur

- Buda, Béla (1996): A pedagóguspálya elnöiesedésének pszichoszociális problémái. In: *Educatio*, 1996/3, S. 431–400.
- Budde, Jürgen (2006): Jungen als Verlierer? Anmerkungen zum Topos der ‚Feminisierung von Schule‘. In: *Die deutsche Schule*, 4, S. 488–500.
- Düro, Nicola (2008): *Lehrerin – Lehrer*. Opladen: Budrich.
- F. Lassú, Zsuzsa (o.J): *Hagyományos és modern női szerepek az iskolában*. Internetpublikation. (heruntergeladen: [www.kodolanyi.hu/szabadpart/szam9/lassu.html](http://www.kodolanyi.hu/szabadpart/szam9/lassu.html), 11.10.2012.)
- Faulstich-Wieland, Hannelore (1991): *Koedukation – enttäuschte Hoffnungen?* Darmstadt: Hochschulverlag.
- Frasch, Heidi/Wagner, Angelika C. (1992): „Auf Jungen achtet man einfach mehr“. In: Brehmer, Ilse (Hg.): *Sexismus in der Schule*. Weinheim, Basel. S. 260–278.
- Grossmann, Erika (o.J.): *Genderpädagogik in Ungarn – gibt es so was überhaupt? Historische und gegenwartsbezogene Situationsbeschreibung*. Internetpublikation. (heruntergeladen: [www.jgypk.u-szeged.hu/.../Ungarn\\_deutsch\\_finalversion](http://www.jgypk.u-szeged.hu/.../Ungarn_deutsch_finalversion), 22.10.2012.), erschienen auch: Holz, Oliver (2008): *Jungenpädagogik und Jungenarbeit in Europa*. Münster: Waxmann. S. 107–122.
- Horskemper, Marianne (2010): *Geschlechteridentität und unterrichtliches Handeln*. In: Schweer, Martin K. W. (Hg.): *Lehrer – Schüler – Interaktion*. Opladen: Budrich, S. 139–159.
- Jäckle, Monika (2009): *Schule M(m)acht Geschlechter*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kovács, Edina (2011): *A társadalmi identitás alakulása a társadalmi nemi szerepek tükrében*. In: Kéri, Katalin (Hg.): *Társadalmi nem és oktatás. Konferenciakötet*, Pécs: Pécsi Egyetem. Internetpublikation. (heruntergeladen: [www.oktatasesarsadalom/konf/2011/Kovacs.pdf](http://www.oktatasesarsadalom/konf/2011/Kovacs.pdf), 20.11.2013)
- Nagy, Mária (2000): *Pedagógusok*. In: Halász, Gábor/Lannert, Judit (szerk.): *Jelentés a magyar közoktatásról*. Budapest: Közoktatási Intézet, S. 273–301.
- Niehaus, Ingo (o.J.): *Männer in der Grundschule. Geschlechtsstereotype Erwartungen und pädagogische Praxis. Erste Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung an Hamburger Grundschulen. Projektbericht zu: MäGs – Männer und Grundschule. Laufzeit: 2008–2012. Leitung: H- Faulstich-Wieland. 2011. Mai (Konferenz-Handout, Hamburg).*

- Rosenbichler, Ursula/Vollmann, Manuela (1991): Als die Mädchen zu den Buben kamen und was wir daraus lernten. In: Birmily, Elisabeth/Dablander Daniela/Rosenbichler, Ursula/Vollmann, Manuela (Hg.): Die Schule ist männlich. Wien: Präsens, S. 19–25.
- Thun, Éva (1996): Hagymányos pedagógia – feminista pedagógia. In: *Educatio*, 1996/3, S. 404–416.

# RESSOURCEN UND QUELLEN DES WÖRTERBUCHS DER UNGARND- SCHEN MUNDARTEN (WUM)

Márta Müller/Elisabeth Knipf-Komlósi

## 1. Zielsetzungen

Es ist unbestritten, dass der noch in der ungarndeutschen Sprachgemeinschaft existente Wortbestand der deutschen Dialekte in Ungarn – wohl in der letzten Minute noch – gerettet und in einem Wörterbuch erfasst werden muss. Die Dokumentation und Explikation des Wortschatzes der mittel- und oberdeutschen (Siedlungs-)Mundarten des heutigen Ungarns konnten in Form des Wörterbuchs der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) mit Unterstützung eines OTKA-Programms<sup>1</sup> im Jahre 2010 (wieder) aufgenommen werden. Über die Vorgeschichte, die vorbereitenden Sammelaktionen und Projekte (Hutterer 1963 und 1991, Manherz 1977, Wild 1985 und 2003, Márkus 2003 und 2014, Knipf-Komlósi 2011, Müller 2011), über das Konzept der Makro- und Mikrostruktur, die Lemmatypen und die Probeartikel des Wörterbuchs wurde bereits sowohl auf internationalen als auch in heimischen Foren berichtet (Knipf-Komlósi/Müller 2012, Knipf-Komlósi/Müller 2013, Knipf-Komlósi/Müller 2015).

Vorliegender Beitrag beabsichtigt einen Einblick in jenen Bereich der dialektlexikographischen Praxis – in die Prozesse der Vorarbeit des Erstellens eines Wörterbuchs –, zu gewähren, welcher Bereich vor der breiteren Öffentlichkeit oft verborgen bleibt. Es geht hier um die Planung, den Aufbau und die elektronische Speicherung des WUM-Korpus. Dementsprechend fokussieren die nachfolgenden Erläuterungen – über die Skizzierung der soziohistorisch-soziolinguistischen Merkmale der bearbeiteten ungarndeutschen (udt.) Dialekte hinaus – auf die verschiedenen Arten der WUM-relevanten Datengewinnung, d.h. auf die für das WUM-Korpus exzerpierten Quellen, die durchgeführten resp. noch durchzuführenden Erhebungen, auf die Darstellung des gewonnenen mundartlichen Materi-

---

<sup>1</sup> Projektnummer: 81342, Leiterin des Projektes: Prof. Elisabeth Knipf-Komlósi, Laufzeit: 2010–2015.

als in der WUM-Datenbank und schließlich auf die Perspektiven dieser aus dialektlexikographischer Sicht äußerst reizenden Sprachinselwörterbucharbeit.

## 2. Soziohistorische und soziolinguistische Merkmale der ungarndeutschen Dialekte

Die deutschstämmige und -sprachige Population auf dem Gebiet des heutigen Ungarn wird größtenteils von den Nachkommen derjenigen deutschsprachigen Ansiedler gebildet, die sich Ende des 17., Anfang bis Mitte des 18. Jahrhunderts – d.h. während der nachtürkischen Kolonisation – im Ungarischen Mittelgebirge und in Südungarn niedergelassen haben.<sup>2</sup> Manche der Kolonisten wechselten ihre Heimat aufgrund privater (wirtschaftlich-sozialer, aber auch religiöser) Initiative, aber ab den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts wurde die Ansiedlung der Deutschen von ungarischen Gutsherren und dem kaiserlichen Hof bereits planmäßig vorbereitet und abgewickelt. Infolge der drei Wellen der Kolonisation (unter Karl IV, Maria Theresia sowie unter Joseph II) wurden Transdanubien, einige Teile der Ungarischen Tiefebene (Saboltsch, Bekesch), Regionen des Nördlichen Mittelgebirges (Hewesch, Zemplin) und südliche Gebiete unter dem Plattensee (Branau, Tolnau, Schomodei, Batschka, Banat) besiedelt. Durch die deutschsprachigen Ansiedler stieg die Einwohnerzahl Ungarns und damit der Anteil der autochthonen Deutschsprachigen. Statistischen Angaben und teils Hochschätzungen<sup>3</sup> zufolge wird angenommen, dass am Anfang des 19. Jahrhunderts ungefähr 1,1 Millionen Deutsche innerhalb der Grenzen des Königreichs Ungarn lebten (Manherz 1998: 30).

Die deutschen Mundarten in Ungarn – vor allem mitteldeutsche und oberdeutsche Dialekte – sind Mischmundarten, die ihre heutige Form erst durch Ausgleichsprozesse innerhalb der jeweiligen Siedlung bzw. Region erhalten haben (vgl. dazu die zwei Hauptetappen nach Hutterer 1975: 19). Die ins Land gezogenen nachtürkischen Deutschen hielten vielerorts über die in der Fachliteratur

<sup>2</sup> Die Deutschen in den westlichen Grenzgebieten Ungarns gehören sowohl historisch-genealogisch als auch sprachlich zu den ostösterreichischen Regionen. Nichtsdestoweniger wird ihr – mittelbairischer, südbairischer – Wortschatz im WUM involviert.

<sup>3</sup> Etwa 100 Jahre nach der Ankunft der ersten deutschen Einwanderer verzeichnet das Statistische Jahrbuch aus dem Jahre 1900 (1900: 39) in den Jahren 1897–1900 im Königreich Ungarn durchschnittlich 78.542 Kinder mit deutschsprachigen Eltern. Etwa 10 % der in diesen Jahren geborenen Kinder (insgesamt 737.722, davon 329.130 ungarischer Muttersprache) waren aus deutschsprachigen Ehen hervorgegangen.

behaupteten drei Generationen<sup>4</sup> hinaus an ihrer mitgebrachten Muttersprache und Mikrokultur fest, trotz der teils extremen politischen Umwälzungen des 20. Jahrhunderts:

Die Tatsache, dass es in der sprachlichen [...] Kontinuität der deutschen Sprachinseln [...] in Ungarn öfter zu größeren Einschnitten gekommen ist, kann angesichts der [...] Umwälzungen im Laufe der Jahrhunderte [...] nicht verwundern. Verwunderlich kann jedoch sein, dass die Sprache der Sprachinselminderheiten den stürmischen Zeiten der Geschichte trotzen konnte und heute [...] immer noch einen relativ hohen sozialsymbolischen Wert besitzt (Knipf-Komlósi 2011: 31).

Trotz der bereits im 19. Jahrhundert artikulierten Madjarisierungstendenzen der Mehrheitsnation, der ungünstigen außen- und innenpolitischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts, der Industrialisierung, der gesellschaftlichen, aber auch geographischen Mobilität, welche breite Schichten der Ungarndeutschen zur Aufgabe des bäuerlich-ländlichen Lebenswandels und damit verbunden zur Aufgabe der angestammten Mundart gezwungen hat, gibt es auch heute noch Gebiete im Lande, in denen kompakte ungarndeutsche Siedlungsräume zu finden sind wie die Gebiete:

- Ofner Bergland mit der Umgebung von Budapest,
- das Schildgebirge,
- das Bakonyer Gebiet/Buchenwald oberhalb des Plattensees mit dem Zentrum Wesprim,
- die sog. Schwäbische Türkei im Süden des Landes mit dem Zentrum Fünfkirchen,
- der südöstliche Teil zwischen den Flüssen Donau und Theiß, auch Nordbatschka genannt, mit dem Zentrum von Baje/Baja,
- die Tolnau mit den Zentren Seksard und Bonnhard (Manherz/Wild 2002).

Die Mehrheit der Ungarndeutschen lebt auch in der Gegenwart auf dem Lande, in mehrheitlich ungarischsprachigen Dörfern und Kleinstädten.

<sup>4</sup> Hamers und Blanc (Hamers/Blanc 2003: 176) beobachteten bei der Untersuchung des Sprachwechsels unter Einwanderern, dass der Prozess angefangen bei der mitgebrachten Einsprachigkeit der ersten Emigrantengeneration über die zweisprachige zweite Generation bis hin zur (in der neuen Heimat erworbenen neuen und dominanten) Einsprachigkeit der dritten Generation ungefähr über drei Menschenalter abläuft. In Bezug auf die deutschen Einwanderer in den Vereinigten Staaten stellt zum Beispiel Parrillo (1994: 526–527) fest, dass „[...] the persistence over generations of Dutch, French, German, Navajo, and other languages has always been a normal fact in American life (Fishman, 1966). Though always a multilingual society, the United States has nonetheless provided a variety of choices and constraints that promote English usage by nonEnglish language Americans (Stevens, 1992). With some exceptions among Native Americans, particularly the Navajo, this language shift to English has usually been a two-to-three-generation phenomenon (see Veltman, 1983).“

Überblickt man die Angaben der Volkszählungen im Hinblick auf die Bevölkerungsschicht, die Deutsch als Muttersprache sprechen (Tab. 1), zeigt sich, dass im Jahre 1960, als die von Kádár geprägte Entspannungspolitik langsam Wirkungen zeigte sowie im Jahre 1990, im Jahre der politischen Wende und der ersten freien Wahlen, die Zahl der deutschen Muttersprachler im Vergleich zu den Angaben der vorangehenden Volkszählungen anstieg. Damit verbunden ist auch hinsichtlich des Bekenntnisses der Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit eine stete – im Jahre 2011 sogar eine außergewöhnlich große – Zunahme zu verzeichnen.

	2011	2001	1990	1980	1970	1960	1949	1941
Muttersprache	38.248	33.192	37.511	31.231	35.594	50.765	22.455	475.491
Zugehörigkeit zur dt. Minderheit	185.696	62.233	30.824	11.310	-	8.640	2617	302.198
Bindung zur dt. Kultur	-	88.416	-	-	-	-	-	-
Dt. im Familien- und Freundeskreis	-	53.040	-	-	-	-	-	-

*Tab. 1: Angaben der Volkszählungen zwischen 2011 und 1941 hinsichtlich der deutschen Minderheit in Ungarn*

Die nach 1945 aufgelöste relative Wirtschaftsautonomie, die lokal stark ausgeprägte deutsche Mikrokultur, in vielen Fällen die Glaubenseinheit sowie die auf das jeweilige Dorf bzw. höchstens auf die benachbarten – ebenfalls ungarndeutschen – Dörfer bezogene Endogamie erwiesen sich bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts als die stärksten, den lokalen Dialektgebrauch erhaltenden Kräfte.

Von den 1960er Jahren begann bei den Ungarndeutschen infolge des Assimilationsprozesses allmählich auch in der familiären Umgebung die Sozialisation in ungarischer Sprache, so dass die natürliche Zweisprachigkeit in vielen ungarndeutschen Ortschaften in zunehmendem Maße nur noch die mittleren, älteren und ältesten Generationen auszeichnet. Heute wird nur noch im privaten Bereich Mundart gesprochen. Der Sprachgebrauch selbst der älteren Sprecher ist von der ungarischen Sprache dominiert, als Folge davon sind Interferenzen, usualisierte und Ad-hoc-Lehnwörter aus dem Ungarischen, Kodemischung und Kodewechsel zu beobachten (Müller 2010, Knipf 2011). Anstelle der deutschen Mundart tritt in den udt. Familien die deutsche Standardsprache: Sowohl das ungarische Minderheitengesetz (Nr. CLXXIX) als auch das Bildungsgesetz (Nr. CXC) sichert Angehörigen jedweder Minderheit im Lande – so auch den Ungarndeutschen – das Recht zum Unterricht der bzw. in der Minderheitensprache (sprachlehrende Unterrichtsform bzw. ein- und zweisprachige Unterrichtsformen). Im Bereich der

Erziehung und Bildung stehen die Ungarndeutschen auf der Sonnenseite Ungarns: Vom Kindergarten bis zum Abitur sind in den von Ungarndeutschen bewohnten Regionen alle gegenständlichen und personellen Möglichkeiten gegeben, die deutschstämmigen Kinder und Jugendliche sprachlehrend und zweisprachig zu unterrichten und zu erziehen (Müller 2012: 99–116).

Die skizzierte soziolinguistische Situation bestimmt weitgehend die Struktur und den Aufbau des Wörterbuchs der Ungarndeutschen Mundarten.

### **3. Materialgrundlage des WUM**

#### **3.1. Quellen**

Eine unentbehrliche Grundlage zum Erstellen eines Wörterbuchs bildet ein authentisches, den Zwecken der Benutzer entsprechend zusammengetragenes, reiches doch selektiertes Wörterbuchkorpus. „Die Herkunft des Wortmaterials eines Dialektwörterbuchs [...] ist in der Regel heterogen“ (Niebaum/Macha 1999: 110). Diese Heterogenität steigt linear mit der Größe des Bearbeitungsgebietes, mit der Verschiedenartigkeit der zur Bearbeitung stehenden Materialien (Materialsorte), mit dem Zeitraum, in dem die zum Exzerpieren herangezogenen Quellen entstanden sind und im Falle des WUM, mit dem besonderen Umstand, dass das WUM das lexikalische Material verschiedener, in Ungarn beheimateter Mischmundarten (bairischer, fränkischer, pfälzischer, hessischer Natur) dokumentiert.

##### **3.1.1. Katalogzettel**

Digitalisiert wurden in der ersten Phase der Materialsammlung die Inhalte des Zettelkatalogs des UDFZ<sup>5</sup>. Die Katalogzettel beinhalten aus wissenschaftlichen Monographien exzerpierte lexikalische Einheiten (Ein- und Mehrwort-einheiten) und Texte samt schriftdeutscher Übertragung mit der Angabe der konkreten Stelle der Belege. Abb. 1 zeigt einen Katalogzettel, auf dem das flektierte Dialektwort *plaist* (‘[du] bleibst’) aus Großmanok/Nagyományok festgehalten wurde. Die schriftsprachliche Infinitivform in eckigen Klammern links oben ist das Lemma, unter dem der Beleg *plaist* in die Datenbank eingegeben und darauf folgend im Wörterbuch aufgeführt werden soll. Die Chiffre „NM 112“ darunter kennzeichnet den Erhebungsort und die schriftliche Quelle, in der der Beleg vorkommt (vgl. Kerekes 2005: 112–254).

---

<sup>5</sup> UDFZ = Ungarndeutsches Forschungszentrum, gegründet von Prof. Karl Manherz, angesiedelt am Germanistischen Institut der Philologischen Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität. Leiterin des Forschungszentrum ist Dr. habil. Maria Erb.

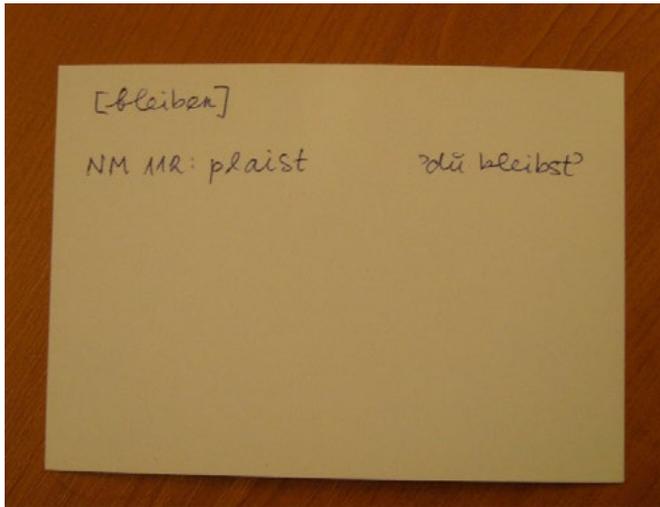


Abb. 1. Katalogzettel *plaist* ('du bleibst')

Über Einworteinheiten hinaus werden von den Katalogzetteln auch Syntagmen, ganze Sätze, Redewendungen und Reime mit deutscher Übertragung und Bedeutungserklärung geboten wie dies in Abb. 2 durch das Dialektwort *Morgensregen* ('Morgenregen') veranschaulicht wird: „*määrijsrēj unt äldəvaivřtents tauned lāj* 'Morgenregen und Tänze alter Weiber dauern nicht lang' = man sagt es von einer schnell vorübergehenden Aufregung.“

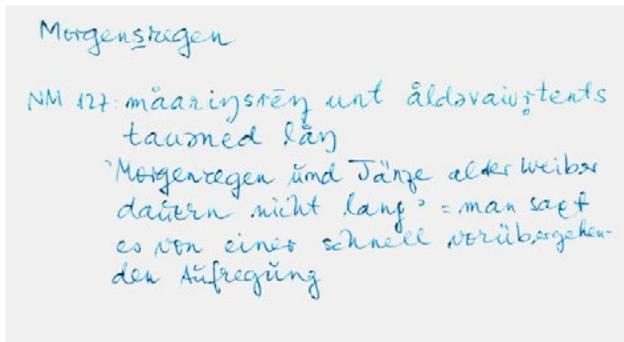


Abb. 2. Katalogzettel *Morgensregen* ('Morgenregen')

Manche Anmerkungen auf den Zetteln markieren und kommentieren die Belege aus volkskundlicher Sicht wie im Falle des Stichwortes *Neulicht* ('Neumond'): „(Aberglaube) Wenn man in N. weißt (*vaizřt*), bekommt man Spinnen“.

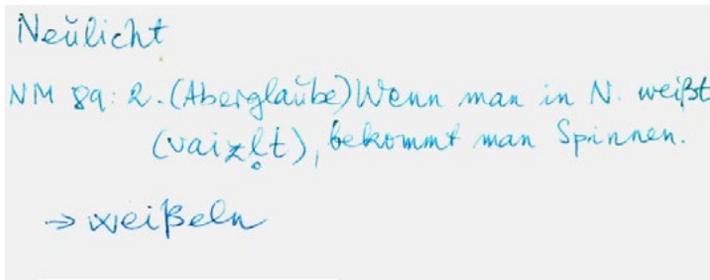


Abb. 3. Katalogzettel Neulicht ('Neumond')

### 3.1.2. Wissenschaftliche Beiträge

Die Belege des Zettelarchivs reichen freilich nicht aus, ein quantitativ wie qualitativ ausreichendes Wörterbuchkorpus zu bilden. Die Auszettelung wird um themenrelevante Dissertationen und wissenschaftliche Beiträge ergänzt, die sich auf eine Belegsammlung stützen oder volkskundliche Themen aus dem Alltag dieser Sprachgemeinschaft behandeln.<sup>6</sup>



Abb. 4. Dialektologisch oder volkskundlich orientierte Schrifreihen des Germanistischen Instituts

Die zur Auszettelung herangezogenen Quellen sind größtenteils im 20. Jahrhundert entstanden, denn viele im 19. Jahrhundert verfasste Arbeiten behandeln

<sup>6</sup> Näheres zu den Sachbereichen findet sich im folgenden Kapitel.

Dialekte, deren Ortschaften oder Regionen jenseits der Grenzen des heutigen Ungarn liegen, und aus diesem Grunde nicht zum Bearbeitungsgebiet des WUM gehören.<sup>7</sup> Durch das Exzerpieren von Arbeiten, die vor 1945 entstanden sind, ist gewährleistet, dass in der Datenbank Material aufgenommen wird, das aus heute schon völlig madjarisierten Ortschaften stammt wie im Ungarischen Mittelgebirge aus den Siedlungen Ißzimmer (ung. Isztimér) und Sirtz (ung. Zirc).

### 3.1.3. Tonarchiv des UDFZ

Über die gedruckten Quellen hinaus enthält das WUM dialektales Material, welches digitalisierten Tonbandaufnahmen entnommen wurde. Die Tonbandaufnahmen sind im digitalen Tonarchiv des UDFZ danach geordnet, wer (Explorator), mit wem (Gewährsperson), wann (Zeitpunkt der Aufnahme), zu welchem Thema (Gesprächsthema, Sachbereich), in welcher Form (dialogisch, monologisch), in welcher Ortsmundart (Ortschaft, Mundarttyp) ein Gespräch geführt hat. Das Tonarchiv ist vor allem zum Zweck der Dokumentation kontextualisierter Belege – die später als Verwendungsbeispiele oder als Phrasologismen für das Artikelschreiben verwendbar sind – für die WUM-Artikel von erstrangiger Bedeutung.

### 3.1.4. Thematische Erhebungen

In den 1960er Jahren wurden von C. J. Hutterer und K. Manherz für einige Sachbereiche – Volkstracht, Weinbau, Haus und Hof – für den bäuerlichen Lebenswandel prototypische Bezeichnungen beinhaltende thematische Fragebogen zusammengestellt, und zum Zwecke indirekter Erhebungen von dialektalem Wortmaterial für das damals erst in Planung existierende WUM an ungarndeutsche Siedlungen versandt.

<sup>7</sup> Die Anfänge der wissenschaftlichen Erforschung der in Ungarn gesprochenen deutschen Mundarten wurzeln in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hutterer bezeichnet Karl Julius Schröer (1825–1900) als den ersten Forscher, „der sich [...] mit modernem wissenschaftlichem Rüstzeug an die Arbeit machte“ (Hutterer 1960: 44). Weitere Wissenschaftler, die im 19. Jahrhundert im Bereich der ungarländischen deutschen Mundarten große Verdienste erworben hatten, waren Ernst Lindner (Oberzipser Mundart), Viktor Lumtzer (Leibitzer Mundart), Johannes Ebenpanger (Heanzische Mundart), Gideon Petz und Heinrich Schmidt (Werbaßer Mundart) (Hutterer 1960: 44–49).

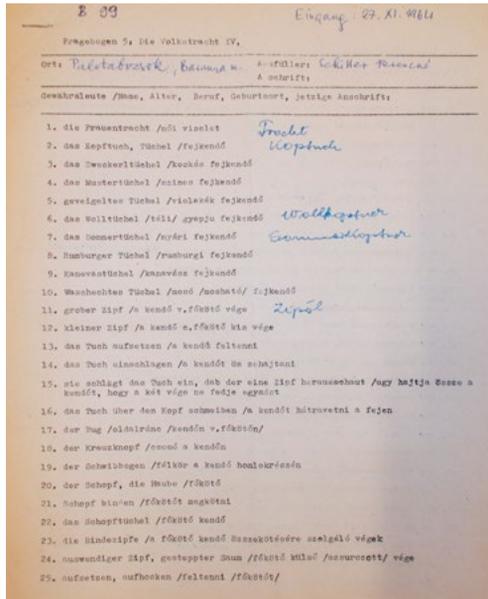


Abb. 5. Fragebogen Volkstracht IV, FB 5 aus der Ortschaft B99 (Boschok)

Die thematischen Fragebogen bestehen aus 4 bis 7 Seiten, mit einer Anzahl von 75 bis 103 abzufragenden Wörtern und Wendungen. Aus dem in der Kopfleiste der Fragebogen Vermerkten geht hervor, aus welchem Siedlungsgebiet, aus welcher Ortschaft die Einsendung stammt (z.B. B99: B-Gebiet, Siedlungsidentifikationsnummer 99 – also aus Boschok), wann die Rücksendung an der Budapester Universität eingegangen ist (alle Fragebogen wurden in den Jahren 1963–64 zurückgesandt), wer die Exploratoren (Name, Anschrift) und wer die Gewährspersonen waren (Name, Alter, Beruf, Geburtsort, Anschrift). Manchmal findet sich eine kurze Anmerkung des Explorators am Rande des Fragebogens wie im Falle des Volkstracht-Fragebogens, zurückgeschickt aus Mutsching (Abb. 6): „A der határozott névelőt néhol *dr*-nek írtam, ugyanis a muci fuldai nyelvjárás szerint der-t nem használnjuk, helyette *dr*. das helyett ’s! die --, - tie!“ [Den bestimmten Artikel „der“ habe ich mancherorts als *dr* geschrieben, denn nach der Mutschinger fuldischer Mundart wird „der“ nicht verwendet, sondern *dr*. Anstelle von das ’s! die --, - tie!].

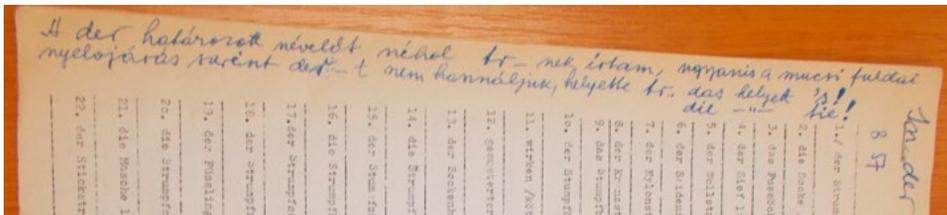


Abb. 6. Anmerkung des Ausfüllers zur verschrifteten Mundart

Die lexikalischen Einheiten der thematischen Fragebogen sind durchnummeriert. In einer Zeile stehen zunächst die standarddeutschen, gegebenenfalls mundarttypischen Bezeichnungen mit ev. (die Bedeutung spezifizierenden deutschsprachigen) Glossen und den ungarischen Entsprechungen (ebenfalls mit ev. Glossen) wie z.B. die Frage Nr. 12 „Dreherl /nöi/ hajfonat“ auf dem Fragebogen Volkstracht 4/IV, FB 5 (Boschok) oder ein weiteres Beispiel mit einer Glosse aus Werischwar (Volkstracht II, FB 2): „Knopf machen/csomót kötni/zsebkendőre“.

Die abzufragenden lexikalischen Einheiten sind größtenteils (bis zu 70–80 % der Einheiten) Substantive (Simplizia, Komposita, Ableitungen), etwa 10 % sind attribuierte Substantive und in verschwindend geringem Maße beinhalten die Fragebogen Verben (ev. in Funktionsverbgefügen oder mit einem Akkusativ- oder Dativobjekt), Adjektive, sporadisch Phraseologismen oder ganze Sätze. Die Fragen, die den abzufragenden Wörtern ergänzend hinzugefügt wurden, sind oft ungarisch formuliert und beziehen sich auf mögliche Phraseologismen, die das betreffende Wort als Basis haben (könnten) wie z.B. auf dem Fragebogen Volkstracht III, FB 4 (Boschok) im Zusammenhang mit dem Wort *Leiberl*: „hält Leib und Seel [sic] zusammen“ / Ismernek-e ilyen vagy hasonló mondást a lajbliról [Kennen Sie solche oder ähnliche Sprüche über das Leiberl]?

Unter den abzufragenden Wörtern findet man manchmal selbstständige Fragen, die über eine eigene Nummerierung verfügen und die sowohl deutsch als auch ungarisch formuliert sind. Diese Fragen können einen pragmatischen Bezug (weil sie sich auf die objektsprachliche Wirklichkeit beziehen) und gleichzeitig auch einen onomasiologischen Bezug haben (weil sie nach der entsprechenden Wortform fragen) wie z.B. die folgenden Fragen auf dem Fragebogen Volkstracht II, FB 3 (Werischwar): „Haben die Frauen handgestrickte Strümpfe getragen? Wie nennt man diese Strümpfe? / Hordtak-e a nők kézzel kötött harisnyát? Hogy hívták?“ Manche Fragen haben jedoch nur einen pragmatischen Bezug, wie z.B. die Frage Nr. 61 auf demselben Fragebogen: „Woraus wurde der Pantoffel angefertigt /Tuch, Leder, Strickwolle usw./? Miből készül a papucs /posztó, bőr, kötött gyapju [sic]/?“ Wiederum andere gehen Phraseologismen nach wie die Frage „Was für Sprüche und Ausdrücke kennt man im Zusammenhang mit dem Strupf [sic]? Milyen szólásokot és kifejezéseket ismernek a harisnyával kapcsolatban?“<sup>8</sup> Schließlich werden die Gewährspersonen durch manche Fragen aufgefordert, einen Gegenstand, typische Motive oder Formen von Kleidungsstücken etc. auf den Fragebogen zu zeichnen wie durch die Fragen Nr. 71 und Nr. 65: „Wie sieht das Fürtuch aus? / Milyen a kötény? / Bitte mit Zeichnung! / Rajzoljuk le néhány vonással!“ (Volkstracht II, FB 2 aus Werischwar) oder „Machen Sie eine Skizze /o. Foto/ von den typischen Pantoffelformen! / Készítsünk [sic] vázlatot / fényképet/ a tipikus papucsformákról!“ (Volkstracht II, FB 3 aus Werischwar).

<sup>8</sup> Von den 23 zum Bereich Volkstracht zurückgesandten Fragebogen beinhalten nur 8 eine Antwort auf diese Frage. Offensichtlich sind offene Fragen als Abfrageform bei der Erhebung von Phraseologismen weniger effektiv, als wenn man den Gewährspersonen Suggestierformen vorgibt.

Die Belege sind handschriftlich oder getippt, leider aber lückenhaft: oft fehlen dialektale Angaben seitens der Gewährsperson. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, dass gerade im Falle des Fachbereichs Volkstracht mit einer breiten Variation zu rechnen ist – sowohl die Form- als auch die Inhaltsseite der dialektalen Bezeichnungen betreffend. Bei der Transkription der Belege wird ein gemischtes, deutsch-ungarisches Alphabet benutzt wie bei der Frage Nr. 16 „die Strumpfhacke / a harisnya sarka – *Die Strémpfäscht*“ (Volkstracht I, FB 3 aus Mutsching). Auch bei der Frage Nr. 101 „die Hinterhosentasche / a fárzseb – *Hé-ner-täsche*“ (Volkstracht III, FB 4 aus Kleinnarad).<sup>9</sup> Der Möglichkeit der falschen Interpretation ihrer Verschriftung waren sich manche Exploratoren bewusst – und deswegen fügten sie Bemerkungen zu den verwendeten Zeichen hinzu wie bei der Frage Nr. 56 „die Stiefelhose / csizmanadrág / *tie Stivlhose*“ (Volkstracht III, FB 4 aus Kleinnarad), bei der die Bemerkung „/v = v nem fau/ [v = v nicht Vau]“ zu lesen ist. Leider ist bei nichtroutinierten Exploratoren während der Niederschrift der dialektalen Bezeichnungen die Verwechslung einiger kritischer Buchstaben<sup>10</sup> nicht auszuschließen wie dies die kleinen (und daher verzeihbaren) Inkonsequenzen mancher Transkripte bei der Schreibung der Buchstaben *w/v* zeigen – z.B. auf demselben Fragebogen (Volkstracht III, FB 4 aus Kleinnarad) die Belege der Fragen 42 und 45: „das Leiberl / mellény, lajbi / *ts Leiwl*“ und „die Schliesse / mellénycsatt / *hátul/ Leivlschnelle*“.

Bei einem dialektlexikographischen Unternehmen des Ausmaßes wie das WUM es ist, ist es zweckmäßig und angebracht, dass die Bearbeiter sich bei dem Ausbau des Wörterbuchkorpus möglichst vieler Formen der Datengewinnung bedienen. Gewiss kann man über die Effizienz dieser oder jener Quellenart diskutieren – den besten Ertrag (weil sie planbar und steuerbar sind) liefern aber thematisch vorbereitete, fragebogenbasierte, durch geschulte Exploratoren durchgeführte direkte Erhebungen. Der Effizienz dieser Datengewinnungsart folgt ihr indirektes Pendant, wenn man als Wörterbuchbearbeiter routiniert genug ist, die eventuell verzerrten Angaben zu korrigieren und die manchmal ziemlich niedrig ausfallende Rücklaufquote durch neue Sammelaktionen aufzustocken.

---

<sup>9</sup> Das Akzentzeichen (´) in den Belegen kann entweder das geschlossene *e* kennzeichnen oder auch den Wortakzent wiedergeben. Gegen Letzteres spricht aber die Akzentsetzung bei einsilbigen Belegen wie beim Beleg Nr. 99 aus dem Fragebogen Volkstracht II, FB 3: *hég* (‘hinten’) (Mutsching).

<sup>10</sup> Für die Festhaltung desselben Lautes im deutschen und/oder ungarischen Alphabet stehen mehrere Buchstaben zur Verfügung. Es besteht eine gewisse (übrigens irreführende, weil über die Grenzen eines Sprachsystems hinausgreifende) Wahl hinsichtlich der zu benutzenden Transkriptionszeichen – zumindest aus der Sicht der Laien.

18. Fi'e auf tie Weihnochn
19. Lehrespruch
20. Aj, jaj, jaj, sogt mâi Wei
21. Hin und he'
22. Hopp, hopp Zimmemau
23. Unse Kotz hod Jungi
24. Abendgebet der Kinder
25. Tes Nochtkepet

Abb. 7. Inhaltsverzeichnis der Wojer Reim- und Gebetssammlung (v. Gábor Kovács)

Eine weitere, ebenfalls wertvolle private Zusendung von József Birk soll hier noch erwähnt werden, die laienhaft verschriftete Wörter, Grüße, Redewendungen und Reime aus Ratkau (Tokajer Kulturlandschaft) beinhaltet.

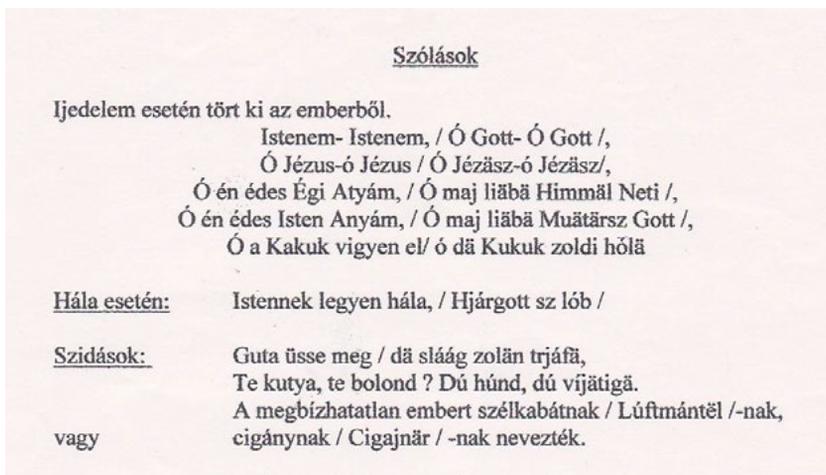


Abb. 8. Auszug aus der Privateinsendung von József Birk (Ratkau): Wendungen, Sprüche

Für die Transkription der Ratkauer Sammlung ist die Mischung der Buchstaben zweier Alphabete (des Deutschen und des Ungarischen) charakteristisch wie z.B. in den Belegen *Jézász* ('Jesus') oder *zoldi* ('soll dich') – übrigens eine typische Lösung ungarischer Laienexploratoren bei der Differenzierung zwischen den stimmlosen und stimmhaften *s*-Lauten. Dadurch, dass die Bearbeiter des WUM es im Alltag oft mit Laintanskriptionen zu tun haben, ist es gewährleistet, dass die mit einem gemischten Graphembestand niedergeschriebenen Mundarttexte richtig erschlossen werden.

Über die durch die Gewährspersonen der privaten – d.h. von dem WUM-Team nicht gelenkten – Einsendungen dargestellte Sprecherschicht lässt sich feststellen, dass es sich hier um autochthone Mundartsprecher handelt, die über die

Hälfte ihres Lebens hinaus (meistens im Rentenalter) sind, und ihren Lebensunterhalt mit körperlicher Arbeit (als Bauern, handwerklich ausgebildete Fabrikarbeiter) bestritten haben, nur wenige von ihnen haben eine Matura.<sup>13</sup>

Durch die systematische Exzerpierarbeit ist zurzeit aus 267 Siedlungen und Kleinregionen zu insgesamt 8.560 Lemmata dialektales Material in der Datenbank abgespeichert.<sup>14</sup> Bei der Planung und Durchführung der Exzerpierarbeit, der Auswahl von geeigneten Quellen wurde über ihre Authentizität und Diachronizität hinaus auch darauf Wert gelegt, dass die mundartlichen Bezeichnungen der von den Redakteuren bevorzugten Sachbereiche möglichst vielen Quellen – und dadurch vielen Regionen und Siedlungen – entstammen.

#### 4. Belegmaterial

Der Zeitraum der Erhebungen des Materials im WUM erstreckt sich auf etwa 100 Jahre. Das digitalisierte und in der WUM-Datenbank abgespeicherte Belegmaterial<sup>15</sup> hängt im großen Maße davon ab, welche Themen die der Auszettelung unterzogenen Werke behandeln. Die meisten Sprachdaten der WUM-Datenbank stammen aus den Sachbereichen Volksnahrung, Sitten und Bräuche, Wendepunkte des menschlichen Lebens (Geburt und Taufe, Verlobung, Eheschließung, Hochzeit, Tod, Bestattung), Verwandtschafts- und Personenbezeichnungen, Flora und Fauna sowie Gegenstände des Alltags:

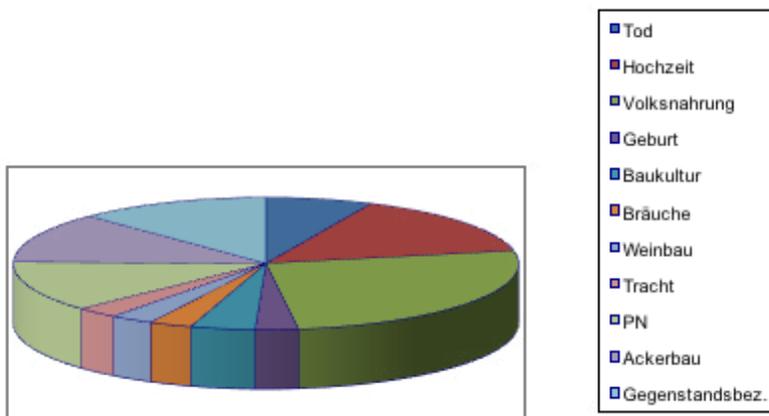


Abb. 9. Exzerpierte Quellen nach Sachbereichen

<sup>13</sup> Vgl. dazu die bei Erhebungen intendierte Sprecherschicht von Dialektwörterbüchern bei Niebaum/Macha 1999: 111.

<sup>14</sup> Stand: 05. 11. 2015.

<sup>15</sup> Die handgeschriebenen und gedruckten Quellen wurden von den Mitarbeitern des Forschungszentrums und von Studierenden der Studienrichtung Germanistik/DaM (= Deutsch als Minderheitensprache) zunächst in Form von Word-Dokumenten digitalisiert und dann manuell in die entsprechenden Informationskategorien der Datenbank eingegeben.

Einen beträchtlichen Teil des Belegmaterials bilden – wie auch in den allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern und in den großlandschaftlichen Dialektwörterbüchern des Deutschen – Simplizia, Komposita und derivierte Wortformen, darüber hinaus attributive Konstruktionen, Kollokationen, Redewendungen, Sprichwörter, Sprüche, Bauernregeln und kurze (Kinder-)Reime.<sup>16</sup>

Die Art und Weise der Erhebungsumstände des im WUM präsentierten Materials zeigt eine gewisse Variation, die für sämtliche Dialektwörterbücher des deutschsprachigen Raumes in größerem oder kleinerem Maße kennzeichnend ist. Das WUM ist kein Idiotikon, denn es beinhaltet nicht nur das (kurios anmutende) für die ungarndeutschen Mischmundarten eigentümliche Wortmaterial, sondern auch Stichwörter, die zum gemeinsamen Grundbestand der Lexik der ungarndeutschen, aber auch der deutschen Dialekte gehören. Aus demselben Grunde ist es auch kein volkskundliches Lexikon, wenn auch von den Redakteuren der Versuch unternommen wurde, die Wörterbuchartikel – wenn dies die Bedeutungen zuließen – zu illustrieren.

## 5. Datenbank

Das Wörterbuchkorpus des WUM wird aus der passwortgeschützten, internetgestützten Datenbank (<http://wum.elte.hu>) gewonnen.

Die Daten werden in die WUM-Datenbank manuell eingegeben – eine mühsame Arbeit, vor allem, wenn man bedenkt, dass die Daten ebenfalls manuell, durch Auszettelung der einschlägigen Literatur, direkte Abfragungen und Verschriftungen gewonnen werden. In der Datenbank werden die Sprachdaten gespeichert, die die Mundarten der jeweiligen Erhebungspunkte in prototypischer Form widerspiegeln wie das Wort *Päöü* 'Tanzabend' aus den bairischen Mundarten des Ofner Berglandes mit dem obligaten Triphthong. Auch Wörter, deren Denotate aufgrund der wirtschaftlich-soziokulturellen Umwälzungen der letzten 5 Jahrzehnte nicht mehr vorhanden sind, und auch in der alltäglichen Konversation der älteren mundartkundigen Generation nicht mehr oder höchstens zufällig vorkommen wie z.B. *schucke* (Waschkut) 'kleinen Gegenstand (wie Münze) nicht weit werfen'; *Ämäsnkitl* (Bawaz) 'Oberrock aus schwarzer Seide oder aus einem anderen glänzenden schwarzen Stoff, der mit Maschinenstickerei verziert war'; *troogedi Kue* (Ofner Bergland) 'trächtige Kuh'.

Die Hauptseite der Datenbank, auf der die Liste der Lemmata zu sehen ist, zu denen digitalisiertes Material in der Datenbank vorliegt, teilt sich in vier Spalten, in der ersten erscheint die Nummer der Stichwörter (nach dem Datum des

<sup>16</sup> Zum Eintrag „Brot“ in der Datenbank sind bereits beim heutigen Stand (also nach etwa 5 Jahren Exzerprierarbeit) aus 44 Erhebungsorten stammende Belege gespeichert, von denen nur ca. 20 % Simplizia sind, die restlichen 80 % sind Wortbildungen, (attributive) Wortfügungen, Kollokationen, lexikalisierte Phraseme, ja sogar volkskundliche Erläuterungen zum Gegenstand „Brot“.

Eintrags), in der zweiten die gespeicherten Stichwörter, in der dritten steht das Datum des ersten Eintrags zum Stichwort, und in der vierten das Datum der letzten Änderung des unter dem Stichwort gespeicherten Materials (Abb. 10).

Sorszám	Lemma	Létrehozás:	Utolsó változtatás
10639	Kartenspielen	2013-10-24 09:50:04	2015-07-22 14:55:33
10	Kartoffel, Grundbirne	2009-09-23 11:46:11	2014-06-23 16:31:24
12019	Kartoffelaufauf	2014-06-23 16:31:53	2014-06-23 16:32:29
362	Kartoffelbrei	2010-03-29 15:12:12	2010-10-05 15:51:48
363	Kartoffeldrucker	2010-03-29 15:13:06	2010-10-05 15:52:05
5057	Kartoffeleintopf	2011-03-10 14:52:28	2011-03-10 14:52:53
768	Kartoffeldecken	2010-07-08 23:17:25	2010-07-08 23:17:58
12020	Kartoffeldeckeri	2014-06-23 16:33:16	2014-06-23 16:33:50
769	Kartoffelüte	2010-07-08 23:18:27	2010-07-08 23:19:22
12007	Kartoffelmüse	2014-06-23 16:02:40	2014-06-23 16:03:18
745	Kartoffelgrube	2010-07-08 22:16:27	2010-07-08 22:16:46
771	Kartoffelknödel	2010-07-08 23:21:02	2014-06-23 16:39:43
5054	Kartoffelmehlspeise	2011-03-10 14:46:40	2011-03-10 14:47:17
5053	Kartoffelgulasch	2011-03-10 14:43:35	2011-03-10 14:44:26

Abb. 10. Ausschnitt aus der Lemmaliste der WUM-Datenbank (Kartenspielen – Kartoffelsalat)

Klickt man auf ein Lemma auf der Hauptseite der Datenbank, dann öffnet sich eine weitere Seite, auf der die dem angeklickten Lemma zugeordneten objekt- und metasprachlichen Informationen zu sehen sind.

Nyelvjárási alak:	Neme:	Adatforrás:	Etimológia:	Eredeti forma:
krumbian, Krumbien	m	Aa		
Grombian; Krombian; Krombien; Krumben		Ba		
katosel		Bb		
Krup(b)ien; Krumbern		Bd		
krumbéte; Krumbel		bf		
krompiara		Császártölté		
Krombien	f	Feked		
krumpion		Heideboden		
ua katoŕi		Bikacs		
katoŕi		Györköny		
krumbian		Etyek		
krumbian		Zsámbék		
krumpian		Bia		
krumpian		Torbágy		
krumpian		Törökbalint		
krumbian		Budaörs		
krumbian		Budakeszi		
krumpiadn		Deutschpils		
krumbr	f	Dunakömlöd		
krumben	f	Németkér		
krumpira		Berkenye		

Abb. 11. In der WUM-Datenbank zum Eintrag Kartoffel, Grundbirne abgespeicherte Belege und ihre Erhebungsorte (od. -regionen)

Die Datenbank enthält jene Stichwörter, denen dialektale Entsprechungen samt grammatischen Merkmalen, Bedeutungen, Verbreitungen oder im Falle von Einzelbelegen die Erhebungsorte, Beispiele für die Kontextualisierung der Belege mit standarddeutschen Übertragungen, phraseologisches Material sowie volkskundliche Kommentare zugeordnet sind. Sie ist vornehmlich für den Aufbau des WUM-Korpus gedacht, aber durch die Nutzung von Spezialfiltern können weitere, nach bestimmten Kriterien gefilterte Korpora erstellt werden; z.B. durch den Filter der einzelnen Erhebungsorte oder Regionen werden alle Sprachdaten und Kommentare hervorgeholt, die bei der Eingabe durch diese diatopischen Markierungen gekennzeichnet wurden.<sup>17</sup>

## **6. Ausblick: landesweite Sammelaktion**

Ein Dialektwörterbuch kann dann als gelungen betrachtet werden, wenn es abgeschlossen ist. Zwischen den zentral gesteuerten, institutionalisierten Sammelaktionen und der Herausgabe der ersten Lieferung vergehen im Schnitt mehrere Jahrzehnte: Das PFWB hat seine Fragebogenaktion im Jahre 1937 beendet, den ersten Band aber erst 1968 herausgebracht. Die Sammelperiode des WBÖ fing 1913 an, dauerte bis 1933 (zwischen 1927 und 1937 wurden ergänzende Fragebogen versandt), der erste Band kam etwa dreißig Jahre später, 1963 heraus. Eine noch länger hinausgezögerte Publikation erfuhr das BWB – sein erster Band wurde erst nach der Jahrtausendwende, 2002 veröffentlicht. Das Sammeln und Ordnen des dialektalen Materials nimmt – auch in der Ära der digitalen Technik – viel Zeit in Anspruch und die Vorbereitung der Sammelaktion(en) beginnt in der Regel nicht bei den Erhebungen, sondern viel früher: bei der Entscheidung über das Wörterbuchdesign, d.h. über das Genre und den Typ des Wörterbuchs.

Bei der Grundsteinlegung eines Dialektwörterbuch-Projektes muss über das Profil entschieden werden, ob es sich um ein semasiologisches oder onomasiologisches Werk handeln wird. Über die Planung der Rahmenstruktur (Makro-, Medio- und Mikrostruktur) hinaus kann das Ordnungsprinzip des Wörterbuchs auch auf die Erhebungsmethode Auswirkung haben. Sowohl der onomasiologische als auch der semasiologische Wörterbuchtyp hat Vor- und Nachteile. Im onomasiologisch aufgebauten Wörterbuch bleiben die inhaltlichen Zusammenhänge des dokumentierten Wortschatzes erhalten, denn im Mittelpunkt seines Ordnungsprinzips stehen die zu einer Vorstellung, zu einem Begriff zugehörigen Wortformen.

---

<sup>17</sup> Die WUM-Datenbank eignet sich dafür, zu wissenschaftlichen oder auch zu kommerziellen Zwecken siedlungs- und regionentypische Dialektwortregister zusammenzustellen. Letzteres ist v.a. für die udt. Minderheitenselbstverwaltungen, Heimatvereine und Privatpersonen von Belang, welche nach Erfahrung der Verfasserinnen – über die Pflege der örtlichen kulturellen Traditionen hinaus auch – an der Bewahrung des jeweiligen lokalen Sprachschatzes sehr interessiert sind. Hiervon zeugen zahlreiche Ersuche um professionelle Hilfestellung bei der schriftlichen Festhaltung der Ortsmundart bzw. ihres Wortschatzes sowie die Zusendung von Videoaufnahmen über Mundartsprecher an das UDFZ.

Onomasiologische Sammelaktionen sind thematisch ausgearbeitet, und erst dann kann eine – einen bestimmten Sachbereich (z.B. Arbeiten auf dem Feld, Weinbau, Gartenarbeiten, Waldarbeiten) abbildende – Lieferung zusammengestellt werden, wenn der betreffende Sachbereich ausreichend erhoben ist. Bei einem systematisch-onomasiologisch aufgebauten Dialektwörterbuch ist es problematisch, dass „hierfür eine bis ins Detail systematisierte begriffliche Ordnung vorausgesetzt werden muss“ und auch die Materialerhebung onomasiologisch gegliedert erfolgen soll (Niebaum 1986: 127). Auf der anderen Seite kann ein semasiologisch konzipiertes Wörterbuch nur dann herausgebracht werden, wenn das gesamte Wörterbuchmaterial „gesammelt und bearbeitet“ ist (ebd.), dies dauert jedoch länger, als sich dies ein Wörterbuchprojekt der Gegenwart (das möglichst rasch Ergebnisse aufzeigen soll) erlauben kann.

Wie soll man demnach im Falle eines Sprachinselwörterbuchs, dessen Korpus sehr wohl Ergänzungen aus landesweit durchzuführenden, noch ausstehenden Erhebungen benötigt, vorgehen? Zwar ist das WUM ein semasiologisch konzipiertes Sprachinselwörterbuch, d.h. von einer Bezeichnung (= Stichwort) ausgehend leitet es den Benutzer zum Begriff (= Bedeutungsbeschreibung) hin, doch sein Korpus lässt sich am effektivsten mit onomasiologischen – thematischen – Fragebogenerhebungen bereichern.

Bei den thematisch konstruierten Fragebogen sind die Lemmaliste bzw. eine große Anzahl der zu einem Lemma gehörenden Mehrworteinheiten durch die standardsprachlichen Wörterbücher und großlandschaftlichen Dialektwörterbücher bereits vorgegeben. Die systematisch-onomasiologische (nach Sachbereichen geordnete) Erhebung besteht aus einigen Vorarbeiten, die die Qualität der thematischen Fragebogen gewährleisten wie:

- (1) das Sich-Hineinlesen in die lexikalisch abzutastenden Sachbereiche,
- (2) die Zusammenstellung und Selektion der systematisch-onomasiologischen Lemmalisten in zwei Sprachen (deutsch und ungarisch),
- (3) die Zusammenstellung jener Mehrworteinheiten, die zur Aufdeckung der Bedeutungsbereiche der abzufragenden Lemmata nötig sind (deutsch und ungarisch),
- (4) die Ausformulierung der (zur erfolgreichen Erhebung manchmal nötigen) sprachlichen Impulse (z.B. in Form von vorgefertigten Verwendungsbeispielen zu einem Lemma – deutsch und ungarisch),
- (5) die Ergänzung des fertigen, zweisprachigen Fragebogens um visuelle Impulse (in Form von Abbildungen oder Fotos von Gegenständen).

Parallel zur (elektronischen) Veröffentlichung der ersten Probeartikel auf der Homepage des WUM (<https://wum.elte.hu/site/>) wird die zweite Projektetappe eingeleitet. Zwecks einer möglichst breiten Erfassung des minderheitenspezifischen Alltagswortschatzes, hat sich das WUM-Team entschlossen, eine (oben bereits angedeutete) landesweite Erhebung durchzuführen. Es werden thematische Fragebogen – gegebenenfalls um Suggestierformen und Illustrationen ergänzt – zu folgenden Sachbereichen zusammengestellt:

- Ackerbau, Feld- und Gartenarbeit, Waldarbeit;
- Weinbau, Schnapsbrennerei, Bierbrauerei;
- Nutztiere, Haustiere, Wildtiere, Fischerei, Jagd;
- Speisen, Getränke, Essgewohnheiten;
- Baukultur, Haus und Hof;
- menschlicher Körper, Hygiene, Krankheiten, Heilmittel;
- Wendepunkte des Lebens: Geburt, Taufe, Hochzeit, Tod;
- Sakrale Orte und Handlungen: Feiertage, Kirche, Messe, Religionsunterricht, Seelsorge, Sakramente;
- Frauenarbeiten: Wäsche, Flicker, Stricken, Häkeln, Nähen, Brotbacken;
- Volkstracht;
- Witterungsverhältnisse, Zeitmessung, temporale Adverbien, Lokaladverbien, Zahlen.<sup>18</sup>

Ebenfalls unter Vorbereitung steht die Festlegung des Ortsnetzes der landesweiten direkten Sammelaktion. In Ungarn werden – mit einer groben Typisierung – elf verschiedene Mischmundarten gesprochen<sup>19</sup>, welche Einzug in das WUM finden müssen. Über dieses „Minimum-Programm“ hinaus, das man möglichst mit direkten Befragungen erheben soll, werden alle ungarndeutschen Siedlungen (und ihre Vertreter) ersucht, an der indirekten Form (z.B. durch Google-Formulare) der Sammelaktion teilzunehmen. Die Teilnahme hat auch für die freiwilligen Mitwirkenden einen unbestritten hohen Ertrag: Durch die Absendung der Google-Formulare gewinnt man thematische Wortverzeichnisse über die Mundart des eigenen Dorfdialektes. Dies ist also eine Dokumentationsform, von der sowohl

---

<sup>18</sup> Sehr große Hilfe hat das WUM-Team von den bayerischen Kollegen der BWB-Kanzlei (München) in Form von persönlichen Konsultationen über die offenen Fragen des WUM erfahren und auch einschlägige Fachliteratur zur Herausarbeitung der thematischen Fragebogen bekommen. Die Erarbeitung des Themenkatalogs und der einzelnen thematischen Fragebogen wurden und werden durch die freundliche Unterstützung der Wörterbuchkanzlei des BWB – allen voran Prof. Anthony Rowley und Dr. Edith Funk – ermöglicht.

<sup>19</sup> Im Ungarischen Mittelgebirge und um Budapest herum: bair. *ua-*, bair. *ui-*, fränk.-bair. Mischma. In Südungarn: fuldische, ostfränkische, pfälzische, hessische, schwäbische und westmitteldt. Mischma. An der österreichisch-ungarischen Grenze: mittelbair. und mittelbair.-südbair. Mischma. (Manherz/Wild 2002: 65–69).

das UDFZ als auch die einzelnen Ortschaften, Selbstverwaltungen und Heimatvereine profitieren könnten.<sup>20</sup>

In Besitz der zurückgesandten Daten wird das WUM-Team mit der Publikation thematischer Lieferungen in regelmäßigen Abständen beginnen.

## 7. Literatur

Bildungsgesetz (2011) Nr. CX. In: Magyar Közlöny 2011/162.

Birk, József (o.J.): Redewendungen und Sprüche aus Ratkau. (Manusk.)

BWB = Bayerisches Wörterbuch (2002). Bd. I. München: R. Oldenbourg Verlag.

Fishman, Joshua (1966): *Language Loyalty in the United States*. London: Moulton.

Földes, Csaba (2005): *Kontaktdeutsch. Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachigkeit*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.

Hamers, Josiane F./Blanc, Michel H. A. (2003): *Bilinguality and Bilingualism*. Cambridge: University Press.

Hutterer, Claus Jürgen (1960): *Geschichte der ungarndeutschen Mundartforschung*. Berlin: Akademieverlag.

Hutterer, Claus Jürgen (1963): *Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum. Historische Lautgeographie der deutschen Mundarten in Mittelungarn*. In: Frings, Theodor (Hg.): *Mitteldeutsche Studien 24*. Halle (Saale): VEB Max Niemeyer Verlag.

Hutterer, Claus Jürgen (1975): *Die deutsche Volksgruppe in Ungarn*. In: Balassa, Iván/Klotz, Claus/Manherz, Karl (Hg.): *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 1*. Budapest.

Hutterer, Claus Jürgen (1991): *Aufsätze zur deutschen Dialektologie*. In: Manherz, Karl (Hg.): *Ungarndeutsche Studien 6*. Budapest: Tankönyvkiadó.

Izing, Jenő László (o.J.): „Ungarisch-deutsche Mundartwörterbuch“. (Manusk.)

Kerekes, Adrienn (2005): *Volksnahrung in Großmanok*. In: Manherz, Karl (Hg.): *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen*. Bd. 22. S. 112–254.

Knipf-Komlósi, Elisabeth (2011): *Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Am Beispiel des Deutschen in Ungarn*. Stuttgart: Steiner Verlag.

<sup>20</sup> Unmittelbar vor dem Beginn des indirekten Teils der Sammelaktion werden Infoabende und Workshops veranstaltet, um die freiwilligen Mitwirkenden über die Ziele der Abfragungen, die effektive Kommunikation mit den Gewährspersonen und über die Transkription zu informieren.

- Knipf-Komlósi, Elisabeth/Müller, Márta (2013): Sprachinselwörterbuch im 21. Jahrhundert – Das Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten (WUM). In: Lachout, Martin (Hg.): Aktuelle Tendenzen in der Sprachwissenschaft. Ausgewählte Beiträge zu den GeSuS-Linguistiktagen an der Metropolitan Universität Prag, S. 26–28. Mai 2011. Hamburg: Verlag Dr. Kovač. S. 59–72.
- Knipf-Komlósi, Erzsébet/Müller, Márta (2012): A Magyarországi Német Nyelvjárások Tájszótára. Egy készülő nyelvjárászjiget-szótárról [Das Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten. Über ein Sprachinselwörterbuch-Projekt]. In: Magyar Nyelv 108. évf. 2012/3. S. 257–269.
- Knipf-Komlósi, Erzsébet/Müller, Márta (2015): „Ein unermäßliches Land von Begriffen“: sichtbar gewordene Wörter der Ungarndeutschen. Mehrsprachigkeit in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. Eröffnungstagung des Forschungszentrums Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. (im Druck)
- Magyar Statisztikai Évkönyv [Ungarisches Statistisches Jahrbuch] (1900). Online unter: <http://digitalia.lib.pte.hu/books/magyar-statisztikai-evkonyv/htm/1900/htm/000.htm> (13.11.2015)
- Manherz, Karl (1977): Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn. Budapest: Akadémiai Kiadó.
- Manherz, Karl (1986): Deutsche Mundarten im Pilisch-Gebirge (Werischwar/Pilisvörösvár, Tschawa/Piliscsaba, Dag/Dág, Leinwar/Leányvár, Tschowanka/Csobánka, Erben/Üröm). Budapest.
- Manherz, Karl (Hg.) (1998): Die Ungarndeutschen. Budapest.
- Manherz, Karl/Wild, Katharina (2002): Zur Sprache und Volkskultur der Ungarndeutschen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut.
- Márkus, Éva (2014): Die deutsche Mundart von Deutschpilsen/Nagybörzsöny. Wien: Praesens Verlag.
- Minderheitengesetz (2011) Nr. CLXXIX. In: Magyar Közlöny 2011/154.
- Müller, Márta (2010): Möglichkeiten und Grenzen der Dialekterhaltung in einer ungarndeutschen Gemeinde. In: Zimányi Á. (Hg.): A tudomány nyelve – a nyelv tudománya [Sprache der Wissenschaft – Wissenschaft der Sprache]. Székesfehérvár.
- Müller, Márta (2011): Lexikalisch-semantische Merkmale der Handwerk-Fachwortschätze in Werischwar/Pilisvörösvár. Budapest: ELTE Germanistisches Institut.
- Müller, Márta (2012): Formen und Nutzen des ungarndeutschen Minderheitenunterrichts. In: Kerekes, Gábor/Müller, Márta: Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Budapest: Ad Librum. S. 99–116.

- Niebaum, Hermann (1986): Lemma und Interpretament. Zur Problematik der Artikelgestaltung in Dialektwörterbüchern. In: Friebertshäuser, Hans (Hg.): Lexikographie der Dialekte. Beiträge zur Geschichte, Theorie und Praxis. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. S. 125–143.
- Niebaum, Hermann/Macha, Jürgen (1999): Einführung in die Dialektologie des Deutschen. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Parrillo, Vincent N. (1994): Diversity in America: A Sociohistorical Analysis. In: Sociological Forum, Vol. 9, No. 4, 1994. S. 523–545.
- PFWB = Pfälzisches Wörterbuch (1965–1968). Bd. 1. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag.
- Stevens, Gillian (1992): The social and demographic context of language use in the United States. In: American Sociological Review. 1992/57. S. 171–185.
- Veltman, Calvin (1983): Language Shift in the United States. New York: Mouton.
- WBÖ = Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (2005). Beiheft Nr. 2. Erläuterungen zum Wörterbuch. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Wild, Katharina (1985): Sprachliche Situation und Sprachpflege der Deutschen in Ungarn. In: Richter, Alexander (Hg.): Kolloquium zur Sprache und Sprachpflege der deutschen Bevölkerungsgruppen im Ausland. Flensburg. S. 169–185.

## URL-Adressen

<http://wum.elte.hu> (Datenbank des WUM)

<https://wum.elte.hu/site/> (Homepage des WUM-Projektes)

<https://www.google.com/intl/de/forms/about/> (Homepage der Google-Formulare)

## DER EINSATZ VON SOMATISMEN UND KINEGRAMMEN IM DAF-UNTERRICHT. EINE INTERKULTURELLE ANNÄHERUNG<sup>21</sup>

Andrea Bánffi-Benedek

Der vorliegende Beitrag versteht sich erstens als Plädoyer für den Einsatz von Phraseologismen im DaF-Unterricht und fokussiert dabei auf interkulturelle Besonderheiten von einigen ausgewählten deutschen, ungarischen sowie rumänischen Somatismen und Kinegrammen. Nach einem kurzen theoretischen Überblick über den Stand der Forschung auf dem Gebiet der Phraseologie und der Phraseodidaktik, wendet sich der Beitrag den folgenden Schwerpunkten zu: Entwicklungstendenzen und Forschungsperspektiven, Argumente für den Einsatz von Phraseologismen im DaF-Unterricht, die produktive Symbiose kontrastiver und interkultureller Analysen, Somatismen und Kinegramme im Fokus interkultureller Untersuchungen und ihre Einsatzmöglichkeiten im DaF-Unterricht.

Kaum eine andere sprachwissenschaftliche Teildisziplin konnte sich in den letzten Jahrzehnten eines derartig hohen Interesses und einer rasanten Entwicklung erfreuen, wie die Lehre von Phraseologismen. Die anfangs befürchteten begrifflichen und klassifikatorischen Heterogenitäten rückten in der letzten Zeit immer mehr in den Hintergrund: neben den morpho-syntaktischen, semantischen, pragmatischen und textlinguistischen *Evergreens* der Phraseologie ließen sich neue Wege entdecken wie z.B. kognitive-, kultursemiotische- und interkulturelle Gesichtspunkte (vgl. Dobrovolskij/Burger 2007: VI.).

Ähnliche Entwicklungstendenzen lassen sich auch in der Methodik und Didaktik des Deutschen als Fremdsprache erkennen: Viele Erkenntnisse der kognitiven Linguistik sind auf diese Gebiete extrapoliert worden und ließen daher etliche Phänomene in neuem Licht erscheinen. Gemeint sind hier v.a. die Vorstellungen um das mentale Lexikon, Wortschatzspeicherung, Langzeitgedächtnis und deren Bezug aufs Weltwissen, sowie zu perzeptorischen und motorischen Prozessen, welche eine zentrale Rolle in der Handlungsorientierung spielen (vgl.: Börner/Vogel 1994: XI.). Auch hier kommt den interkulturellen Aspekten eine immer größere Rolle zu. Standen im kommunikativ-pragmatischen Ansatz noch die pädagogischen und pragmatischen Voraussetzungen und Bedürfnisse der

---

<sup>21</sup> Dieser Beitrag wurde vom Forschungsinstitut der Sapientia Stiftung finanziell unterstützt.

Lerner im Mittelpunkt, so wurden im interkulturellen Ansatz die Ziele um die Alltagsperspektive der Lerner erweitert: *Die Lernenden mit dem Sprachenlernen auch auf eine andere, fremde Kultur vorzubereiten, sie dafür zu sensibilisieren* ist das Postulat des interkulturellen Ansatzes.

Sprache nimmt in der interkulturellen Kommunikation eine Schlüsselposition ein. Die Fremdsprachenkompetenz [...] ist in Bereichen wie Wirtschaft, Politik und Kultur schon lange zur Selbstverständlichkeit geworden. Die Kenntnis von Fremdsprachen als linguistischem Werkzeug allein genügt jedoch nicht für die Erlangung der heute so wichtig gewordenen interkulturellen kommunikativen Kompetenz. Diese erfordert vor allem auch eine Vertrautheit mit den kulturspezifischen Regeln für die Interaktion. [...] Sprachkenntnisse sind nämlich nicht unbedingt gleichzusetzen mit kommunikativer Kompetenz im Kontakt mit anderen Kulturen. (Glaser 205: 91)

Die Ähnlichkeit in der Entwicklungstendenz beider Disziplinen ist u.a. der Tatsache zu verdanken, dass Phraseologismen lexikalische Einheiten sind, die einen festen und lebendigen Bestandteil jeder Sprache ausmachen. Nicht zufällig wird im Rahmen der Phraseodidaktik, d.h. „der systematischen Vermittlung von Phraseologismen im fremdsprachlichen Deutschunterricht“ eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Schon Fleischer hatte darauf hingewiesen, wie notwendig phraseologisches Wissen sei:

Daß der Phraseologie für den Fremdsprachenunterricht eine besondere Bedeutung zukommt, dürfte außer Frage stehen. Die Befähigung zu einer auch nur begrenzten Kommunikation in einer Fremdsprache ist ohne eine minimale Beherrschung der Phraseologie nicht möglich. (Fleischer 1982: 32)

Das Vorurteil, dass Phraseologismen Randerscheinungen seien bzw., dass figurative und formelhafte Sprache in die späteren Phasen des Spracherwerbs gehöre, wird durch zahlreiche empirische Untersuchungen widerlegt. Bei einer Untersuchung zum Gegenstand Funktionen konventionalisierter formelhafter Sequenzen für den Fremdspracherwerb diskutiert Karin Aguado (2002) die Rolle dieser Sequenzen im Spracherwerb (und zwar insbesondere im L2-Erwerb) wie folgt:

Hinsichtlich der Frage nach der Behandlung formelhafter Sprache im Fremdsprachenunterricht ist daher festzuhalten, dass ihre Vermittlung eine absolute Notwendigkeit darstellt. Da vorgefertigte Formulierungen für die soziale Interaktion eine zentrale Rolle spielen, ist ihre angemessene Verwendung unentbehrlich für die Akzeptanz durch die Sprecher der

Zielsprachengemeinschaft. Aus diesem Grund kommt dem Erwerb und dem Gebrauch formelhafter Sprache durch Nicht-Muttersprachler eine wichtige Bedeutung zu. Insbesondere wenn es sich bei den L2-Lernern um kognitiv reife, erwachsene Sprecher handelt, die zum Einen vielfältige soziale Bedürfnisse haben und zum Anderen aus ihrer Erstsprache oder anderen zuvor erworbenen Sprachen „wissen“, dass es sprachliche Mittel unterschiedlicher Natur gibt, die zur Erfüllung dieser Bedürfnisse beitragen, sollten diese Mittel auch in der Fremdsprache gezielt vermittelt werden. Der Wunsch, möglichst korrekt und idiomatisch zu sprechen und die Sicherheit, die formelhafte Sequenzen diesbezüglich bieten, sind als wichtige Motivationsfaktoren für den Gebrauch formelhafter Sequenzen zu sehen: Ihnen sollte im Fremdsprachenunterricht daher unbedingt Rechnung getragen werden. (Aguado 2002: 43)

Die oben skizzierten Gedanken über die Wichtigkeit des Einsatzes von Phraseologismen im Fremdsprachenunterricht, bzw. über die Schnittstellen beider Wissenschaften sind also der Tatsache zu verdanken, dass Phraseologismen Teil des Sprachmaterials sind, dessen Aneignung, Erweiterung und aktive Beherrschung in konkreten Kommunikationssituationen das zentrale Anliegen eines interkulturell ausgerichteten Fremdsprachenunterrichts (und des Fremdsprachenunterrichts im Allgemeinen) bildet.

Beim Phrasemerwerb im Fremdsprachenunterricht geraten andere Lernziele und andere Lernverfahren in den Vordergrund, welche wiederum andere Kompetenzen fordern. Phraseologische oder idiomatische Kompetenz besteht nach Erhardt „[...] zunächst einmal darin, die Bedeutung von Phrasemen zu kennen und diese dann kontextangemessen verwenden zu können“ (Erhardt 2007: 258).

Das Anstreben des niveauspezifischen Optimums als Baustein für die sprachliche Progression steht im Mittelpunkt der Zielsetzungen. Dies setzt die Herausbildung phraseologischer- oder idiomatischer Kompetenz voraus, prägt die gesamtsprachliche Kompetenz eines Sprechers und umfasst zugleich Fähigkeiten, Fertigkeiten, wie: Beherrschung von Phraseologismen und Wissen über Phraseologie, das „Wissen über phraseologiespezifische, vor allem semantische und syntaktische Regelmäßigkeiten und Abweichungen“ (Hallsteinsdóttir 2001: 11).

Für die Förderung der phraseologischen Kompetenz bieten sich wiederum andere Lernverfahren: Gemeint ist hier das für fremdsprachlichen Phrasemerwerb entwickelte Lernverfahren (Kühn 1994), das drei Phasen enthält: entdecken – entschlüsseln – verwenden und im Falle dessen nach Lüger (ders. 1997) eine zusätzliche Phase „festigen“ zwischen der zweiten und der dritten Phase angeschoben wurde.

Phraseologisches Wissen ist kein exquisiter Bestandteil fortgeschrittenen Sprachinventars, es stellt nicht nur „die hohe Schule der Sprachfertigkeit“ (vgl. Palm 1995: XI) dar. Ohne an Lernende hohe Ansprüche zu stellen, ist ihre Aneignung auf jeder Stufe erfüllbar. Dies beweist die Forderung nach einer systemati-

schen Darlegung der phraseologischen Kompetenz und ihre Integrierung in den GER (vgl. Konecny/Hallsteinsdóttir/Kacjan 2013: 163), ein zentraler Fokuspunkt im Rahmen aktueller fachwissenschaftlicher Diskussionen. Umfassende phraseologische Kompetenz sei kein „einmaliges Unterrichtsgeschäft“ (Lüger 2004: 165): Das Überschreiten einer bloßen Sammlung und die tagtägliche Integrierung von Phraseologismen durch spezifische Didaktisierungen ist eine weitere Forderung.

Phraseologische Kompetenz kann genauso wie lexikalische Kompetenz nicht isoliert betrachtet werden. Zum Einen setzt sie die Präsenz der Muttersprache der Lernenden voraus:

Die Vorgaben des muttersprachlichen Sprachsystems bieten potentielle überindividuelle Vernetzungen des mentalen Lexikons, die durch gemeinsames lexikalisches Wissen, bevorzugte semantische Relationen und Assoziationen hervorgerufen werden. Ebenso bilden gemeinsame Lebenserfahrungen und überindividuelles Wissen über (historische) Ereignisse die Grundlage für den (intertextuellen) Bezug auf bestimmte Situationen. Ein Fremdsprachler verfügt außerdem über eine potentielle intralinguale fremdsprachliche Motivierungsbasis, sowie über vielfältige weitere interlinguale Motivierungsstrategien, die auf der Relation der jeweiligen Muttersprache zu anderen Fremdsprachen basieren. (Hallsteinsdóttir 2001: 301)

Zum anderen treten im Falle beider Kompetenzen neben pragmatischen, kommunikativen Aspekten auch soziokulturelle Bezüge in den Vordergrund. Die kompetente Verwendung von Phrasemen setzte mehr als die Kenntnis der syntaktischen und semantischen Eigenschaften von Ausdrücken voraus, sie habe demnach auch eine sehr wichtige pragmatische Komponente (vgl. Erhardt 2007: 258). Die Untersuchungen gehen über die Grenzen sprachkontrastiver Vergleiche hinaus und fördern zugleich die Herausbildung interkultureller Perspektiven:

Sprachkontrastive Vergleiche fördern auch die Herausarbeitung interkultureller Perspektiven in der Phraseologie, so z.B. zur Kulturspezifik phraseologischer Einheiten und zur interkulturellen Landeskunde (vgl. z.B. Földes 1990 und Burger/Häcki Buhofer/Greciano 2003), zur interkulturellen Kommunikation mit Phraseologismen (Deutsch-Schwedisch: Stedje 1989, Deutsch-Chinesisch: Günthner 1994, Zhu 1998) unter Einschluss fachsprachlicher Perspektiven (vgl. z.B. Gautier 1999), zur Kulturspezifik phraseologischer Vergleiche (vgl. Deutsch-Ungarisch: Hessky 1989, Deutsch-Russisch-Ungarisch: Földes 1992a, Deutsch-Polnisch: Czyżewska 2000) oder Zwillingsformeln (Band 1998). Gerade die interkulturelle Perspektive macht auch die Notwendigkeit intrakultureller Fragestellungen deutlich: mit Phraseologismen werden kulturspezifische Wertungen,

Klischees, Vorurteile oder Stereotype transportiert (vgl. Daniels 1985, Koller 1985, Tafel 1999, Piirainen 1999a, 2001). (Kühn 2007: 631)

Aus dieser kurzen Auflistung neuerer Forschungsinteressen wird ersichtlich, dass kontrastive und interkulturelle Analysen einander keinesfalls ausschließen. Die produktive Symbiose beider Zugänge schildert Karlfried Knapp (2003) folgenderweise:

Linguistische Zugänge zu interkultureller Kommunikation befassen sich einerseits mit den kommunikativen Voraussetzungen, die Teilnehmer in interkulturelle Kontaktsituationen einbringen, andererseits mit den tatsächlichen Auswirkungen dieser Voraussetzungen in konkreten Interaktionssituationen. Erstere sind Gegenstand kontrastiver Arbeiten, die kulturrelevante Unterschiede zwischen Sprachen auf allen deskriptiven Ebenen (verbal, paraverbal, nonverbal) beschreiben, letztere stehen im Fokus von empirischen Studien, die authentische interkulturelle Interaktionen mit Mitteln der Gesprächsanalyse untersuchen. (Knapp 2004: 413)

Die Grundzüge eines sog. „Kontrastiv-interkulturellen Vergleichs“ im Rahmen der Phraseologie skizzieren Lewandowska und Antos (2004) am prägnantesten:

Betrachten wir diesen Vergleich etwas genauer, zunächst aber mit einem Blick auf Bekanntes: Unter kontrastiven Arbeiten werden in der Regel (linguistische) Vergleiche zwischen bestimmten sprachlichen Formen oder Sprachgebräuchen („Funktionen“) verschiedener Sprachen verstanden, mit dem methodischen Ziel, strukturelle und sonstige Gemeinsamkeiten oder Unterschiede aufzudecken. Konfrontative Studien engen diese Vergleiche weiter auf die Herausarbeitung von sprachlichen oder kommunikativen „Gegensätzen“ ein. Demgegenüber zielt nun der Begriff des kontrastiv-interkulturellen Vergleichs methodisch auf etwas ab, das zwar einen kontrastiven Vergleich zur Grundlage hat, aber in einem entscheidenden Punkt über ihn hinausgeht: Nicht jeder zwischen zwei oder mehreren Sprachen festgestellte Unterschied bzw. nicht jede vordergründige Gemeinsamkeit beruht auch auf einer interkulturell relevanten „Opposition“. (Lewandowska/Antos 2004: 42)

Der Aufgabenbereich der kontrastiven Phraseologie: Voll-, Teil- oder Nulläquivalenzen aufzuzeigen, inter- oder intralinguale Dimensionen zu analysieren, wird durch einen weiteren Fokuspunkt erweitert. Mit der Formulierung „interkulturell relevante Opposition“ wird zugleich auf die Tatsache hingedeutet, dass nicht jede Differenz auch eine bedeutungsrelevante, d.h. interkulturell distinktive Opposition sei. So Lewandowska und Antos: „Und: Nicht jede beobachtbare Ge-

meinsamkeit hat in den verschiedenen Kulturen auch den gleichen inhaltlichen oder formalen Stellenwert!“ (Lewandowska/Antos 2004: 42) In der so oft erwähnten Kulturgebundenheit der Phraseologismen zeigt sich die vorher erwähnte interkulturell distinktive Opposition:

Hinter vermeintlichen Gemeinsamkeiten können gravierende Unterschiede verborgen sein, so wie sich hinter vermeintlichen Unterschieden tiefe kulturelle Gemeinsamkeiten zeigen können. D.h. hinter jedem Kulturkontrast bzw. Kulturkontakt können sich unerwartete und unerwartbare „Geheimnisse“ verstecken, die den Beteiligten wechselseitig weder bekannt noch vermittelbar sein müssen! (Lewandowska/Antos 2004: 37)

Etliche Studien zu Phraseologismen sind sich darüber einig, dass es sich hier um solche sprachlichen Einheiten handelt, die nicht nur über eine spezifische Struktur verfügen, sondern auch um solche, die Kultur tradierende Aspekte tragen.

Diese Kulturgebundenheit zeigt sich vielleicht am deutlichsten an den Somatismen, auch als Körper-Phraseologismen (Braun/Krallmann 1990: 74), körperteilbezogene Phraseologismen (Kotb 2002) oder Körperteilphraseologismen (Weng 1992) benannt und an ihrer Untergruppe; der so genannten Kinogramme. So Heringer: „Idiome sind aber auch kulturgeladen. Beispielhaft könnten wir aus sog. Somatismen kulturelle Elemente destillieren.“ (Heringer 2007: 176).

Somatismen werden semantisch dadurch gekennzeichnet, „[...] dass sie eine oder mehrere Komponenten enthalten, die einen menschlichen oder tierischen Körperteil, ein Körperorgan oder eine Körperflüssigkeit bezeichnen: Bein, Arm, Herz, Leber, Blut“ (Krohn 1994: 20). Seien hier die folgenden Volläquivalente als Beispiel angeführt: dt. *auf großem Fuß leben*, ung. *nagy lábón él*, rum. *a trăi pe picior mare*.

„Es handelt sich um Phraseologismen, die eine oder mehrere somatische Komponenten enthalten (< griech. ‚soma‘ = ‚Körper‘), d.h. Redensarten mit einem Kennwort, das menschliche (oder tierische) Körperteile bezeichnet“ (Földes 1985: 20f). Im engeren Sinn werden sie als lexikalisierte metaphorische polylexikalische Lexeme, d.h. Idiome definiert, deren Konstituenten-Semantik ausschließlich körperbezogen ist, und das idiomatisch und litteral kodiert ist, was empirisch nachweisbar ist (Farø 2002: 111).

Die Untergruppe der Somatismen, die so genannten Kinogramme oder somatischen Kinemphraseme verfügen über einen speziellen Hintergrund, da ihr Wesensmerkmal in der Versprachlichung nonverbaler oder analogischer Kommunikation besteht:

Somatismen, die Mimik, Gestik und andere Körperteilbewegungen der Menschen und z.T. der Tiere (meistens im übertragenen Sinn) verbalisieren und kodieren nennt Burger (ders. 1998: 44) Kinogramme:

Bei diesen Ausdrücken geht es einerseits um eine Gebärde (also um „non-verbales Verhalten“, das real ausgeführt werden kann), andererseits ihre sprachliche Kodierung. Das heißt, man führt eine nonverbale Handlung aus und „gibt damit (gleichzeitig) etwas zu verstehen“. Im Phraseologismus sind beide Ebenen des „Zu-verstehen-Gebens“ zugleich kodiert. (Burger 1998: 61)

Der Ausdruck, welcher für den verbalen Bereich zu Termini der Erforschung nonverbaler Kommunikation wie: ‚Kin‘, ‚Kinem‘, ‚Allokin‘, ‚Kinegraph‘ ein Pendant bildet (vgl. Burger 1976: 313) lässt sich in weitere Subklassen teilen. Im Falle der echten Kinegramme handelt es sich um die Beschreibung eines tatsächlichen oder zumindest möglichen außersprachlichen Verhaltens. Dafür stehen die folgenden Beispiele: dt. *Nase rümpfen*, ung. *húzza az orrát*, rum. *a strâmba din nas*. Das Ausgedrückte, kann also faktisch ausgeführt werden:

Im Normalfall hat das Kinegramm eine ‚litterale‘ (= erste) und eine ‚symbolische‘ (= zweite) Bedeutung. Beide Bedeutungen verweisen auf Realitäten: die erste auf eine physische, die zweite auf eine sozio-kulturelle bzw. psychische. Wenn diese semantischen Bedingungen gegeben sind, sprechen wir von ‚echten‘ Kinegrammen (Burger 1976: 320).

Die Referenz der kinetischen Ebene ist dagegen im Falle der unechten oder Pseudo-Kinegramme verloren gegangen und die beschriebene körpersprachliche Handlung wird nur metaphorisch gemeint (dt. *die/seine Hand für jmdn., etw. ins Feuer legen*, ung. *tűzbe teszi a kezét*, rum. *a băga mâna în foc*).

Der Frage, warum die Bereiche der Somatismen und Kinegramme sich für interkulturelle Analysen, bzw. für einen interkulturell ausgerichteten Fremdsprachenunterricht so fruchtbar erweisen, wird im Folgenden anhand von verschiedenen Beispielen nachgegangen.

Somatismen machen im Deutschen bis zu 20 Prozent aller festen Wortverbindungen aus, sie sind auch im Ungarischen und Rumänischen recht zahlreich vertreten. Es handelt sich also um einen großen Teilbereich, um eine sichtbare und umfassende Gruppe unter Phraseologismen (Guławska-Gawkowska 2013: 14), welche zur allgemein gebräuchlichen geschriebenen und gesprochenen Sprachverwendung, „zum grundlegenden Lexemfond der Sprache“ (Pankratova 1983: 279) gehören. Diese Tatsache ist nicht nur auf ihre quantitative Dominanz, sondern auch auf und das anthropozentrische Prinzip in der Sprache zurückzuführen. Im Laufe fachwissenschaftlicher Diskussionen taucht oft die sowjetische These vom doppelten Anthropozentrismus im Zusammenhang mit Somatismen und einigen Kinegrammen auf, d.h. Orientiertheit sowohl des referentiellen als auch des konnotativen Aspekts der Semantik der Phraseologismen auf den Menschen, eine These welche uns den von Dobrovol’skij (vgl. ders. 1992: 191) eingeführte Terminus des phraseologischen Weltbildes besser verstehen lässt. Wie

schon erwähnt, Phraseologismen, insbesondere Somatismen liegen universelle aber auch kulturspezifische, oder kulturspezifisch metaphorische und emotionale Konzepte zugrunde.

Es handelt sich hier also um einzelsprachlich spezifische phraseologische Weltbilder (Hallsteinsdóttir 2001: 12), in denen sich kollektives Wissen und kollektive Wertungen widerspiegeln. Sie sind mit Földes (2005: 324): „[...] als prototypischer Hort des ‘kulturellen Gedächtnisses‘ einer Diskursgemeinschaft zu betrachten; in ihnen manifestiert sich das versprachlichte kollektive Wissen und damit das ‚sprachliche Weltbild‘ in anschaulicher und aufschlussreicher Weise.“ (Földes 2005: 324)

Einen weiteren Anstoß für interkulturelle Betrachtungen liefert das produktive Zusammenwirken von versprachlichter Körpersprache und Phraseologie als Kulturzeichen:

Während verbale Äußerungen Inhalte zu vermitteln suchen, überbringen nonverbale Botschaften Informationen über Identität, Emotionen und Beziehungen. Nonverbale Botschaften können absichtlich oder unabsichtlich übermittelt werden. Da sie schwerer zu kontrollieren und zu steuern sind als das verbale Sprachverhalten, nimmt man auch an, dass sie ehrlicher sind und damit dem aufmerksamen Gesprächspartner viel von den Gedanken oder der inneren Einstellung des Gegenübers verraten können. Sie können den Empfänger einerseits verwirren, stellen aber andererseits oft erst die notwendigen Zusammenhänge her, die es erlauben, eine verbale Botschaft zu interpretieren oder zu entschlüsseln. Genauso wie die Sprache ist auch die Körpersprache kulturspezifisch. Ihre Regeln werden im Sozialisierungsprozess gelernt. (Glaser 2005: 83)

Zwar sind Konzeptualisierungen von Körperteilbezeichnungen kulturübergreifend in körperlichen Erfahrungen und koordinierten Bewegungsabläufen (wie Gehen, Greifen usw.) verankert, sie werden jedoch in verschiedenen Sprachen unterschiedlich ausgeprägt (vgl. Heringer 2007: 87).

Die Körperteile, welche bei diesen Phraseologismen als Ankerwörter benutzt werden, beschränken sich also nicht auf ein einfaches Agieren. Ihnen werden bestimmte Eigenschaften zugeschrieben. (vgl.: Heringer 2007: 176f.) In diesen oft scheinhaft identischen Attribuierungen zeigt sich vielleicht am besten die oben diskutierte interkulturell distinktive Opposition, denn sie sind nicht universal: In den einzelnen Kulturen kommen Körperteilen und Gesten unterschiedliche Symbolbedeutungen zu, wofür Körperteilbezeichnungen in Somatismen (im Weiteren – und in somatischen Kinemphraseme im engeren Sinne) stehen, ist kulturell variabel. Diese Opposition ans Licht zu bringen, so Heringer „[...] heißt zugleich ein Stück Kultur bewusst zu machen. So gibt es schon Unterschiede der Produktivität einzelner Körperteile in verschiedenen Kulturen.“ (Heringer 2007: 177f.) Oder mit Földes:

Die somatischen Phraseologismen dienen gewöhnlich als Ausdruck von emotionalen, mentalen Eigenschaften und verschiedenen Handlungen des Menschen, widerspiegeln sein Verhältnis zur Umwelt und drücken die traditionelle Symbolik der Körpersprache sowie lokale oder allgemein verbreitete Traditionen und Aberglauben aus. (Földes 1985: 21).

Mit dem Wort *Aberglaube* hat Földes hier einen wichtigen Aspekt von interkulturell relevanten Oppositionen angesprochen. Dafür leistet das Beispiel des rumänischen *Ptiu, ptiu, să nu-i fie de deochi!* < wört. *Toi-toi-toi, ich spucke dich an, damit du nicht vom Bösen Auge erwischt wirst* > ein Somatismus, der sich ins Deutsche durch eine glückbringende partiell-äquivalente Wunschformel *Toi-toi-toi!* übersetzen lässt und auf den gleichen Ursprung zurückzuführen ist (vgl. Thede 2006: 321–336). Ins Ungarische kann man ihn aber am besten mit der Verballhornung *Hals und Beinbruch! Kéz és lábtörést!* übersetzen. *Ptiu, ptiu, să nu-i fie de deochi!* gehört im Unterschied zu seiner deutschen partiell äquivalenten Variante zur lebendigen Alltagssprache und stellt sogar ein sehr gutes Beispiel für die Verflechtung apotropäischer Praktiken mit Phraseologismen im Alltag dar. Ein anderes Beispiel wäre der deutsche Somatismus *jm. die Daumen drücken/halten*, rum. *a ține pumnii cuiva*, ung. *szorítani, szurkolni valakinek*. Zwar sind Äquivalenzen vorhanden, so wird im Rumänischen die Faust und nicht der Daumen und im Ungarischen einfach nur gedrückt. Wieso? Die Herkunftsgeschichten, welche hinter den Somatismen stecken, gewähren einen Einblick in die Kulturgeschichte eines Volkes: Die altgermanische Vorstellung vom Daumen als dem wichtigsten Körperglied und zugleich einem dämonischen Wesen, das unheilvolle Kräfte in sich tragen sollte, liefert die Lösung für die obige Frage. Durch das Festhalten des Daumens werden diese Kräfte gebannt.

Eine interkulturelle Perspektive ist im Stande nicht nur distinktive Oppositionen zwischen Konvergenzerscheinungen zu entdecken, sondern lässt die Null-Äquivalenzen im neuen Licht erscheinen. Im Falle des rumänischen somatischen Kinemphasems *a deschide ușa cu capul* < wört. *die Tür mit dem Kopf öffnen* > wird der Basiskomponente *Kopf* eine Ersatzfunktion zugeschrieben. Der Kopf übernimmt die Aufgabe der Hände, da die Hände besetzt sind. Beide Hände sind voll mit Geschenken. Es handelt sich aber keinesfalls um ein freudvolles Familien- oder Freundschaftstreffen. Die Redewendung ist während der kommunistischen Zeit entstanden und deutet auf das schwerwiegende Problem der Korruption hin. Wichtiger vielleicht als die Identifizierung von phraseologischer Divergenz ist also die kulturelle Einbettung jedes Phraseologismus.

Im Rahmen von Somatismen schärft die Fachliteratur den Blick dafür, dass nicht alle Somatismen anthropozentrisch seien, sondern ebenso *theriophor*, d.h. Körperbezeichnungen von Tieren als Konstituenten enthalten können. Bewiesen ist die Tatsache, dass einen großen Teil ungarischer Zoomorphismen die Basiskomponente *Pferd* ausmacht. Im Kontext theriphorer Somatismen wird uns also bei näherer Untersuchung ein Einblick in die Vergangenheit der Ungarn als

Reitervolk gewährt und sicherlich im Falle anderer Sprachen nehmen weitere Volk-Tier-Beziehungen bei einer näheren Untersuchung Kontur an und bilden damit die Basis für interkulturelle Vergleiche.

Gezeigt wurde, dass somatische und kinematische Divergenzen und Konvergenzen, in ihrem spezifisch kulturellen Kontext besprochen, unzählige Facetten interkultureller Themenschwerpunkte beleuchten können. Ihr Einsatz im Fremdsprachenunterricht ist unentbehrlich, damit man interkulturelle Hindernisse los wird, das Eigene mit dem Fremden vergleicht und es dadurch besser versteht. In Anlehnung an zentrale Ergebnisse der aktuellen Forschung wurde gezeigt, dass Erwerb und Verwendung von Phrasemen eine Reihe von Komponenten voraussetzen, dass kontrastive und interkulturelle Analysen einander nicht ausschließen, sondern in diesem Kontext einander produktiv unterstützen, dass diese inbegriffenen Kultur tradierenden Aspekte, *die interkulturell relevanten Oppositionen* durch spezifische Lernverfahren systematisch und Sprachniveau gemäß bearbeitet werden können. Die vorliegenden Überlegungen wiesen darüber hinaus auf die Untrennbarkeit zweier zentraler Kompetenzen hin: Eine feste Basis für die Entwicklung interkultureller Kompetenz bietet die phraseologische Kompetenz und dies gilt auch umgekehrt.

## Literatur

- Aguado, Karin (2002): Formelhafte Sequenzen und ihre Funktionen für den L2-Erwerb. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik (ZfAL), S. 27–49.
- Antos, Gerd/Lewandowska, Anna (2005): „Ein Kuss sagt mehr als tausend Worte“. Sprichwörter im kontrastiv-interkulturellen Vergleich. In: Wierzbica, Mariola/Sieradzka, Małgorzata/Homa, Jaromin [Hg.]: Moderne deutsche Texte. Beiträge der Internationalen Germanistenkonferenz Rzeszów 2004. Frankfurt a.M./Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien: Peter Lang (= Danziger Beiträge zur Germanistik 16), S. 31–57.
- Börner, Wolfgang/Vogel, Klaus (1994): Vorwort. In: Dies. (Hg.): Kognitive Linguistik und Fremdsprachenerwerb. Das mentale Lexikon. Tübingen: Narr, S. XI.
- Braun, Peter/Krallmann, Dieter (1990): Inter-Phraseologismen in europäischen Sprachen. In: Braun, P./Schaeder, B./Volmert, J. (Hg.): Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie. Tübingen: S. 74–86.
- Burger, Harald (1976): „Die Achseln zucken“ – zur sprachlichen Kodierung nicht-sprachlicher Kommunikation. In: Wirkendes Wort; Jg. 26. S. 311–334.
- Burger, Harald (1998): Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin: Erich Schmidt.

- Burger, Harald/Dobrovol'skij, Dimitrij/Kühn, Peter/Norrick, Neal R. (Hg.) (2007): *Phraseologie. Phraseology. Ein Internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. Band 1*, Berlin, New York: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft).
- Dobrovol'skij, Dimitrij (1992): *Phraseologie und sprachliches Weltbild (Vorarbeiten zum Thesaurus der deutschen Idiomatik)*. In: Földes, C. [Hg.]: *Deutsche Phraseologie in Sprachsystem und Sprachverwendung*. Wien: Edition Praesens, S. 171–195.
- Farø, Ken (2002): *Somatismen als Problem der dänischen und deutschen Lexikographie*. In: Gottlieb, Henrik/Mogensen, Jens Erik/Zettersten, Arne (Hg.): *International Symposium on Lexicography: Symposium on Lexicography X: proceedings of the Tenth International Symposium on Lexicography, May 4–6, 2000, at the University of Copenhagen* (= *Lexicographica: Series maior* 109). Tübingen: Niemeyer. S. 107–124.
- Fleischer, Wolfgang (1982): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer.
- Földes, Csaba (1985): *Über die somatischen Phraseologismen der deutschen, russischen und ungarischen Sprache. Versuch einer konfrontativen Analyse*. In: *Germanistisches Jahrbuch DDR-UVR*, S. 18–40.
- Földes, Csaba (2005): *Kulturgeschichte, Kulturwissenschaft und Phraseologie: Deutsch-ungarische Beziehungen*. In: Hausner, Isolde; Wiesinger, Peter [Hg.]: *Deutsche Wortforschung als Kulturgeschichte*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. S. 323–345.
- Glaser, Evelyne (2005): *Fremdsprachenkompetenz in der interkulturellen Zusammenarbeit*. In: Thomas, Alexander/Kinast, Eva-Ulrike/Schroll-Machl, Sylvia (Hg.): *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation: Band 1: Grundlagen und Praxisfelder*. 2. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Guławska-Gawkowska, Małgorzata (2013): *Somatische und emotionale Konzepte in der deutschen und polnischen Phraseologie. Ein lexikografischer Ansatz zum phraseologischen Übersetzungswörterbuch*. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang (= *Warschauer Studien zur Germanistik und zur angewandten Linguistik* 11).
- Hallsteinsdóttir, Erla (2001): *Das Verstehen idiomatischer Phraseologismen in der Fremdsprache Deutsch*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač. (= *Philologia – Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse* 49). Auch unter: <http://www.verlagdrkovac.de/volltexte/3-8300-0435-4> (Zugriff am 21.07.2014).
- Heringer, Hans Jürgen (2007): *Interkulturelle Kommunikation: Grundlagen und Konzepte*. Tübingen: Francke.

- Kahl, Thede (2006): Der Böse Blick. Ein gemeinsames Element im Volksglauben von Christen und Muslimen. In: Wünsch, Thomas [Hg.]: Religion und Magie in Ostmitteleuropa. Spielräume theologischer Normierungsprozesse in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Münster: Lit-Verlag, S. 321–336 (= Religions- und Kulturgeschichte in Ostmittel- und Südosteuropa 8).
- Knapp, Karin et al. (Hg.) (2007/2): Angewandte Linguistik. Ein Lehrbuch. Tübingen: Francke (UTB).
- Konecny, Christin/Hallsteinsdóttir, Erla/Kacjan, Brigita (2013): Zum Status quo der Phraseodidaktik: Aktuelle Forschungsfragen, Desiderata und Zukunftsperspektiven. In: Konecny, Christine/Hallsteinsdóttir, Erla/Kacjan, Brigita (Hg.): Phraseologie im Sprachunterricht und in der Sprachendidaktik/Phraseology in language teaching and in language didactics. Maribor: Mednarodna založba Oddelka za slovanske jezike in književnosti, Filozofska fakulteta [= Zora 94], S. 153–172.
- Kotb, Sigrun (2002): Körperteilbezogene Phraseologismen im Ägyptisch-Arabischen. Wiesbaden: Reichert.
- Krohn, Karin (1994): Hand und Fuß. Eine kontrastive Analyse von Phraseologismen im Deutschen und Schwedischen. Göteborg.
- Kühn, Peter (1994): Pragmatische Phraseologie: Konsequenzen für Phraseographie und Phraseodidaktik. In: Sandig, Barbara (Hg.): Europhras 92. Tendenzen der Phraseologieforschung. Bochum: Brockmeyer, S. 411–428.
- Kühn, Peter (2007): Phraseologie des Deutschen: Zur Forschungsgeschichte. In: Burger, Harald/Dobrovol'skij, Dmitrij/Kühn, Peter. et al. (Hg.): Phraseologie/Phraseology. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung 2/An International Handbook of Contemporary Research 2. Berlin: Walter de Gruyter, S. 619–643.
- Lüger, Heinz-Helmut (1997): Anregungen zur Phraseodidaktik. In: Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung 32, S. 69–120.
- Palm, Christine (1995): Phraseologie. Eine Einführung. Tübingen
- Pankratova, Svetlana M. (1983): Die Valenz somatischer Phraseologismen und ihre Bedeutung in den Fremdsprachenunterricht. In: Deutsch als Fremdsprache 20, S. 277–282.
- Weng, Jianhua (1990): Der Mensch und sein Körper in deutschen und chinesischen Phraseologismen. In: Iwasaki, E. (Hg.): Begegnungen mit dem „Fremden“. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokio 1990. München: Iudicium, S. 380–388.

## **DER UNTERRICHT DER DEUTSCHEN LYRIK DES MITTELALTERS UND DES BAROCKS AM LEHRSTUHL FÜR GER- MANISTIK DER KATHOLISCHEN PÉ- TER-PÁZMÁNY-UNIVERSITÄT**

Péter Lökös

Der Lehrstuhl (früher Institut) für Germanistik der Katholischen Péter-Pázmány-Universität wurde von dem Mediävisten und Germanisten András Vizkelety gegründet. Mit dem Forschungsinteresse des Institutsgründers ist zu erklären, dass im Fachbereich „Deutsche Literatur“ der Forschungsschwerpunkt auf der älteren deutschen Literatur und der Literatur des Barocks lag. Im alten, ungeteilten Diplomstudium mussten die StudentInnen im 3. Studienjahr je ein Semester „Deutsche Literatur des Mittelalters“ bzw. „Deutsche Literatur des Barock“ studieren (Vorlesung + Begleitseminar). Im Rahmen der Spezialkurse gab es weitere Möglichkeiten für das Studium der deutschen Literatur dieser Epochen. Dies war in Ungarn ein Sonderfall.

Das 2006 eingeführte BA-Studium bzw. das MA-Lehramtstudium bietet den Studierenden kaum Möglichkeiten für das Studium der deutschen Literatur des Mittelalters und des Barocks, der Unterricht der systematischen Literaturgeschichte beginnt mit der Aufklärung. Aber auch in dem neuen, ungeteilten Studiengang „Lehramt für deutsche Sprache“ sind diese Möglichkeiten beschränkt. Die Studierenden können sich nur in dem 2012 gestarteten MA-Philologiestudium, das allerdings nur wenige interessiert, mit diesem Fachbereich eingehender beschäftigen.

Auch veränderte sich die Zusammensetzung der StudentInnen in den letzten Jahren. Immer mehr StudentInnen kommen aus Fachmittelschulen, ihre allgemeinen Literaturkenntnisse sind meistens nicht so tiefgründig, wie die der GymnasialschülerInnen. Leider sind aber oft auch ihre sprachlichen, grammatischen Kenntnisse schlechter, lückenhafter, als die der früheren Generationen. Dies hängt wohl auch damit zusammen, dass viele über keine systematischen grammatischen Kenntnisse verfügen.

In meiner Studie möchte ich anhand von konkreten Beispielen darstellen, welche Möglichkeiten der Unterricht der deutschen Lyrik des Mittelalters und des Barocks unter diesen veränderten Verhältnissen dennoch haben kann. Auch

ich bin davon überzeugt, dass eine Minimalkenntnis der höfischen Lyrik und der Barocklyrik notwendig ist, weil viele „Literaturformen in ihrer historischen Entwicklung erst von ihrer frühneuzeitlichen Entstehung her zu verstehen“ sind.<sup>1</sup> Es soll bereits jetzt darauf aufmerksam gemacht werden, dass ich bei den Gedichtanalysen nicht nach Vollständigkeit strebe, ich werde in erster Linie über meine Erfahrungen sprechen, die ich im Rahmen des BA-Kurses „Thematisches literaturwissenschaftliches Seminar I.“ sammelte. Dieses Seminar ist als Einführung in die Gedichtinterpretation gedacht.

Beginnen wir mit dem Unterricht der Minnelieder. Minnelieder zu lesen und zu besprechen mit Studierenden, die keine Vorlesungen oder Seminare zur Sprachgeschichte haben, ist immer problematisch. Besonders mit den Erstsemestrigern, die das Seminar „Thematisches literaturwissenschaftliches Seminar I.“ absolvieren müssen. Es gibt allerdings unter den Minneliedern auch solche, die man ohne sprachgeschichtliche Vorkenntnisse verstehen und besprechen kann. Es sei hier als Beispiel jenes einfache Gedicht erwähnt, das ich mit meinen Erstsemestrigern immer analysiere:

Waere diu werlt alle mîn  
von deme mere unze an den Rîn,  
des wolt ich mih darben,  
daz chunich von Engellant  
laege an mînem arme.<sup>2</sup>

Die nur in der Carmina Burana-Handschrift (M) überlieferte anonyme Strophe, die am Schluss eines lateinischen Liebesliedes steht<sup>3</sup>, ist eines der frühesten Lieder der deutschen höfischen Lyrik. Es geht hier zwar um eine kurze Strophe, aber an diesem Beispiel lassen sich einerseits Begriffe der höfischen Lyrik bzw. spezifische Merkmale ihrer Überlieferung trotzdem gut exemplifizieren, andererseits kann hier erklärt werden, dass auch ein so kurzer Text nicht nur *eine* Interpretation haben kann. Die Strophe hat nämlich mehrere Lesarten. Ursprünglich stand in v. 4. „chunich“, dieses Wort wurde von einer späteren Hand im 14. Jh. in „chunegin“ geändert. Je nachdem, welche Lesart man bevorzugt, handelt

<sup>1</sup> Luserke-Jaqui, Matthias (2002): Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Göttingen (= UTB für Wissenschaft 2309), S. 23.

<sup>2</sup> Deutsche Gedichte des Mittelalters. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Ausgew., übers. und erl. von Ulrich Müller in Zusammenarbeit mit Gerlinde Weiss. Stuttgart 1993 (= RUB 8849), S. 60. – Die neuhochdeutsche Übersetzung: „Wäre die ganze Welt mein, / vom Meer bis an den Rhein, / darauf würde ich verzichten, / falls der König von England / in meinen Armen läge“, ebd. S. 61.

<sup>3</sup> Ebd., S. 490.

es sich um eine Frauen- oder Männerstrophe.<sup>1</sup> Aber auch das Wort „Engellant“ kann zwei Bedeutungen haben: ‚England‘ oder ‚Himmel‘. Versteht man unter „chunich von Engellant“ den König von England (vielleicht Richard Löwenherz), so handelt es sich um ein Liebesgedicht. Diese Interpretation wird auch dadurch unterstützt, dass der „Gedanke, daß Liebesglück [...] mehr Wert hat als Macht und Reichtum, [...] in der europäischen Lyrik des Mittelalters weit verbreitet“ war.<sup>2</sup> Versteht man aber unter „chunich von Engellant“ den König des Himmels, so haben wir mit einem religiösen Gedicht zu tun. In diesem Falle würde es darum gehen, dass die Sprecherin das Liebes- oder Heiratsangebot eines reichen Mannes zurückweist und – wie in der Brautmystik – sich zu ihrem himmlischen Bräutigam, d.h. Christus bekennt. Allerdings „Belege für die *unio mystica* im Bild der körperlichen Umarmung sind [...] erst aus späterer Zeit nachweisbar.“<sup>3</sup> Und auch der Überlieferungskontext widerspricht dieser Deutung, da dort nur Frühlings- und Liebeslieder zu finden sind.<sup>4</sup> Wenn man aber die jüngere Lesart („chunegin“) bevorzugt, dann hätten wir mit einem männlichen Sprecher zu tun, die Königin von England könnte vielleicht die berühmte Literaturmäzenin Eleonore von Aquitanien sein. Für eine Männerstrophe spricht, dass hier das erotische Verlangen nach dem Liebespartner sehr offen ausgesprochen wird und für eine Frau wäre das weniger vorstellbar.<sup>5</sup>

Nicht nur solche Begriffe kann man hier also den StudentInnen erklären, wie Frauen- und Männerstrophe, Rollenlyrik, sondern es kann auch auf den Schaffensprozess bzw. die Überlieferungsform dieser Lyrik hingewiesen werden. Diese höfischen Lieder wurden bezeichnenderweise nicht in unveränderter Form überliefert.

Auch die meisten Barocktexte sind wegen der Sprache nicht geeignet für eine Besprechung mit Erstsemestrigen. Aber auch unter den Barockgedichten gibt es nicht wenige, die man mit den StudentInnen analysieren kann.

Bei der Besprechung der lyrischen Gattungen stellen wir das Epigramm und seine vielfältigen Formen auf Grund von Barockepigrammen dar. Martin Opitz fasst im 5. Kapitel seines *Buches von der Deutschen Poeterey* das Wesen des Epigramms folgendermaßen zusammen: „[...] die kurtze ist seine eigenschafft / vnd die spitzfindigkeit gleichsam seine seele vnd gestalt; die sonderlich an dem ende erscheint / das allezeit anders als wir verhoffet hetten gefallen soll: in wel-

<sup>1</sup> Frauenlieder des Mittelalters. Zweisprachig. Übers. und hg. von Ingrid Kasten. Stuttgart 1990 (= RUB 8630 [4]), S. 207.

<sup>2</sup> Ebd., S. 208.

<sup>3</sup> Ebd., S. 207.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Ebd., S. 208.

chem auch die spitzfindigkeit vornemlich besteht.“<sup>6</sup> Die zwei Begriffe ‚bre-vitas‘ und ‚argutia‘ übernahm Opitz aus der Poetik von Julius Caesar Scaliger. Diese Merkmale des Epigramms kann man z.B. mit diesem Text erklären:

Friedrich von Logau: *Vom Opitio*  
Im Latein sind viel Poeten / immer aber ein Virgil:  
Deutsche haben einen Opitz / Tichter sonsten eben viel.<sup>7</sup>

Außerdem kann hier auch über Martin Opitz und seine Dichtungsreform gesprochen werden. „Vater Opitz“ hat nämlich – wie bekannt – die ganze deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts entscheidend beeinflusst. Bereits für seine Zeitgenossen war er der „deutsche Vergil“, „Germaniae decus“ (Schmuck/Zierde Deutschlands), auch wenn es manchmal Vorbehalte gegenüber gab.<sup>8</sup> Er wurde von vielen Dichtern des 17. Jhs. besungen.<sup>9</sup> Aber nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch wichtige Vertreter der deutschen Aufklärung (Gottsched, Bodmer und Breitinger) verehrten ihn.<sup>10</sup> Als Gottsched in seinem *Versuch einer Critischen Dichtkunst von die Deutschen* (1730) darüber schreibt, welche Dichter man einem jungen Menschen empfehlen sollte, wird auch Opitz erwähnt.<sup>11</sup> 1739, anlässlich des hundertsten Todestages von Opitz, hielt Gottsched an der Universität Leipzig eine *Lob- und Gedächtnißrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitzen von Boberfeld*. Bei Lessing und Herder ist eine zunehmende Distanzierung gegenüber dem 17. Jh. zu beobachten, aber auch beiden ist die qualitative

<sup>6</sup> Martini Opitii Buch von der Deutschen Poeterey. In welchem alle jhre eigenschafft vnd zuegehör gründtlich erzehlet / vnd mit exempeln außgeföhret wird. Gedruckt in der Fürstlichen Stadt Brieg / bey Augustino Gründern. In Verlegung David Müllers Buchhändlers in Breßlaw, 1624, unpag.

<sup>7</sup> Gedichte des Barock. Hg. von Ulrich Maché und Volker Meid. Stuttgart 1992 (= RUB 9975), S. 146.

<sup>8</sup> Vgl. Trunz, Erich (1975): Nachwort des Herausgebers. In: Martin Opitz Weltliche Poemata 1644. Zweiter Teil. Mit einem Anhang: Florilegium variorum epigrammatum. Unter Mitw. von Irmgard Böttcher und Marian Szyrocki, hg. von Erich Trunz. Tübingen (= Deutsche Neudrucke, Reihe: Barock 3), S. 76–112; Mannack, Eberhard (2002): Opitz und seine kritischen Verehrer. In: Martin Opitz (1597–1639). Nachahmungspoetik und Lebenswelt. Hg. von Thomas Borgstedt und Walter Schmitz. Tübingen (= Frühe Neuzeit 63), S. 272–279.

<sup>9</sup> Szyrocki, Marian (1956): Martin Opitz. Berlin (= Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft 4), S. 130–131.

<sup>10</sup> Leibrock, Felix (1991): Das Interesse an der Barockliteratur bei Gottsched und den Schweizern. In: Europäische Barock-Rezeption. In Verbindung mit Ferdinand van Ingen, Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Weiß, hg. von Klaus Garber. Teil I. Wiesbaden (= Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 20), S. 327.

<sup>11</sup> Gottsched, Johann Christoph: Schriften zur Literatur. Hg. von Horst Steinmetz. Stuttgart 2003, S. 69.

Zweiteilung der deutschen Literatur des 17. Jhs. grundlegend.<sup>12</sup> Vor allem alles, „was später als Zweite schlesische Schule und ihr weiteres Umfeld apostrophiert wird [...], ist für Lessing und Herder nicht mehr wirklich lebendig: Hofmannswaldau, Lohenstein, auch Andreas Gryphius, und nicht zuletzt etwa die große Gruppe der Nürnberger.“<sup>13</sup> „Vater-Opitz“ wird aber von beiden verehrt.

Die Spitzfindigkeit kann man aber am Beispiel der satirischen Epigramme, die meistens keiner Interpretation bedürfen, vielleicht noch besser darstellen. Als Beispiel sei hier dieses Sinngedicht von Martin Opitz erwähnt:

*Von Enderung des Glückes*

Der sich zu hencken gieng fand Gold / und so auch raht /  
Und legte seinen Strang an solchen Schatzes stat.  
Als der das Gold nicht fand der es dahin versencket /  
Nam er den Strang dafür und hat sich auffgehencket.<sup>14</sup>

Es gibt unter diesen Scherzgedichten aber auch solche, die eine tiefere Aussage haben, wie z.B. das folgende Epigramm von Friedrich von Logau:

Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,  
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen.<sup>15</sup>

Hier gibt es die Möglichkeit, über den französischen kulturellen und sprachlichen Einfluss in der Barockzeit, über den Purismus, Sprachpatriotismus bzw. die Sprachgesellschaften zu sprechen. Ähnliche satirische Epigramme haben bei den Studenten immer großen Erfolg.

Wir lesen aber nicht nur Barockepigramme, sondern auch andere lyrische Gattungen, wie etwa dieses Lied von Opitz:

<sup>12</sup> Vgl. Barner, Wilfried (1991): Das europäische 17. Jahrhundert bei Lessing und Herder. In: Europäische Barock-Rezeption. In Verbindung mit Ferdinand van Ingen, Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Weiß, hg. von Klaus Garber. Teil I. Wiesbaden (= Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 20), S. 397–417.

<sup>13</sup> Ebd. S. 408.

<sup>14</sup> Martini Opitii Weltliche Poemata. Der Ander Theil. Letzte Truck auff's fleißigste übersehen und verbessert. Breßlau o.J., S. 428.

<sup>15</sup> Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit. Hg. von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig 1843, S. 278.

Ach Liebste / laß uns eilen /  
 Wir haben Zeit:  
 Es schadet das verweilen  
 Uns beyderseit.  
 Der edlen Schönheit Gaben  
 Flihn fuß für fuß:  
 Das alles was wir haben  
 Verschwinden muß.  
 Der Wangen Ziehr verbleichet /  
 Das Haar wird greiß /  
 Der Augen Feuer weichet /  
 Die Brunst wird Eiß.  
 Das Mündlein von Corallen  
 Wird ungestalt /  
 Die Händ' als Schnee verfallen /  
 Und du wirst alt.  
 Drumb laß uns jetzt geniessen  
 Der Jugend Frucht /  
 Eh' als wir folgen müssen  
 Der Jahre Flucht.  
 Wo du dich selber liebest /  
 So liebe mich /  
 Gieb mir / das / wann du giebest /  
 Verlier auch ich.<sup>16</sup>

Dieses Gedicht aus dem Jahre 1624 ist deshalb besonders geeignet für eine Analyse, weil hier eine Reihe von Elementen des barocken Denkens vorkommt. Das Gedicht kann in drei Sinnabschnitte unterteilt werden, wobei der erste und der dritte Teil zusammengehören. Im ersten Teil (Z. 1–8) appelliert der Sprechende an die Geliebte, die Zeit zu nutzen, denn „alles“ wird (Z. 7) verschwinden. Der Carpe-diem-Gedanke tritt hier hervor, allerdings verbunden mit einem anderen beliebten Motiv der Barockdichtung: mit der Vergänglichkeit. Im mittleren Teil (Z. 9–16) wird an verschiedenen Beispielen die Vergänglichkeit der weiblichen Schönheit dargestellt. Die Formeln „Wangen Zier“ (Z. 9), „der Augen Feuer“ (Z. 11), „Mündlein von Korallen“ (Z. 13) und „Die Händ als Schnee“ (Z. 15) sind aus der petrarkistischen Dichtung bekannte Formeln, hier jedoch mit dem Motiv der Vergänglichkeit verbunden. Im dritten Teil (Z. 16–24), in dem das Carpe Diem-Motiv wieder auftaucht, bekräftigt der Sprechende seinen Appell. Er spricht das lyrische Du wieder an und ermahnt sie sich in ihrer Jugend selbst zu lieben (Z. 21). Nur so kann er erreichen, dass sie ihn auch liebt (Z. 22). Dann könnte er seiner Liebsten das zurückgeben, was er von ihr erhält.

<sup>16</sup> Gedichte des Barock, S. 23.

Im ersten Teil findet man hypotaktischen Satzbau, im zweiten parataktischen, im dritten wieder hypotaktischen. Die Verslänge unterscheidet sich und die langen Verse besitzen jeweils weibliche Kadenz und die kurzen Verse männliche Kadenz. An diesem Gedicht, das übrigens auch an deutschen Gymnasien unterrichtet wird, können also eine Reihe von Begriffen erläutert werden, wie *Carpe diem*, Vergänglichkeit, Petrarkismus, Hypotaxe, Parataxe, männliche und weibliche Kadenz.

Aus diesen Beispielen und aus meinen Erfahrungen geht nun eindeutig hervor, dass im BA-Unterricht kurze, sprachlich nicht komplizierte Gedichte der älteren deutschen Literatur bzw. Gedichte des Barocks mit den StudentInnen besprochen werden können. Ich glaube, es lohnt sich die Mühe, denn auf diese Weise kann man das Interesse der StudentInnen für die Literatur (und Kultur) des Mittelalters und Barocks wecken.

## **DIE PROBLEME DES FREMDSPRACHEN- UNTERRICHTES IM 18. UND 19. JAHRHUN- DERT IN DEUTSCHLAND UND IN UNGARN**

Erzsébet Kézi

Im 18. Jahrhundert war das Hauptproblem des Sprachunterrichtes das Lernen der lateinischen Sprache.

Die lateinische Sprache war im Mittelalter eine wichtige Verkehrssprache. Die gut gebildeten Menschen sprachen in ganz Europa diese Sprache, so war es einfach, für die Wissenschaftler ein gemeinsames Mitteilungsmittel zu finden. An den Universitäten und Akademien gebrauchte man diese Sprache auch im Unterrichtsvorgang.

Im 18. Jahrhundert wurde aber schon die Rolle der klassischen Sprachen (Hebräisch, Griechisch, Lateinisch) in Deutschland heftig diskutiert.

Obwohl diese Sprachen auch viele kulturelle Vorteile hatten, aber vorwiegend durch die Theologie und Literatur wirkten, hatten sie keine praktischen Vorteile. Hebräisch unterrichtete man vorwiegend an den jüdischen Schulen und an den theologischen Akademien. Griechisch und Latein wurden aber auch an den Humangymnasien unterrichtet.

Im deutschen Sprachgebiet unterrichtete man eigentlich nur zwei lebende, gesprochene Fremdsprachen, die Nationalsprachen waren: Französisch und Englisch.

Von der sprachlichen Situation können wir Folgendes lesen:

Freilich blieb das Englische noch lange hinter dem Französischen zurück, das, getragen von der allgemeinen Begeisterung für die höfische Kultur des Sonnenkönigs, unangefochten als bedeutendste europäische Fremdsprache galt und in allen Ländern entsprechend häufig, aus staatlicher wie privater Initiative kommend, gelehrt wurde. Allerdings brachte auch die in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts einsetzende Verfolgung der Hugenotten viele Muttersprachler nach Deutschland, die hier mit der Lehre des Französischen ihren Lebensunterhalt bestritten. (Hüllen 2005: 65)

Das Zitat stellt die sprachliche Situation Deutschlands im 18. Jahrhundert vor. Der Vorrang des Französischen begann sich aber schon im 18. Jahrhundert zu verändern.

Im Jahre 1734 gründete Georg der II. die Universität Göttingen. Ab 1750 gab es Englischunterricht an den meisten protestantischen Universitäten Norddeutschlands, ab 1790 auch an den meisten protestantischen Universitäten Süddeutschlands und an den katholischen Universitäten der rheinisch-westfälischen Region. Die österreichischen Universitäten sperrten sich freilich noch lange gegenüber dieser Sprache, die inzwischen als Medium der Reformation galt (Ebd.: 64).

Anhand dieses Zitates können wir feststellen, dass die französische Sprache viel beliebter und verbreiteter war, aber auch die englische Sprache begann eine immer wichtigere Rolle zu spielen.

Es gab aber auch viele Fachleute, die den Lateinunterricht nicht aufgeben wollten. Besonders die Lehrer, die in der klassischen Bildung auch ein wichtiges Erziehungsmittel gesehen haben. Die Experten behaupten, dass die Veränderungen im Fremdsprachenunterricht nicht so groß gewesen seien, wie zum Beispiel im 19. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert erschien aber eine neue Unterrichtsform (Realschule, 1746, Berlin), in der die Bedeutung des Fremdsprachenunterrichtes so wichtig wurde, wie nie zuvor. Man fand eine solche Schulform, die den modernen gesellschaftlichen Herausforderungen entsprechen konnte. Latein spielte in dieser Unterrichtsform eine immer unbedeutendere Rolle.

Wenn wir den ganzen Vorgang so betrachten, müssen wir feststellen, dass die großen Umwandlungen des 19. Jahrhunderts schon im 18. Jahrhundert vorbereitet werden mussten.

Die lateinische Sprache hatte einen allgemeinen europäischen Charakter, die Nationalsprachen enthielten einen nationalen Charakter mit dem entsprechenden kulturellen Einfluss. Latein wurde aber langsam eine tote Sprache, so konnte man in dieser Sprache die modernen Begriffe nicht benennen, die nationalen Sprachen wurden in ihren Ausdrucksformen immer vielseitiger, so konnte man in diesen Sprachen auch abstrakte Begriffe ausdrücken.

Viele Wissenschaftler und Lehrer wollten aber den Lateinunterricht nicht aufgeben, weil ihrer Beurteilung nach der Unterricht der klassischen Sprachen viele Vorteile habe. Das System der Sprache entwickle das logische Denken, beeinflusse die moralische Erziehung der Schüler. Die Ablehnung des Lateinunterrichtes begann schon im 18. Jahrhundert, und im 19. wird der Prozess noch entschlossener fortgesetzt.

Die alten Sprachen Griechisch und Latein werden als die Kernfächer des Gymnasiums implementiert, das als die elitäre Ausbildungsschule zum Eintritt in die Berufe der traditionellen Wissenschaften und der staatli-

chen Verwaltung konzipiert ist. Gedankliche Grundlage ist der sogenannte Neuhumanismus, insbesondere der Weimarer Prägung, der in seiner Wirkung natürlich weit über das Schulwesen hinausgeht. Die neuen Fremdsprachen, Französisch und Englisch gewinnen mehr und mehr Einfluss in den Realschulen, die als Vorbereitung für die Berufe neu entstehender Wissenschaften und des international werdenden Handels geplant sind (Ebd.: 76).

Die großen deutschen Denker, Herder und Humboldt wollten den Unterricht der klassischen Sprachen vermindern. *Herder* wollte der Muttersprache Vorrang geben. Im 18. Jahrhundert begann schon die sogenannte neuhumanistische Reform, die die Muttersprache in den Vordergrund stellen wollte.

In den Jahren 1786–1788 sollte Herder diese Schule in neuhumanistischem Sinn reformieren. Das bedeutete: Zurückdrängung des Lateinischen, Ausbau des Griechischen, aber auch, entsprechend den gemeinsamen Forderungen von Neuhumanisten und Philanthropen, Stärkung des Deutschunterrichtes und der Realien (Manzmann: 1983: 156).

*Humboldt* wollte das ganze Unterrichtswesen reformieren.

Zu der Zeit, als Humboldt 1809 die Leitung der Sektion für Kultus und Unterricht im preußischen Innenministerium übernahm, wurde eine Debatte darüber geführt, ob die Schulen bereits auf die künftigen Berufe der Schüler vorbereiten sollten oder ob sie allgemein bilden sollten und ob das Schulwesen ständisch gegliedert oder ein einheitliches System der Nationalerziehung geschaffen werden sollte. (Ebd.: 158)

Sowohl die Eltern, als auch die Schüler haben den Lateinunterricht überflüssig gefunden. Wenn wir auch berücksichtigen, dass die klassischen Sprachen, besonders Latein, in der Mehrheit der Unterrichtsstunden unterrichtet worden sind, können wir die Vorwürfe der Eltern verstehen.

Im Lehrplan von 1816 sah Süvern für Latein 76 Wochenstunden in zehn Schuljahren vor, für Griechisch 50, für Deutsch 44, für Mathematik 60 und für alle anderen Fächer zusammen 88 Stunden. [...] Als es sich zeigte, dass die Erlernung des Griechischen schwierig war, wollten viele Eltern ihre Söhne vom Griechischunterricht abmelden. Da aber Griechisch zu den Kernfächern des neuen Gymnasiums gehörte, wurde nur in wenigen Fällen die Befreiung vom Unterricht in diesem Fach gestattet (Ebd.: 159).

Es wurde erreicht, dass die neuen Fremdsprachen (Französisch, Englisch) im Jahre 1900 auch Abiturfach an den Realgymnasien wurden.

Man kann feststellen, dass die Reformkräfte im 19. Jahrhundert in Deutschland vollständig siegen konnten. Die Gleichberechtigung der neuen Schulformen wurde verwirklicht.

Auf der preußischen Schulkonferenz von 1900 erfolgte schließlich die volle Gleichstellung des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der inzwischen entstandenen lateinlosen Oberrealschule im Hinblick auf den Hochschulzugang (Ebd.: 163).

Prinzipiell wurde das Problem gelöst. Man hatte den Weg gefunden, der eigentlich für die Wirtschaft der beste war. Man hatte ein Schulsystem geschaffen, das Fachleute bilden konnte, die den Anforderungen der Wirtschaft entsprechen konnten. Da in Deutschland Unterricht eine örtliche politische Angelegenheit ist, kann man aber auch jetzt solche Gymnasien finden, in denen die klassischen Formen des Unterrichtes bewahrt worden sind.

Wenn wir die *ungarische* Sprachsituation prüfen, finden wir ähnliche, aber auch unterschiedliche Züge.

Lateinunterricht spielte auch in Ungarn im 18. Jahrhundert eine außerordentliche Rolle. Sie war sowohl offizielle, als auch Unterrichtssprache. Im wichtigsten Unterrichtsdokument des Jahrhunderts, Ratio Educationis, hat man empfohlen, Latein und Deutsch zu lernen.

Wenn man in Ungarn Karriere machen wollte, musste man unbedingt Latein und Deutsch sprechen können. Wenn man zu den intelligenten Menschen gehören wollte, musste man auch Französisch sprechen. Zur Zeit der Reformation kann man mehrfach Spuren vom Englischlernen finden, aber im 18. Jahrhundert wurden diese Dokumente immer weniger. Womit kann man es erklären? Die Habsburger (besonders Maria Theresia) waren die Unterstützer der katholischen Kirche. Sie förderten die englischen Beziehungen der Protestanten nicht.

In der ersten Zeit, von der Rückeroberung von Buda bis zum Frieden zu Szatmár gelangten nicht so viele nach England, und die Zahl der Bücher, die sich vorwiegend mit England beschäftigt haben, wurde weniger.<sup>1</sup>

Wir können feststellen, dass Lateinunterricht im 18. Jahrhundert in Ungarn noch nicht so endgültig abgelehnt wurde, wie in Deutschland. Aber der Vorgang hatte schon begonnen. Julius Lux, der gute Experte der Frage, schrieb Folgendes:

Im 18. Jahrhundert begann der Lateinunterricht seine führende Rolle zu verlieren. Die Sprache des Gerichtswesens und der Verwaltung wird die Nationalsprache, so wurde aus der lebenden lateinischen Sprache eine

<sup>1</sup> „Az első időszakban, a Budavár visszavételétől a szatmári békéig terjedőben, kevesebben jutnak ki angol földre, és megcsappan az angol vonatkozású könyvek száma is.“ Vgl.: Berg (1943: 12), ins Deutsche übersetzt von Erzsébet Kézi.

tote Sprache. Es bedeutet eine große Veränderung des Lernens der lateinischen Sprache. Bis dann wurde das Lernen der lateinischen Sprache durch die allgemeine Nutzung, durch die praktische Anwendung gefördert. Und auch das Interesse der Schüler für die lateinische Sprache war zurückgegangen.<sup>2</sup>

Es passierte vielleicht auch darum, weil die ungarische Sprache nicht so verfeinert war, wie die deutsche. Die ungarische Sprache stand noch vor der Spracherneuerung. Kazinczy (1759–1831) begann seine Arbeit erst 1810.

Latein wurde am längsten in der Schule bewahrt. In Ungarn bis 1948.

Deutsch musste man wegen der politischen Beziehungen lernen. An den öffentlichen Schulen wurde die deutsche Sprache ab 1750 unterrichtet. Französisch war wichtig in den Hofkreisen der Habsburger und im Gesellschaftsleben. Diese Sprache begann man in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Sopron und in Pozsony zu unterrichten. Vom Privatunterricht haben wir keine Angaben. Englisch erreichte in Ungarn nicht so große Wichtigkeit, wie in Deutschland. Im Zusammenhang mit dem Englischunterricht haben wir interessante Angaben gefunden. Im Schuljahr 1878/79 lernten 220 Schüler Englisch als Wahlfach. Im Schuljahr 1890/1891 nur 15. Aber im Schuljahr 1910/11 schon 593. Das Interesse für die englische Sprache wurde schnell bedeutender (Berg 1937: 73).

Das wichtigste Unterrichtsdokument des Ungarischen Königreiches, *Ratio Educationis*, empfiehlt das Lernen der lateinischen Sprache so:

1. Weil alle Landesgesetze lateinisch geschrieben sind.
2. Weil [...] alle Verordnungen, Befehle an die Landesstellen und alle Behörden in dieser Sprache aufgesetzt werden.
3. Weil alle Geschäfte bei den politischen sowohl als juridischen Stellen, Komitats – zusammen – Gerichtshöfen, Stadtmagistraten, und anderen öffentlichen Gerichtsverhandlungen in dieser Sprache verhandelt werden, [...]
4. Weil der Gebrauch dieser Sprache nun einheimisch, und allgemein geworden ist, wodurch im Lande so verschiedene Nationen sich wechselweise leichter verstehen, [...] <sup>3</sup>

Es war auch wichtig *Deutsch* zu sprechen. Nicht nur die Aristokraten, sondern auch die Adligen mussten oft nach Wien fahren, wo man sich nur auf Deutsch verständigen konnte.

Im 18. Jahrhundert kann man auch in Österreich beobachten, dass der *französischen Sprache* eine immer größere Rolle zukam. „Der Wiener Hof lockt die

<sup>2</sup> A 18. században kezd a latin háttérbe szorulni. A bírói és közigazgatási nyelv mindenütt a nemzeti nyelv lesz és így az eddig élő nyelvből holt nyelv lesz. Ez lényeges változást idéz elő a latin nyelv tanulásában. Eddig nagyban támogatta a latin nyelv tanulását a közhasználat, a gyakorlat. És megcsappant a tanulók érdeklődése is a latin nyelv iránt. Vgl. Lux (1925: 47), ins Deutsche übersetzt von E. K.

<sup>3</sup> Vgl. *Ratio* (1981: 75), deutschsprachige Übersetzung in *Merkur* (1786).

ungarischen Adligen geplant nach Wien, und dort eignen sie sich dann sehr bald die französische Sprache an.“ (Lux, 1925, 69)<sup>4</sup>

Deutsch mussten natürlich die Menschen können, wenn sie eine gute Position in der Monarchie erlangen wollten. 1849, also nach der Niederwerfung des Freiheitskampfes, wurde Deutsch als Pflichtfach eingeführt. Aber auch aus praktischen Gründen musste man Deutsch sprechen können.

Griechisch verlor endgültig seine Bedeutung. Es wird in Ungarn am Ende des Jahrhunderts Wahlfach. Die neuen Fremdsprachen erreichten jedoch immer bessere Positionen. 1924 wurden Französisch, Englisch und Italienisch an den Realgymnasien, Realschulen Wahlpflichtfächer. Deutsch war in allen Mittelschultypen in der Zwischenkriegszeit obligatorisch.

## Zusammenfassung

Wir können feststellen, dass die Tendenzen in beiden Ländern ähnlich waren. Die klassischen Sprachen, besonders Griechisch, haben ihre Bedeutung verloren. In Deutschland passierte es schneller als in Ungarn. In Deutschland verbreitete sich die neue Schulform (Realschule) in kurzer Zeit. In Ungarn konnte Latein seine Bedeutung im 19. Jahrhundert bewahren. Die lateinlose Realschule konnte nicht Fuß fassen, was vielleicht damit zusammenhängt, dass die bürgerliche Entwicklung kein hohes Niveau erreichen konnte. Deutsch war in Ungarn die wichtigste lebende Fremdsprache. Französisch hat wegen der Aufklärung in beiden Ländern im 18. Jahrhundert großen Einfluss erlangt, aber Englisch war in Deutschland der Wirtschaft wegen viel bedeutender als in Ungarn. England wurde im 19. Jahrhundert endgültig Weltmacht, und mit der Sprache dieses Reiches musste man auch dann rechnen, wenn Frankreich Nachbarland Deutschlands war. Den Vorrang hatte aber die französische Sprache im Unterricht noch nicht verloren.

## Literatur

- Baranyai, Zoltán (o. J.): A francia nyelv és műveltség Magyarországon a 18. században. S. 1–82.
- Dr. Balassa, Brunó (1930): A latintanítás története. Budapest: Sárkány Nyomda Rt. S. 1–178.
- Berg, Pál (1943): Az angol nyelv tanítás útja a magyar iskolában. Budapest: Selbstaussgabe des Autors, S. 1–87.

<sup>4</sup> „A bécsi udvar tervszerűen csalogatja a magyar főurakat Bécsbe és azok ott hamarosan elsajátítják a francia nyelvet.“ Vgl. Lux (1925: 69), ins Deutsche übersetzt von E. K.

- Gonda, Imre/Niederhauser, Emil (1977): *A Habsburgok*. Budapest: Gondolat Kiadó. S. 1–362.
- Hüllen, Werner (2005): *Kleine Geschichte des Fremdsprachenlernens*. Berlin: Erich Schmidt Verlag. S. 1–184.
- Kosáry, Domokos (1983): *Művelődés a 18. századi Magyarországon*. Budapest: Akadémiai Kiadó. S. 1–757.
- Lakatos, Géza (1934): *A francia nyelvtanítás múltja hazánkban*. Budapest: Sárkány Nyomda Rt. S. 1–82.
- Lengyel, Alojzia (2001): *Gimnáziumi németnyelv-oktatásunk történetének két évszázada*. Ph.D.-Dissertation [Manuskript], S. 1–184.
- Lux, Gyula (1925): *A modern nyelvek tanítása*. Miskolc: Klein, Ludvig és Szélnyi R.-T. S. 1–173.
- Manzmann, Annaliese (1983): *Geschichte der Unterrichtsfächer*. München: Kösel Verlag.
- Merkur von Ungarn. Hg. von einer Gesellschaft patriotischer Liebhaber der Literatur Jg. I (1786), H. 8.
- Niederhauser, Emil/Tokody, Gyula (1972): *Németország története*. Budapest: Akadémiai Kiadó. S. 1–386.
- Pálffy, István (1999): *Az angol nyelvi művelődés kezdetei Magyarországon*. In: *Modern Filológiai Közlemények*, Jg. 1, H. 2, S. 114–120.
- Ürményi, József (1777): *Ratio Educationis*. Übersetzt von Mészáros, István (1981). Budapest: Akadémiai Kiadó. S. 1–433.
- Vörös, Imre (1976): *A francia nyelv oktatása Magyarországon a 18. században*. *Magyar Pedagógia*. S. 80–95.